Дело
0
58 а

Geschichte

der

christlichen

Religion und Kirche

für das Volk.

Bearbeitet

von

Ottmar Lautenschlager.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
HABENBERGENSIS.

Dritter Band.

München, 1849.

Verlag des katholischen Büchervereins.

Nachricht.

Der Schluß des **III.** Bandes der Kirchengeschichte,
welcher zugleich den Schluß des ganzen Werkes und die Dar-
stellung der kirchlichen Ereigniſſe bis auf die neueſte Zei
gibt, wird ganz ſicher, ſammt Titel und Inhaltsanzeige, als
nächſte Vereinsgabe folgen.

Siebenter Zeitraum.

Von der Glaubensspaltung durch Luther bis zum Schlusse des Westphälischen Friedens.

(Von 1517 bis 1648.)

Luther — sein Abfall von der Kirche. — Der Reichstag zu Worms. — Luther wird gebannt. — Der Bauernkrieg. — Der Reichstag zu Augsburg. — Der Religionsfriede zu Nürnberg. — Die Wiedertäufer. — Philipps von Hessen Doppelehe. — Fortschritte der Protestanten. — Einigungsversuche. — Luthers Tod. — Der Schmalkaldische Krieg. — Der Religionsfriede von Augsburg. — Zwingli. — Calvin. — Das Concil von Trident. — Die Jesuiten. — Verbreitung des Protestantismus durch Europa: in England, in Frankreich, in den Niederlanden, in Dänemark, Schweden und Norwegen. — Die Protestanten in Teutschland nach Luthers Tod. — Die Reformirten — Maximilian Churfürst von Bayern und Kaiser Ferdinand von Oestreich. — Der dreißigjährige Krieg. — Die Orden, während dieser Zeit gestiftet. — Von den Heiligen dieser Zeit. — Die Missionen. — Der Kampf der Christen wider die Türken.

Einleitung.

Anderthalbtausend Jahre sind nun verflossen, seitdem die Kirche Gottes auf Erde bestanden und gewirkt hat. Als sie zu wirken begann, fand sie die Völker in der Nacht des Heidenthums, ohne Kenntniß des Einen wahrhaften, alliebenden Gottes, Götzen, Thiere, Steine, ja die eigenen Laster anbetend, und selbe auf die schauderhafteste Weise mit Menschenmord, mit Lüge und Unzucht verehrend. Ohne feste Hoffnung auf die Erbarmung ihrer Götter, ohne den Trost eines ewigen Lebens starben die Unglücklichen dahin, nur zu oft beim Sterben den Augenblick der Geburt verwünschend. Ihr sahet den Gräuel der Sklaverei, die Menschen wie Vieh verkauft, mit ihren Leibern die Fische gefüttert; ihr sahet das Verderben

Dr. Haupt

der Vielweiberei, das Aussetzen der Kinder, die grause Sitte der Blutrache — der ganze Jammer, den die Sünde und ihre Kinder, das Heidenthum und der Götzendienst, über die Menschheit brachten, ist euch vor Augen gestellt worden. Da erhob sich die Kirche Jesu Christi, und mit der Macht ihres göttlichen Stifters nahm sie den Fluch der Sünde von der Menschheit und lehrte sie in Gott, dem Dreieinigen, das Eine wahre, höchste Wesen erkennen und lieben. Zu allen heidnischen Völkern sandte sie ihre Boten, ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen, sie zu taufen und zu lehren. Aber der böse Geist des finstern Heidenthums widerstand dem Lichte des Evangeliums; dreihundert Jahre dauerte der gewaltige Kampf der Heiden, ihrer Priester, ihrer Fürsten gegen die Kirche. Da zeigte die Kirche ihre göttliche Macht, ihre Kinder aber unerschütterlichen Glaubensmuth und die glühendste Liebe zu Jesu. In Strömen floß das Blut der treuen Bekenner der Kirche, bis Constantin unter dem sichtbaren Schutze Gottes durch die Kraft des heiligen Kreuzes die Heiden an der Tiberbrücke zu Rom überwand und ihre Götzen in den Staub stürzte. Auf den Trümmern des Heidenthums erhob sich nun die Kirche, nahm die Völker auf mit mütterlicher Liebe, lehrte sie den wahren Glauben an Jesus Christus, segnete sie mit dem Reichthum seiner Gnade, gab ihnen die wahre Bildung und milde Sitte. Da brach die alte Welt unter den Stürmen der Völkerwanderung zusammen. Neue Völker, Teutsche und Slaven, rohe Horden traten auf, unter sich und mit andern kämpfend; die eine Hälfte Europas ward in diesen Stürmen eine große Brandstätte, die andere war ein düstrer Sumpf, eine furchtbare Wildniß, bedeckt mit der Nacht des Heidenthums und der Unwissenheit. Da sahet ihr die Kirche, wie eine liebende Mutter, sich zu den wilden Söhnen neigen, und sie im Namen Jesu aus der Wildheit, dem Götzendienste, ziehen und sie zu Kindern Gottes bilden. Ueberall hin, über Berge und Meere, in Sümpfe und Wälder sandte sie ihre Diener, wie Palladius, Patricius, Columban, Willibrod und Bonifacius mit dem Lichte und der Lehre des Heiles. Jetzt ward Alles neu. Die Wälder wurden gelichtet, Saaten und Reben blühten da, wo noch vor Kurzem Disteln und Dornen gesproßt, und Frösche und

Eulen gehaust hatten. Die Hütten wandelten sich in reinliche Wohnungen, und wohlhäbige, reichbevölkerte Städte erstanden an der Stelle ärmlicher Dörfer. Die Menschen lernten Gott als Herrn fürchten und als Vater lieben, und das Leben nur als eine Vorbereitung für die Ewigkeit erkennen. Die Kirche führte sie hin zu Jesu, als den Erlöser, Tröster und Helfer in jeglicher Noth, und hielt sie an, Sein großes Gebot, das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten, zu beobachten. Die Völker, vorher roh und kriegerisch, lernten die Süßigkeit des Friedens kennen. Und ob auch die Kriege und Kämpfe noch fortdauerten, sie wurden doch milder geführt; und der Gottesfrieden, von der Kirche aufgerichtet, unterbricht den Waffenlärm, und in jedem Tempel, in jeder Capelle findet der Verfolgte an den Stufen des Altares eine Freistätte, die grause Sitte der Blutrache verschwindet. Die Kirche verbannte die Vielweiberei, stellte das natürliche Verhältniß, die Verbindung Eines Mannes mit Einem Weibe mittelst des Sakramentes der Ehe wieder her. Die Kinder dieser Ehen nimmt sie auf, und zieht sie mit den Eltern liebend und wachsam heran. Auf diese Weise, durch christliche Ehen, legt sie auch den Grund zu christlichen Staaten; sie stellt den Völkern die Obrigkeiten und Regenten dar als von Gott gesetzt und seine Stelle vertretend, und verschafft denselben auf diese Weise Ehrfurcht und Gehorsam; auf der andern Seite gebietet sie den Obrigkeiten und Regenten, als Stellvertreter Gottes zu herrschen, wie Gott, mit Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit, wie Väter über ihre Kinder. Mit aller Macht wirkt sie der Sklaverei und Leibeigenschaft entgegen; *) es ist ja ihre Lehre, daß alle Menschen Kinder Gottes und zu gleicher Seligkeit geschaffen seien, und daß kein Ansehen der Person vor dem Höchsten gelte. Auf jede Weise sucht sie den Menschen zur wahren Freiheit zu verhelfen, die

*) Wie sehr die Kirche, die Mutter aller Unglücklichen, sich der Sklaven annahm und ihre Freilassung betrieb, zeigten der Ort und die Formel der Freilassung. Die Formel lautet meistentheils: „Gott dem Herrn, der seligsten Jungfrau Maria und allen lieben Heiligen übergeben wir und lassen wir frei N. N.“; oder: „Weil Christus der Knecht Aller geworden, und uns vom Fluche des Gesetzes und der Knechtschaft des Teufels befreit hat, befreie ich.“ — Der Ort der Freilassung war die Kirche, zu welcher der Wohlthäter gehörte.

Unterdrückten in Schutz zu nehmen und eines Jeden Recht zu wahren.

So erheben sich wohlgeordnete Staaten, die miteinander im lebendigsten Verkehre stehen; das große römisch-teutsche Reich wird zu dieser Zeit gegründet, und sein Kaiser gilt als der Erste der christlichen Fürsten, als der Führer der Christenheit in weltlichen Dingen, wie der Papst als das Oberhaupt der Christenheit in geistlichen Dingen. Die gefährlichsten Feinde der Christenheit sind zu jener Zeit die Saracenen; der Papst ermuntert die christlichen Völker zum Kampfe gegen die Muhamedaner; durch sein Wort und durch seine Hilfe gekräftigt, zerbrechen die Spanier das Joch der Mauren; und im Osten setzen Teutsche und Ungarn, von dem Bruder Johann Capistran angeführt, der Macht der Türken einen festen Damm entgegen und erretten Europa von der Barbarei.

Ein anderes auf der Menschheit lastendes Joch ist die Unwissenheit; auch das nimmt die Kirche von den Völkern. Sie stellt die Priester und Mönche als Lehrer auf; aus ihren unscheinbaren, anspruchslosen, aber gottergebenen, nun freilich verachteten Schulen bildeten sich die großen und zahlreichen Pflanzschulen europäischer Gelehrsamkeit, die Universitäten. Wir sehen, wie die Mönche (die Benedictiner vornämlich) Alles erlernten, um wieder lehren zu können; wie sie durch mühseliges Abschreiben der Menschheit die classischen Schriften der Griechen und Römer erhielten, die außerdem zu Grunde gegangen wären. Geistliche sind die Aerzte, sind die ersten Lehrer der Heilkunde auf der Schule zu Salerno (1056), sind Rechtslehrer, Richter; sie sitzen im Rathe der Fürsten, entwerfen Gesetze, und ihr Ausspruch entscheidet. Die erhabene Wissenschaft der Philosophie und Theologie wird von ihnen mit einem Scharfsinne, mit einer Geistesfülle und Innigkeit gepflegt, daß Weise, wie der heilige Anselm, der heilige Bernard, der heilige Bonaventura, der heilige Thomas von Aquin und viele Andere, noch jetzt von parteilosen Kennern angestaunt werden. Die Geschichte, so wichtig für die Menschheit, wird in diesen Zeiten fast all.in von Geistlichen bearbeitet. Eigene Orden werden gestiftet, die Kinder zu erziehen, die Unwissenden zu belehren und zu tüchtigen Menschen zu bilden. Sechsundsechzig Univer-

stitäten zählte Europa kurz vor der Reformation, und sechzehn allein gehörten Teutschland an.

Wie die Wissenschaft, so lag auch die mit ihr so nahe verwandte Kunst der Kirche am Herzen; zur Verherrlichung Gottes schließt sie gleichsam einen Bund mit den Künsten; die Dichter dieser Zeit besingen die höhern Wahrheiten des Glaubens; Hymnen und religiöse Gesänge werden hervorgebracht (z. B. **veni sancte Spiritus, stabat mater, dies irae**), mit welchen, nach Inhalt und Form, nicht viele unserer Zeit verglichen werden können. Jetzt entstehen „die göttliche Comödie" des Italieners Dante und das teutsche Lied der Nibelungen, vielleicht die größten Gedichte der christlichen Poesie. Höhere Musik ward nur in Klöstern und an Kirchen gelehrt und geübt, und keine Kunst verdankt der Kirche so viel, als diese. Auf gleiche Weise beurkundet die Kirche das Leben und die Macht des von ihr erweckten Kunstsinnes in den für den Gottesdienst bestimmten Gebäuden. Um diese Zeit erheben sich Tempel und Dome von der großartigsten Anlage und der vollendetsten Ausführung. Dome, wie der von Cöln, von Straßburg und Freiburg, sind dessen Zeugen, und die gegenwärtige Zeit kann ihnen nichts Aehnliches an die Seite stellen.

Wie die Kirche unabläßig bemüht war, den Geist ihrer Kinder mit gläubiger Wissenschaft und Kunst zu nähren und zu erheben, so vergaß sie auch des Leibes nicht. In Wahrheit kann von ihr gesagt werden, daß sie mit der alten Mutterliebe die Hungernden speiste, die Nackten bekleidete, den Obdachlosen eine Herberge bot und die Kranken pflegte. Jedes Kloster, jede Kirche hat die Pflicht, die Werke auch der leiblichen Barmherzigkeit zu üben, und der Geist der Liebe hat in der Kirche für solche Noth des Nächsten eigene Genossenschaften gebildet. Man erwäge das Leben der Teutschen und Slaven und der Ungarn in ihren Wäldern und Sümpfen, ehe die Glaubensboten zu ihnen kamen. Diese waren es, welche sie aus dem thierischen Zustande heraushoben und sie anleiteten, den Boden besser zu bebauen und zu benützen, Gärten anzulegen, und statt des wilden Nomadenlebens den sicheren und nahrhafteren Ackerbau zu erwählen. Sie brachten ihnen die Rebe und viele noch unbekannte Früchte, und damit zugleich mildere und gesündere

Nahrung, die wieder nur vortheilhaft auf Bildung und Gesittung wirken konnte. Die Kleidung von Thierfellen verschwand und machte Gewändern von Wolle und Leinen Platz; schon übten unter der Anleitung der Missionäre die Neubekehrten die bürgerlichen Gewerke; hiefür werden an den Bischofsitzen, wie z. B. in Hildesheim, eigene Schulen errichtet.

Das Alles ist groß und herrlich, ist das Werk der Kirche. Aber die ganze Macht und Herrlichkeit des in ihr wirkenden göttlichen Geistes zeigt sie an ihren Heiligen. Wer wird nicht im Innersten ergriffen von der unbesiegbaren Standhaftigkeit der Märtyrer und Bekenner, die keine Lockung, keine Qual von Christo reißt, denen für Ihn zu leiden nur Lust, für Ihn zu sterben nur Gewinn ist? Wer erstaunt nicht vor der wunderbaren Macht eines einfachen Mönches, des heiligen Bernard, dessen Stimme nicht blos die Völker, sondern selbst die Herrscher der Erde, die Könige und Päpste, leitet? Wen rührt nicht auf das Tiefste die Liebe des heiligen Franciscus, der heiligen Elisabeth, die ganz der Barmherzigkeit leben, ganz sich der Noth des Nächsten, ganz sich dem Dienste der Armen und Kranken weihen? Wer kann es ohne Erschütterung sehen, wie die Brüder der Barmherzigkeit sich selber als Sklaven verkaufen, um Gefangene zu erledigen? Wer muß nicht bewundern den Glauben der Missionäre, die hungernd und durstend, von Kälte durchschauert und von Hitze verbrannt, die Meere durchschiffen, die höchsten Berge erklimmen, willig Marter und sogar Todespein auf sich nehmen, um den Heiden die Botschaft des Heiles zu bringen? Wem schlägt das Herz nicht höher bei dem Anblicke zarter Jungfrauen, wie der heiligen Catharina von Siena, die in den Kerker steigt, die Missethäter zu bekehren, und selbe sogar bis auf das Schaffot begleitet? Wer kann genugsam preisen die Tugenden der heiligen Ordensstifter, die Liebesglut, die Demuth und Selbstverläugnung Bruno's, Romuald's, Bernard's, Dominicus', Franciscus'? Wer wird nicht erschüttert beim Anblicke der leidenden Lidwina, deren Leib dreiunddreißig Jahre nur Eine Wunde war, wie ihr Herz nur Ein Liebesfeuer zu Jesu? — Und erst die Wunder dieser Heiligen, die sie durch Gottes Macht und zu Seiner Ehre verrichtet! Wer mag sie läugnen? Vor

Hunderten, ja Tausenden, öffentlich, von Allen gesehen, wirkt der heilige Bernard seine Krankenheilungen, weckt der heilige Dominicus Todte auf; zwanzig Jahre lebt der heilige Nicolaus von der Flüe allein von dem Genusse der heiligen Communion, und Tausend sind dessen Augenzeugen.

Und eine Kirche, die so Großes und Wunderbares gewirkt, die solche Kinder geboren, sollte entartet, sollte von Gottes Geist verlassen worden sein? Wie, — das Wort der ewigen Wahrheit: „Ich werde bei Euch sein bis an das Ende der Welt!" hätte sich nicht erfüllt? Die Kirche, diese Säule und Grundfeste der Wahrheit, wäre gebrochen? Aber die unwürdigen Päpste, die sündhaften Bischöfe und Priester, die häufigen Spaltungen, das große Sittenverderbniß des zehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, geben sie nicht Zeugniß, daß der Geist Gottes von der Kirche gewichen, daß ihr Tempel zerfallen ist, daß sie keine Kräfte mehr hat, ihre Mitglieder zu beglücken, heilig und selig zu machen? So werdet ihr gar Manchen klagen hören, gar Manchen von seiner Mutter, der Kirche, deßhalb sich abwenden sehen. Aber ihr, ihr bleibet fest im Glauben, und lasset euch durch solches Klagen und Gerede nicht irre machen! Das ist die Sprache der Heuchler und Feinde der Kirche, oder der platte Jammer Derjenigen, welche kein Verständniß der Kirche und der Geschichte haben. Ja, mit tiefem Schmerz beklagt die Kirche die unseligen Spaltungen, beweint sie die Laster und Sünden ihrer treulosen Söhne; aber sie selber trägt keine Schuld. Rein und unverfälscht ist in ihr immerfort die heilige Hinterlage geblieben, immerdar reichlich und lauter geflossen der Quell der Gnaden und der heiligen Sakramente, immerfort hat sie mit heiliger Liebe und erschütterndem Ernste die Worte des Lebens, aber auch die Strenge des göttlichen Gerichtes verkündigt, die heilsamsten Vorschriften erlassen. Die Kirche trägt an solchen Uebeln keine Schuld. Von dem Tage ihrer Stiftung an blieb sie ein Ackerfeld, wo Weizen und Unkraut, Gute und Böse, miteinander wachsen bis zum Tag der Ernte. Mit solch einem Felde hat der Herr selber die Kirche verglichen und Spaltungen und Aergerniße vorhergesagt. Von Anbeginn an hat es in ihr Menschen gegeben und es wird ihrer geben bis zum Ende der Welt, die der Gnadedes

heiligen Geistes widerstreben, dem Wort der Kirche das Ohr verschließen und ihre zum Himmel leitende Hand von sich stoßen. Auch unter den Geistlichen hat es solche gegeben, und sie sind gefallen wie die Engel des Himmels, desto tiefer, je höher sie standen. Die Kirche aber um solch' Unwürdiger willen verdammen, heißt die Apostel verurtheilen, weil unter ihnen ein Judas war. Doch gegen Einen treulosen Priester und Bischof kann sie Hunderte, ja Tausende von würdigen und heiligen aufweisen. Was zumal die Päpste betrifft, so gibt es keinen Thron auf der Welt, keinen Bischofsstuhl in der Christenheit, den so viele herrliche Regenten voll Geistesgröße und glorreiches Wirken geziert, den so viele Heilige mit dem Glanze und dem Segen ihrer Tugenden umstrahlt hätten. Sogar auch die schlechten Priester und Bischöfe, trotz ihrer Unwürdigkeit, trugen zur Erhaltung des Reiches Gottes bei. „Denn, sprach der heilige Nicolaus von der Flüe, wie ihr aus einem und demselben Brunnen das nämliche süße und schmackhafte Wasser trinket, es mag Euch nun durch bleierne und kupferne oder durch silberne und goldene Röhren zufließen, eben so werdet ihr auch durch schlechte Priester dieselben Gnaden und Gaben Gottes empfangen, wenn ihr euch ihrer nur zuvor würdig machet."

Was aber auch solch' unwürdige Priester und Bischöfe verbrochen — das hat oft hundertfach Ein gläubiger, Ein reiner gutgemacht. Wie Ein Stern hinreichend ist, die Dunkelheit der Nacht zu erhellen, so hat der Tugendglanz auch nur Eines Heiligen die Sündennacht einer ganzen Gegend, ja eines ganzen Geschlechtes erleuchtet. Erwäget die Fülle des Segens, welche der heilige Benedict, Bernard, Franciscus, Dominicus, Vincentius für Jahrhunderte den Menschen gespendet haben! Betrachtet die Thaten, die Opfer, die Liebe so vieler heiliger Bekenner und Blutzeugen, so viel herrlicher Bischöfe und Päpste, und saget, haben sie nicht tausendfach gutgemacht, was zu Zeiten Unwürdige aus ihren Brüdern verbrochen? Haben sie nicht mehr erbaut, als Jene geärgert? nicht mehr genützt, als Jene geschadet? nicht mehr Segen, als Jene Fluch gespendet?

So wißt Ihr nun, was ihr von den traurigen Spaltungen in der Kirche und dem noch traurigeren Sittenverderb-

niß, wie auch von Denen zu halten habt, welche nicht Worte genug finden, Päpste, Bischöfe und Priester zu schmähen und das Verderbniß der Sitten und den Verfall der Zucht auf das Schwärzeste auszumalen. In der That, das Verderben war groß; aber so groß, als die Lobredner des Abfalls es machen, war es denn doch nicht. Die Kirche hatte das Uebel erkannt und bereits auf den Concilien zu Pisa und Costnitz treffliche Gesetze zur gründlichen Verbesserung (Reformation) gegeben. Nach dieser Verbesserung war die Sehnsucht eben so heiß, als dringend und laut der Ruf. Die Mönche in Nordteutschland zu Bursfeld, *) wie zu Valladolid in Spanien, vereinigten sich, ihre Mängel zu verbessern; kaum gab es einen größern Reichstag in Teutschland, wo nicht Vorschläge und Pläne zur Emporhebung und neuen Belebung des kirchlichen Wesens gemacht, mit Eifer betrieben und mit Glück ausgeführt wurden. Gleicher Eifer zeigte sich auch anderwärts. Im Angesichte des fünften Concils vom Lateran (1513) sagte der Augustiner-General Aegidius von Viterbo, ein ausgezeichneter Prediger, zum Papste Julius II.: „All seine Aufmerksamkeit müsse sich auf Verbesserung der Sitten, Einpflanzung eines heiligen Lebens, Vertilgung aller Laster und Ueppigkeit, und Berichtigung der Irrthümer wenden.“ — Trotz aller Fehler und Mängel des fünfzehnten Jahrhunderts schien allmählig durch die Vereinigung aller Guten eine neue bessere Zeit zu kommen; für Teutschland zumal war Hoffnung dafür vorhanden; es hatte Bischöfe, tugendhaft, religiös und kenntnißreich, wie es nur je zu wünschen war: so Johann von Dalberg zu Worms, Johann Rhode in Bremen, Lorenz von Bibra in Würzburg, Conrad von Thüngen

---

*) Bursfeld, an der Weser, sieben Stunden von Göttingen, eine hochberühmte Benedictiner-Abtei. Sie war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts so verfallen, daß, wie die Sage geht, nur Ein Mönch und Eine Kuh daselbst waren. Da kam Johann von Minden, ein Benedictiner aus Rheinhausen, und gab dem Kloster neues Leben. Er und seine Untergebenen lebten nach der strengern Regel des heiligen Benedict, und bald sprach die Welt mit Achtung von der Frömmigkeit und Tugend Bursfelds. Noch mehr hob sich Bursfeld unter Johanns Nachfolger, dem Abte Johann von Hagen Er vereinigte an sechsunddreißig Klöster zu einer strengern Regel im Geiste des Stifters. Mit Freuden bestätigte und empfahl Papst Pius II. die neue Congregation; bald zählte sie einhundertfünfzig Klöster, die ihr beigetreten.

'and sein Nachfolger Christian von Stadion zu Augsburg, Matthäus Lang in Salzburg, Faber in Wien, v. Greifenklau in Trier werden als solche vortreffliche Hirten gerühmt; es schien sich Alles zum Bessern zu wenden, ein schöner Morgen schien zu tagen.

Da trat ein Mönch auf und wollte reformiren; statt des Morgens brachte er Sturm; statt Zucht und Sitte zu verbessern, griff er das Heiligthum der Kirche, den Glauben und die Liebe und Freiheit an; statt ihr eine Stütze zu geben, wollte er sie zerstören. Dieser Mönch war Martin Luther.

Anmerkung. Reformation. Die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche bedarf nirgends und niemals einer Reformation (Verbesserung); denn diese ist von Gott selber gegeben, mithin vollkommen, und wird von Ihm beständig rein und unverfälscht erhalten. Einer Aenderung und Verbesserung fähig und zu Zeiten wirklich bedürftig sind nur einzelne Personen und Sachen, welche mit der Glaubens- und Sittenlehre und mit dem Wesentlichen der Kirche in keiner nothwendigen Verbindung stehen. So können und sollen, wo sie vorkommen, reformirt werden die ausgearteten Sitten geistlicher Personen, die Mißbräuche der Kirchenregierung, die Fehler der kirchlichen Zucht, die Mißbräuche in der Liturgie ꝛc. Solche Ausartungen und Mißbräuche, durch Menschenschuld eingeschlichen, beseitigt die wahre Reformation, und zu allen Zeiten war die Kirche bemüht, alles Unkirchliche abzustellen, alles Abgeirrte wieder auf den rechten Weg zu bringen, das Kranke wieder zu heilen und das Erstorbene wieder zu beleben. Das Recht, eine solche Reformation vorzunehmen, kommt allein der Kirche zu, und Niemand ist befugt, ohne Sendung von ihr als Reformator eigenmächtig aufzutreten.

I. Kapitel.

Luther — seine Geistesrichtung — seine Irrthümer — sein Streit mit Tetzel — sein Abfall.

Luthers Vater war ein schlichter Bergmann von Mähra bei Eisleben. Margaretha, sein Eheweib, gebar ihm zu Eisleben, wohin sie des Jahrmarktes wegen gegangen, am Feste des heiligen Martin (10. November 1483) ein Söhnlein und sie nannten es nach dem Heiligen seines Geburtstages — Martin. Als Kind zeigte Martin bei großen Anlagen Eigensinn, trotziges Wesen und Unlust zum Lernen, weßhalb ihn die Eltern und Schulmeister öfter in scharfe Zucht nahmen. Reine, fröhliche

Liebe, williger Gehorsam und argloses Zutrauen, wohl die schönsten Eigenschaften eines Kindes, blieben ihm fremd; er liebte nicht seine Eltern, nicht seine Erzieher, aber er fürchtete sie und gehorchte ihnen nur mit Widerstreben. Wie er als Mann das Mutterhaus, die Kirche, verlassen, so entlief er als Knabe schon den Eltern, und nicht aus Reue, sondern durch Hunger und Noth gezwungen, kehrte er wieder heim.

Martin war vierzehn Jahre alt, da wanderte er mit einem Kameraden, Reineck, nach Magdeburg, um dort die Schule der Franciscaner zu besuchen; aber seine Armuth war groß, die Mildthätigkeit der Reichen zu Magdeburg gering; darum nahm er sein Ränzlein und ging nach Eisenach. Auch da war eine Schule der Franciscaner. Hier suchte er durch Singen von Thür zu Thür, wie die armen Studenten zumeist, sein Brod zu gewinnen, und er hatte Noth genug; der Druck der Nahrungssorgen machte ihn noch trüber; immer war er in sich gekehrt, mied die Gesellschaft der andern Studenten und ward auch von ihnen wenig geliebt. Doch galt er durch Talent, Beredsamkeit und Sprachkunde für den besten unter ihnen. So war Martin siebzehn Jahre alt geworden. Sein Vater that das Aeußerste, daß er die Universität Erfurt beziehen konnte. Auch hier studirte Martin fleißig, ward Magister und hielt Vorlesungen über den Aristoteles. Der Vater wollte einen Rechtsgelehrten aus seinem Martin machen; dieser aber fühlte plötzlich in sich einen Antrieb zur Theologie. Eine Unruhe eigener Art trieb ihn umher, und der schnelle Tod seines Freundes Alexius, der an seiner Seite vom Blitze getroffen ward, ängstigte ihn noch mehr. Er machte nun das Gelübde, in ein Kloster zu gehen; er selber nennt späterhin dieses Gelübde übereilt und gezwungen, nicht von Herzen und willig gethan. Darum brachte es ihm auch keinen Segen. Aber er hielt es und trat zu Erfurt in den Orden der Augustiner zum großen Mißvergnügen seines Vaters.

Aber auch im Kloster fand Martin die Seelenruhe nicht; in der ersten Zeit hatte er mit der Fleischeslust schwer zu kämpfen. Nach seiner Meinung war er ein großer Sünder und mehr als ein Anderer von dem Satan beständig versucht und geplagt. Auch jetzt schon zeigte es sich, daß in seinem Gemüthe die verschiedenartigsten, oft einander geradezu entgegengesetzten

Eigenschaften zusammenwohnten. Ueber die Massen war er ängstlich und furchtsam, traurig, reizbar und zanksüchtig, und bei allem Gefühle seiner Sündhaftigkeit dennoch so hochmüthig, daß ihn seine Vorgesetzten öfters und schwer demüthigten. Seine Ordensregel hielt er gewissenhaft und that sich nirgends genug. „Ich hätte mich, so bekennt er selber, wenn es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Beten, Wachen, Lesen und anderer Arbeit.“ Freilich, wie Martin es trieb, konnte ihm dieß Alles, auch bei dem größten Fleiße, wenig helfen. Was allein ihn trösten und aufrichten konnte, die wahre Liebe zu Gott, das feste Vertrauen auf Seine Barmherzigkeit — das fehlte ihm. Darum half dem Martin kein Beten und Beichten, kein Trösten und Zureden von Seite seines Beichtvaters und des Generalvicars des Ordens, Johannes Staupitz; es hatten diese seinen Seelenzustand wohl erkannt und ihn unabläßig auf das wahre Heilmittel, auf Gottes Barmherzigkeit, die er mit dem festesten Vertrauen umfassen müsse, hingewiesen. Martins Unruhe und Scrupelhaftigkeit stieg von Tag zu Tag. Einmal hatte er sich in seine Zelle eingeschlossen und würde sich darin vielleicht zu Tode gehungert haben, hätte man nach drei Tagen nicht die Thüre eingeschlagen und den Halbohnmächtigen geweckt. Oefter war ihm schon der Gedanke gekommen, Hand an sich selber zu legen. Angstvoll schrieb er an seine Freunde: „Betet für mich! Denn jeden Tag werde ich schlimmer und elender; von Tag zu Tag kommt mein Leben näher der Hölle.“ Nur mit Mühe konnte er bewogen werden, an der von dem Churfürsten Friedrich von Sachsen neugegründeten Universität zu Wittenberg eine Lehrstelle zu übernehmen. Eine Reise nach Rom sollte ihm Erleichterung verschaffen; allein er kam kränker zurück, als er hingegangen war; sein scrupelhafter Trübsinn hatte ihn auch dort Alles in düsterm Lichte sehen lassen. Nach seiner Heimkehr suchte er den nagenden Wurm durch angestrengtes Studiren zur Ruhe zu bringen; er nahm jetzt (1512) den theologischen Doctorgrad und las über theologische Lehrgegenstände, zumal über die Bibel. Aber der Wurm nagte fort, das innere Feuer erlosch nicht. Ihm erschien Gott immerfort nur als der strenge Richter, der zürnend die Sünder vertilgt. Da zitterte er, der Sünden wollte er durchaus los werden; das aber ist dem

Menschen nur möglich durch Gottes Gnade und Beistand. Martin aber glaubte, durch seine Kraft es erreichen zu können; durch eigene Kraft und Anstrengung vermeinte er sündenfrei und gerecht zu werden. Solches aber wird der menschlichen Hoffart nicht gelingen, und auch Luthern gelang es nicht. So arbeitete er sich in seiner Verblendung und Hoffart lange ab, um aus eigener Macht gerecht zu werden; aber es ging nicht vorwärts. Immer fester packte ihn der Geist des Zweifels, der Unruhe und der Angst.

Ein so peinlicher, verzehrender Zustand konnte in einem so kräftigen Gemüthe, wie Luthers, auf die Dauer nicht bestehen. Nachdem er das einzige Heilmittel, die demüthige, vertrauensvolle Hingabe an Gottes Barmherzigkeit, verschmäht hatte, so mußte nach der Natur der Sache in diesem Kampfe seine Geisteskraft völlig aufgezehrt werden, was zum Wahnsinne und sogar zum Selbstmorde führen konnte, oder ein gänzlicher Umschlag eintreten. Es geschah das Letztere. All sein Mühen und Plagen, aus eigener Macht gut zu werden, hatte ihm nichts geholfen. Deßhalb verwarf er alles menschliche Zuthun und Wirken zur Seligkeit als geradezu nutzlos. Zuerst hatte er selig werden wollen ohne Gott, jetzt sollte ihn Gott von der Sünde heilen und gerecht machen ohne ihn, ohne sein Zuthun und Mitwirken. Doch nur durch solches Zuthun und Mitwirkung mit der göttlichen Gnade vermag der Mensch, die Sünde in sich zu bändigen und in Jesu gerecht zu werden. Dieß war und ist die Lehre der Kirche. Aber ein solches Mitwirken von Seite des Menschen könne gar nicht stattfinden, wähnte jetzt Luther; denn es wäre die menschliche Natur durch die Erbsünde völlig verderbt worden; darum vermöge der Mensch gar nichts, und sein Wille sei unfrei; was er thue, sei darum nicht sein, sondern Gottes Werk, im Guten wie im Bösen. Was den Menschen von der Sünde befreie und gerecht mache, sei der bloße Glaube an Jesu und das Vertrauen, daß Er verzeihe; der Liebe zu Gott, der Reue und der guten Werke aus Liebe zu Gott bedürfe es zur Rechtfertigung durchaus nicht.

Diese so traurigen, alle Herrlichkeit Gottes, alle Würde des Menschen zerstörenden Irrthümer offenbarte Luther zuerst in seinem Streite über den Ablaß im Jahre 1517. Früher war

von keiner Seite her seine Rechtgläubigkeit verdächtigt worden; jetzt zeigte es sich, wie sehr sein Glaube von der Lehre der Kirche abwich.

Es hatte nämlich Papst Leo **X.** im Jahre **1517** der christlichen Welt einen vollkommenen Ablaß für diejenigen verkünden lassen, welche theils zum Kriege wider Selim, den Sultan der Türken, den Schrecken Europa's, theils zum Baue der Peterskirche in Rom eine Beisteuer leisten würden. Diesen Ablaß verkündigte zu Jüterbock, in der Nähe von Wittenberg, der Dominicaner Johannes Tetzel, wie es scheint, mit Uebertreibung von dessen Gnadenwirkungen. Gegen ihn erhob sich Luther. Am Vorabende vor Allerheiligen **1517** schlug er an der Stiftskirche von Wittenberg fünfundneunzig Thesen (Sätze) an, den Ablaß betreffend, und lud alle Gelehrten ein, sie in einer Disputation zu widerlegen. Aber seine Kenntniß vom Ablasse war eben nicht groß. „Ich verstund nicht, was der Ablaß war, so bekennt er selber; weil ich allerdings nicht wußte, was seine Kraft wäre, hätt' ich es gerne von Andern gelernt." Die wesentliche Lehre der Kirche vom Ablasse ließ er noch unangetastet; ja, im einundsiebzigsten Satze sagt er sogar: „Verflucht sei, wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet!" Daß Tetzel die Lehre der Kirche vom Ablasse wohl verstanden, bezeugen seine wider Luther zu Frankfurt an der Oder aufgestellten Thesen. Die Studenten verbrannten sie, was jedoch Luther mißbilligte; die Disputation unterblieb.

Luthers Beginnen erregte Aufsehen; er fand bei Vielen Beifall. Jetzt gewann er solchen Muth, daß er seine Sätze nicht blos wider den Dominicaner Hogstraten zu Cöln, der sich seines Ordensbruders angenommen, vertheidigte, sondern für sie selbst wider den ihm sonst befreundeten Dominicaner Eck, Prorector der Universität zu Ingolstadt, einen ausgezeichneten Theologen, in die Schranken trat. Der Streit ward nach Rom berichtet. Leo **X.** nannte ihn eine Mönchszänkerei, die bald aufhören würde; ja er legte sogar dem Sylvester Prierias, einem Dominicaner und Büchercensor zu Rom, der wider Luther geschrieben, Stillschweigen auf.

Da ward Luther kühner; immer offener trat er mit seiner Irrlehre hervor. Als er im Jahre **1518** zu einer Versamm-

lung seines Ordens nach Heidelberg reiste, schlug er daselbst neue Thesen an. Schon wagte er es, das Sakrament der Buße, die Lösegewalt der Priester, wie die Nothwendigkeit der Reue zu läugnen und zu lehren, daß die Menschen allein durch den Glauben an die Worte: „Deine Sünden sind dir vergeben!“ gerechtfertigt würden. Da riefen ihm die Unwissenden und Ungläubigen Beifall zu; die aber die Lehre der Kirche kannten und ehrten, nahmen Anstoß und warnten. Zum andern Male ward in Rom über Luther Klage geführt. Jetzt forderte Leo **X.** ihn zu persönlicher Verantwortung nach Rom; den Churfürsten von Sachsen aber ersuchte er, Luther, diesen unruhigen Mann, nicht länger mehr zu schützen. Doch der Churfürst und Luthers Freunde baten den Papst, es möchte dieser nicht in Rom, sondern in Teutschland verhört werden. Leo bewilligte es; hatte ja der Irrlehrer erst im Frühjahre **1518** in einem demüthigen Schreiben dem Papste das Urtheil über seine Lehre, ja sogar über seine Person auf Leben und Tod überlassen! Der Legat des Papstes auf dem Reichstage zu Augsburg, Cardinal Cajetan, ein Dominicaner, ein berühmter Theolog, erhielt den Auftrag, Luthern zu vernehmen. Unter sicherm Geleite kam dieser nach Augsburg; bei der Zusammenkunft ging der Cardinal Luthern freundlich entgegen; dieser warf sich ihm zu Füßen und betheuerte, sich gerne von ihm leiten und belehren zu lassen zu besserer Ansicht und Meinung. Der Cardinal bedeutete ihm milde, er wolle nicht mit ihm streiten, nicht sein Richter, sondern sein Vater sein, und verlangte von ihm, nach seinem dem Papste gemachten Gelöbnisse, Unterwerfung und Widerrnf seiner Irrthümer. Luther erbat sich drei Tage Bedenkzeit und erhielt sie; doch schon am zweiten Tage erschien er mit Staupitz und mehreren Zeugen und erklärte dem Cardinal, er hätte nie die Absicht gehabt, etwas wider die Kirche, die heilige Schrift zu lehren; er erbiete sich, seine Lehre dem Urtheile Seiner Heiligkeit und den Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris zu unterwerfen; jedoch nur die Widerlegung aus den heiligen Schriften könne er annehmen — eine offenbare Unmöglichkeit, da Luther, wie alle Ketzer vor ihm, nur seine Auslegung der Schrift, nicht aber die Auslegung der von Gottes Geist erleuchteten Kirche gelten ließ. Verglich er sich ja schon jetzt mit

Jeremias und Paulus! Der Cardinal erwiederte, er sei nicht gekommen, um mit ihm zu streiten, sondern seinen Widerruf zu vernehmen und ihn mit der Kirche auszusöhnen. Doch bewilligte er auf des Staupitz Bitten dem Luther eine schriftliche Rechtfertigung. Aber wie erstaunte nicht der Cardinal, als er in ihr die ketzerische Behauptung des Panormitanus las: „es stünde jeder Laie in Sachen des Glaubens über dem Papste, wenn er sich auf besseres Recht und Ansehen stütze!“ Seinen gerechten Zorn bezähmend, ging er jedoch auf Luther zu, bot ihm die Hand und bat ihn mit väterlicher Milde, dem Urtheile des Papstes, der bereits gerichtet, sich zu unterwerfen und von blinder Verstocktheit abzulassen. Der gefallene Mönch schwieg. Da sprach der Cardinal mit Würde: „Wohlan, zwischen uns hat Alles ein Ende! kommt nicht wieder!“

Dennoch machte er durch Staupitz einen neuen Versuch, Luthers Starrsinn zu erweichen. Es schrieb dieser auf dessen Zureden an den Cardinal einen Brief voll anscheinender Herzlichkeit. Während Cajetan seinem Besuche entgegensah, entfloh Luther eiligst bei der Nacht durch ein Pförtlein aus Augsburg und ritt auf einem Pferde, das ihm Staupitz verschafft hatte, nach Bayern. Dort fand er zu Hohenaschau auf dem Schlosse des Edlen von Freiberg Aufnahme und blieb daselbst, bis es nach seiner Ansicht Zeit war, wieder nach Sachsen heimzukehren. Zwei Tage nach seiner Abreise ließ er öffentlich eine Appellation von dem übelunterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst anschlagen. Mit gerechtem Unwillen beschwerte sich der Cardinal bei dem Churfürsten Friedrich über Luthers eben so hinterlistiges als trotziges Benehmen, und drang in ihn, den Unruhestifter nach Rom zu schicken oder doch wenigstens aus seinen Landen zu verbannen. Der Churfürst schwankte, aber Luthers Freunde stimmten ihn um; das Ansuchen des Cardinals ward abgelehnt und Friedrichs Schutz für Luther um so gewisser und mächtiger, als derselbe nach dem Tode des Kaisers Maximilian I. der Vicar des Reiches geworden war. Luthers Schmähen wider den Ablaß hatte Viele verwirrt und eine Belehrung und Entscheidung über das Wesen und die Kraft des Ablasses nöthig gemacht. Diese gab der Papst durch eine im November 1518 erlassene Bulle; sie bestätigte den Ablaß in

der alten kirchlichen Weise. Doch ehe Leo zum Aeußersten schritt, wollte er noch einmal den Weg der Güte einschlagen. Carl von Miltiz, ein Sachse, Kammerherr des Papstes, erhielt den Auftrag, Luthern durch Güte und Milde zu gewinnen. Miltiz lud den Mönch nach Altenburg; dort aßen sie miteinander, sie küßten sich als Gastfreunde; Miltiz weinte Freudenthränen über Luthers Versprechungen. So sehr ließ er sich von diesem Manne täuschen! denn dieses eifrige Bemühen, durch Güte ihn zu gewinnen, galt dem eitlen Luther nur als ein Beweis der Schwäche seiner Widersacher; es steigerte in ihm das Gefühl seiner Wichtigkeit und den angebornen Trotz. Den 3. März 1520 richtete er an den Papst einen Brief voll Unterwürfigkeit; darin bezeugt er vor Gott und aller Creatur, „daß er niemals Willens gewesen sei, der römischen Kirche und päpstlichen Hoheit Gewalt anzugreifen; ja, es sei dieser Kirche Gewalt über Alles, und es könne ihr Nichts, weder im Himmel noch auf Erden, vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über Alles." Allein wenige Stunden darnach schreibt er an Spalatin, seinen Freund: „Ich muß es dir in das Ohr sagen, daß ich nicht weiß, ob der Papst der Antichrist in Person oder sein Apostel sei!" Das war Luthers Treue und Wahrhaftigkeit! Dem Miltiz hatte er Stillschweigen versprochen, wenn anders auch seine Gegner schweigen würden; trotz dieses Gelöbnisses fuhr er fort, durch Flugblätter seine Lehre unter dem Volke zu verbreiten und es aufzuregen. Da schwiegen auch seine Widersacher nicht.

III. Kapitel.

Die Disputation zu Leipzig. — Luther überwunden und gebannt.

Jetzt erhob sich Doctor Johannes Eck; er hatte auf Ansuchen des Bischofs von Eichstädt Luthers Sätze wider den Ablaß in einer eigenen Schrift beleuchtet und war darüber mit Andreas Bodenstein (von seinem Geburtsorte Carlstadt in

Franken Carlstadt genannt), einem der Wittenberger Gelehrten und eifrigem Anhänger Luthers in Streit gerathen. Sie kamen nun überein, in Leipzig über die streitigen Punkte zu disputiren. Ganz Teutschland war auf den Ausgang dieses gelehrten Zweikampfes gespannt; von allen Seiten eilten Gelehrte nach Leipzig. Auch Luther kam; seine Sache ward ja hier verhandelt, und er hatte die Disputation vermittelt. Ihn begleitete ein Jüngling von schwächlicher Gestalt, kaum an die Schulter ihm reichend, sanften, bleichen Gesichtes, mit milden, geistvollen Augen. Das war Philipp Melanchton (Schwarzerde) aus Bretten, der treueste Schüler und Gehilfe Luthers, an ihm wie verzaubert hängend, und von großer Gelehrsamkeit. — Nach Anhörung des Hochamtes und Ablegung des Eides, nichts wider die Kirche zu behaupten, vor einer großen und erlesenen Versammlung, in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen, des Landesherrn von Leipzig, stritten Eck und Carlstadt vom 27. Juni bis zum 4. Juli meist über den freien Willen und die göttliche Gnade. Der Sieg über Carlstadt ward dem Doctor Eck nicht schwer; war ja auf seiner Seite die größere Gelehrsamkeit, die Kraft und Bestimmtheit der Rede, und vor Allem die Wahrheit. Nun trat Luther auf; er läugnete die göttliche Einsetzung des Primates und behauptete unverholen, der Glaube allein ohne die Werke mache selig. Als Eck ihm die bekannte Stelle im Briefe des heiligen Apostels Jakobus: „Der Glaube ohne gute Werke ist todt," entgegenhielt, vermaß sich Luther, den ganzen Brief eine „stroherne Epistel" zu nennen und zu verwerfen. Im Laufe des Streites griff er die Unfehlbarkeit der Concilien an und behauptete geradezu, es wären nicht alle von dem Concil zu Costnitz verdammten Sätze des Huß ketzerisch, sondern einige recht christlich und evangelisch. Erzürnt hierüber rief Herzog Georg: „Da walt die Sucht!" Eck aber sagte zu Luther: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr solche Ansichten hegt und selbst gegen den Befehl des Herzogs auf die Concilien solche Angriffe macht, so erscheint Ihr mir wie ein Heide und Zöllner."

Der Sieg blieb Eck, mochte auch Carlstadt (den 14. Juli) noch einmal den Streit über den freien Willen aufnehmen. Luther wartete das Ende der neuen Disputation nicht ab; ver-

drossen ging er nach Wittenberg zurück; er hatte keine Lust, Zeuge jener Festlichkeiten zu sein, mit welchen die Leipziger seinen siegreichen Gegner zu ehren gedachten. Deßungeachtet scheuten sich er und seine Freunde nicht, sich des Sieges zu rühmen und Eck auf jegliche Weise herabzuwürdigen.

Es hatte Eck in der Disputation wohl erkannt, daß von Luther und seiner Partei der Kirche die größte Gefahr drohe. Er warnte ernstlich den Churfürsten Johann von Sachsen vor Luther als einem Unruhestifter, und ging selber nach Rom, um da die wahre Sachlage darzustellen. Die Universitäten von Cöln und Löwen verurtheilten Luthers Schriften als ketzerisch zum Feuer, ihn selber zum Widerrufe; es trat auch der Bischof von Meißen mit Ernst gegen ihn auf, als einen solchen, der die Ketzerei der Hussiten erneuere. Jetzt ward dem Luther bange, schon gedachte er nach Böhmen zu fliehen; da machten ihm die Häupter der revolutionären Partei in Teutschland, Ulrich von Hutten *) und Franz von Sickingen **), wieder

---

*) Ulrich von Hutten, geboren 1488 zu Steckelberg am Main, war ein großer Freund der griechischen und römischen Literatur, aber ein noch größerer Feind der Kirche und zumal der Orden, die er mit wahrer Wuth haßte und verfolgte. Zu ihrem Untergange hatte er nach seinem eigenen Geständnisse eine formliche Verschworung mit Andern gebildet. Ulrich war ein Mann ohne allen Glauben, ohne Gemuth, aber voll beißenden Witzes. Durch die gemeinste Liederlichkeit geistig vernichtet, durch die schändlichste Krankheit körperlich entstellt und gräßlich verstümmelt, bei Fürsten und Geistlichen schmarotzend, bald schmeichelnd, bald lästernd zog er als Soldat und Dichter in Teutschland und Italien umher, und ward bald wegen seiner Gedichte gekrönt bald wegen seiner schlechten Streiche geprügelt, von den Meisten gehaßt, von den Bessern verachtet. Luthers Streit mit der Kirche freute ihn. „Ich hoffe, sprach er, sie werden sich unter einander selber aufreiben.“ Ulrich, der rastlos hetzte, mußte sich flüchten und starb, 36 Jahre alt, auf der Insel Ufnau im Zürchersee 1523.

**) Franz von Sickingen gehörte dem niedern Adel Teutschlands an, der mit dem Landfrieden des Kaisers Max I. (1512) und dem Verbote des Krieges unter den Gliedern des Reiches höchst unzufrieden war, weil er nun nicht mehr wie sonst Kaufleute auf der Straße niederwerfen und wehrlose Märkte plündern konnte. Die meisten Mitglieder dieses Adels wollten deßhalb einen völligen Umsturz der Dinge in

Muth; Ulrich verhieß ihm den Beistand seiner spitzigen und witzigen Feder, Franz die Hilfe seines Schwertes und den Schutz seiner festen Burgen. Es hatten diese Männer an Luther ein gar taugliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt, und von nun an ward Dieser ihr treuer Verbündeter. Jetzt versuchte Luther den jungen Kaiser Carl V. zu gewinnen. In einem demüthigen Schreiben stellte er sich als einen Apostel dar, der da wegen einiger für die evangelische Wahrheit herausgegebener Schriften schon drei Jahre lang von seinen Feinden Zorn, Lästerung und Gefahr und allerlei Böses erleide, und es helfe ihm nichts, daß er um Vergebung und Gnade flehe und Stillschweigen verspreche und eines Bessern belehrt zu werden verlange; seine Feinde wollten ihn und das Evangelium einmal vertilgen. Wider solch' Wüthen und Toben möge ihn also des Kaisers Majestät beschützen. In ähnlicher Weise schrieb er an den Erzbischof von Mainz und an den Bischof von Merseburg, klagte allenthalben über ungerechte Verfolgung und scheute sich nicht, darin sich mit den Aposteln, ja mit dem Herrn selber zu vergleichen.

Unbegreiflicher Weise schöpfte Miltiz aus diesen Schreiben neue Hoffnung für die Erhaltung des kirchlichen Friedens; er und Staupitz drangen wiederholt in Luther, sich noch einmal an den Papst zu wenden. Das that auch Luther; aber in einem Schreiben voll Hohn und Galle, voll Trotz und Heuchelei, das nicht die Friedenspalme bietet, wohl aber das

---

Teutschland, wobei sie ihre Beutel spicken und ihre Güter mehren konnten. Franz von Sickingen that, als ob der Reichsfriede gar nicht da wäre, raubte und befehdete, wo es ihm gerade gelüstete. Er galt für einen tüchtigen Feldherrn; um Geld war ihm Alles feil. Er diente um Gold gerade so gut dem Könige von Frankreich, als dem Kaiser. Am meisten hatten die geistlichen Fürsten und Stifter von diesem Raubritter zu leiden. Mit 100,000 Mann fiel er des Jahres 1522 in das Gebiet des Erzbischofs Richard von Trier ein, „um dem Evangelium die hartverschlossenen Thüren wieder zu öffnen". Allein sein Raubanfall ward zurückgeschlagen, sein eigenes Besitzthum vom Feinde verheert, und er selbst bei der Erstürmung seiner Burg Landstuhl tödtlich verwundet, so daß er am 7. Mai daselbst starb. Sickingen für seine Person hatte niemals den alten Glauben verlassen.

Schwert der Empörung zückt. Miltiz, in seltsamer Verblendung, brachte dieses Schreiben selber nach Rom, aber zu gleicher Zeit mit ihm trafen zwei andere Schriften Luthers daselbst ein, nämlich: „Von der Freiheit eines Christenmenschen," und „Von der babylonischen Gefangenschaft." Darin verwarf er geradezu das Papstthum, das heilige Meßopfer und die heiligen Sakramente bis auf die Taufe und das Abendmahl. Von einem Widerrufe wollte er schlechterdings nichts wissen, und mit ungeziemendem Trotze verlangte er für sich die freie Auslegung der heiligen Schrift — ein Verlangen, das ihm kein Papst gewähren konnte. Das Maß war jetzt voll, ja übervoll. Das Oberhaupt der Kirche hatte für den Frieden der Opfer genug gebracht, hatte genug gelitten; jetzt galt es, die frech angetastete Würde und das Heiligthum der Kirche zu wahren, und Leo erhob sich. In einer Bulle vom 15. Juni 1520 verwarf er einundfünfzig Sätze aus Luthers Schriften als ärgerlich, schismatisch und ketzerisch, und forderte diesen auf, bei Strafe des Bannes binnen sechzig Tagen zu widerrufen. Eck erhielt den Auftrag, die Bulle in Teutschland zu verkündigen. Aber es zeigte sich jetzt, wie tief schon Luthers Irrlehre um sich gegriffen hatte. Die Verkündigung der Bulle fand die größte Schwierigkeit; in Leipzig bewarf man sie mit Koth und schlug Drohbriefe wider Eck an; in Erfurt entkam er mit genauer Noth den bewaffneten Studenten; in allen Bierhäusern ward das Volk aufgeregt und nahm zum größern Theile Partei für Luther; die Bischöfe zeigten sich eingeschüchtert und lau, der Churfürst von Sachsen bekannte sich offen als Luthers Schutzherrn. Da wuchs Diesem der Muth; in Schrift und Wort zumal auf der Kanzel goß er seinen Haß gegen den Papst in wüthenden Schmähungen aus, schalt ihn Antichrist und des Teufels voll, sich selbst aber hieß er den fünften Evangelisten. Wider die Bulle des Antichrists appellirte er auf das Neue an ein allgemeines Concil, wiewohl er wußte, daß solches durch die Gesetze der Kirche verboten war. Immer weiter ging er in seiner Leidenschaft. Er sprach die Seligkeit denen ab, so der Bulle anhängen oder sich gegen selbe nicht erheben! Am 5. Dezember 1520 ließ er vor den Thoren Wittenbergs einen Holzhaufen errichten; um zehn Uhr kam er selber, die

Bannbulle und die päpstlichen Decretalen (Entscheidungen) unter dem Arme, begleitet von Studenten und zahlreichem Volke. Auf seinen Wink zündete der Pedell das Holz an. Als die Flamme emporschlug, nahm er die Bulle, zeigte sie den Zuschauern und warf sie in das Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Luthern) betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ Das Volk rief: „Amen! Es lebe Luther! Nieder mit dem Papste!“

IIII. Kapitel.

Carl V. — Der Reichstag in Worms.

So weit war es schon gekommen, als Kaiser Carl V. zu Aachen die Krone empfing. Aller Augen richteten sich nach dem neuen Kaiser. Es war Carl ein großes Reich, aber eine noch größere Aufgabe geworden. Er beherrschte Teutschland, Spanien, die Niederlande, zwei Dritttheile von Italien und die unermeßlichen Länder Indiens und Amerika's, die ihm Columbus', Cortes und Pizaro entdeckt hatten. Allein die Macht und der Reichthum all dieser Länder schien kaum ausreichend zur Bewältigung der Hindernisse, welche sich von allen Seiten erhoben. Im Osten drohte furchtbar die Macht der Türken; im Westen der kriegslustige Franz I., König von Frankreich; in Spanien herrschte unter dem Adel und in den Städten Neuerungssucht; in Italien Unruhe; in Teutschland drohten die Religionswirren alle Bande der Ordnung zu lösen. Diese Hindernisse zu überwinden, gehörte eine größere Geisteskraft, als Carl V. besaß. Er war ein tüchtiger Politiker, klug aber langsam, sanft und doch tapfer und ausharrend; aber ihm fehlte der scharfe durchdringende Blick des weisen Mannes, der die Dinge und Menschen erschaut, wie sie sind; ihm fehlte die eiserne Thatkraft, die einer seiner Vorfahren in Ueberwältigung der Voraltern des Abtrünnigen, der Sachsen, entwickelt hatte. Darum erreichte Carl trotz seiner sonstigen Thätigkeit und Klugheit im Ganzen nur wenig von dem, was er erstreben wollte. Er hing mit

ganzem Herzen an seiner Kirche, und jedes ihrer Gebote hielt er heilig und verehrte mit Inbrunst die heilige Maria. Aber deßungeachtet hatte er seiner Kirche großen Schaden zugefügt. Die ganze Wichtigkeit der Reformation, um was es sich bei ihr eigentlich handle, war ihm nie klar geworden; daher die oft ganz verkehrten Maßregeln, die er ihr gegenüber ergriff. Alle seine Pläne waren auf die Ausbreitung seiner Macht, auf die Erhöhung und Vergrößerung seines Hauses gerichtet; von diesem Gesichtspunkte aus erschienen ihm die kirchlichen Händel bald als Hindernisse, bald suchte er sie zur Durchführung seiner Pläne zu benützen. So kam es denn, daß er weder bei Katholiken, noch Protestanten beliebt ward, und man machte ihm oft den Vorwurf, daß er kein rechtes Herz für das Reich hätte.

Die Verwirrung ward größer von Tag zu Tag. Mit den Fürsten des Reiches wollte nun der Kaiser die Mittel berathen, selbe zu heben und den Frieden zu erhalten. Er berief sie nach Worms (1521); sie kamen zahlreich mit großer Pracht; es erschien auch der päpstliche Legat Aleander, und vor dem Kaiser, den Churfürsten und Herzogen, den Bischöfen und Prälaten erhob er sich und verlas eine neue Bulle, welche über Luther, dessen Anhänger und Beschützer den Bann aussprach. In dreistündiger Rede stellte er das Verderbliche der Lehre Luthers, die Gefahr der Kirche, und das Elend, das aus dieser Spaltung über die Christenheit kommen würde, in ergreifender Weise dar. Sie erschütterte die Gemüther; nur der Churfürst Friedrich stellte in Zweifel, ob Luther diese Irrthümer wirklich alle gelehrt, und verlangte, daß man ihn auf dem Reichstage höre. Ihm zu gefallen willigte auch der Kaiser ein, jedoch mit dem Vorbehalte, daß nur Eine Frage an Luther gestellt werden solle: „ob er seine Irrthümer zurücknehmen wolle oder nicht?“ Aleander protestirte vergebens.

So ward denn Luther durch einen kaiserlichen Herold nebst Geleitsbrief nach Worms geladen. Sein Freund Spalatin bezeichnete ihm einige Punkte, in denen er wohl des Friedens halber nachgeben und widerrufen könnte. Luthers Antwort war: „Mein Widerruf wird aber dieser seyn: „Ich habe den Papst früher Stellvertreter Christi genannt; jetzt widerrufe ich und sage: „Der Papst ist der Feind Christi und der Stellvertreter des

Teufels!" Kurz vorher hatte er in seinen Flugschriften den Untergang des Papstthums binnen zweier Jahre prophezeit und dem Papste, „nicht dem Allerheiligsten, sondern dem Allersündigsten," zugerufen: „Deinen Stuhl wird Gott vom Himmel auf das sicherste zerstören und in den Abgrund der Hölle werfen!" Mit solchen Gesinnungen trat Luther die Reise nach Worms an. Ihn geleiteten Hieronymus Schurf als Rechtsbeistand, der Probst Justus Jonas, der Theologe Nicolaus Amsdorf, und Peter Suaven. Gewaltthat durfte er weder auf der Reise noch zu Worms fürchten. Seine Freunde, Hutten und Sickingen, hatten überall zu seinem Schutze Anstalten getroffen. Das wußte er.

Den 16. April zog Luther unter dem Gedränge von Tausenden, die theils aus Anhänglichkeit, theils aus Neugierde den Apostel des neuen Evangeliums sehen wollten, in Worms ein. Des andern Tages führte ihn der Reichsmarschall Ulrich Graf v. Pappenheim vor die Versammlung. Aller Augen wandten sich auf den Mönch; es wurden ihm seine Bücher vorgelegt und er befragt, ob er sie geschrieben; das bejahte er. Dann ob er die darin enthaltenen Irrthümer widerrufen wolle? Hierüber erbat er sich Bedenkzeit. Mit allem Rechte bemerkte ihm Johann von Eck, der Offizial des Churfürsten von Trier, daß er hiezu Zeit genug gehabt hätte. Luther benahm sich verlegen, ja ängstlich, so, daß sein eigener Landesherr sich daran ärgerte und ihn zur Fassung ermahnen ließ. Spöttisch sprach der Kaiser zu seinen Nachbarn: „Der könnte mich nicht bewegen, ein Ketzer zu werden." Doch ward dem Mönche eine Frist bis Morgen gegeben. Am Abende des folgenden Tages erschien Luther wieder vor der Versammlung, und wies den Widerruf entschieden von sich, es sei denn, man könne ihn mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überweisen. Umsonst machte ihn der Offizial auf das Widersinnige seiner Forderung, aus den nach seinem Sinne verstandenen Worten der heiligen Schrift widerlegt zu werden, aufmerksam, und wies hin auf das Ansehen der Kirche, auf den übereinstimmenden Glauben der Väter, auf die Tradition. Aber das Alles galt Luthern schon längst nichts mehr. Die Väter nannte er Dummköpfe und unnützige Speculanten, die Tradition und das Ansehen der Kirche hieß er eine Erfindung der ehrgeizigen und

habsüchtigen Pfaffen, womit sie das Volk betrogen und gegängelt. Da ward seiner maßlosen Heftigkeit Stillschweigen geboten; zwei Fragen legte man ihm auf Befehl des Kaisers vor, ob er sich in seiner Lehre dem Urtheile des Kaisers und des Reichstages oder wenigstens dem Ausspruche eines allgemeinen Concils unterwerfen wolle? Das erste lehnte Luther mit der Bemerkung ab, daß Fürsten kein Urtheil in göttlichen Dingen zustünde; dem Ausspruche des Concils wolle er sich unterwerfen unter der Bedingung, daß dasselbe alleinig nach der heiligen Schrift ihn richte, d. h. nach der heiligen Scheift, wie Luther sie verstand. Man verlangte von ihm eine deutliche unumwundene Antwort. Da brach der heftige Mann los: „Wohlan, weil denn eine schlichte einfältige Antwort von mir begehrt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat. Ich glaube weder dem Papste noch seinen Concilien, denn Beide haben oft genug geirrt und sich selbst widersprochen. Ich kann und werde also Nichts widerrufen; es sei denn, wie gesagt, man widerlege mich aus der heiligen Schrift. Denn es ist nicht gerathen, Etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!"

Des andern Tages erhielt die Reichsversammlung eine Botschaft von dem Kaiser, des Inhaltes: „Wir wollen den Martin Luther, dessen Hartnäckigkeit die Fürsten für unbeugsam erkannt haben, nicht mehr hören, und wir gebieten, daß er sich entferne und zurückziehe unter dem versprochenen Geleite, mit der Bedingung, daß er auf seiner Rückreise nicht predige und keine Unruhe veranlasse." Einige Räthe des Kaisers schlugen vor, Luthern einzusperren; aber Herzog Georg widersprach und Carl wies solches Ansinnen zurück mit den Worten: „Wenn Treue und Glauben allenthalben verschwunden wären, so sollten sie doch noch an fürstlichen Höfen zu finden sein." Noch ein letzter Versuch, die Spaltung abzuwenden, ward gemacht. Es lud der Erzbischof von Trier Luthern und seine Freunde zu sich; dort fanden sie mehrere Fürsten, Bischöfe und Abgeordnete der Städte. Im Namen aller Anwesenden nahm der badische Kanzler Veh, ein wackerer Mann, das Wort und sprach zu Luther voll Güte und Ernst; aber sein Herz war bereits verhärtet, sein Ohr taub der Stimme

der Liebe. Wie einst Gamaliel, sprach er zu dem Churfürsten: „Ist mein Unternehmen blos Menschenwerk, so wird es von selbst zerfallen; ist es hingegen Gottes Sache, so werdet Ihr's nicht hintertreiben können.“ Wie Hirten dem verlornen Schafe, so gingen Eck und Cochläus dem Mönche nach, als er trotzig die Versammlung verließ, und beschwuren ihn in seiner Wohnung, von seiner Mutter, der Kirche, sich nicht zu trennen und nicht über sie und sich selber das bitterste Herzeleid zu bringen. Auch dieß war umsonst! Die Kirche hatte Alles gethan, den Unglücklichen zu retten. Er war verloren.

Luther mit der Reichsacht belegt.

Jetzt sprach der Kaiser über Luthern, „als ein von der Kirche getrenntes Glied und verstockten Sünder,“ die Acht und Aberacht aus, und gebot bei Strafe verletzter Majestät und gleicher Acht Jedem, ihn nach dem 14. Mai (wo sein freies Geleit erlösche) nicht ferner zu hausen, zu höfen, zu ätzen, zu tränken, zu erhalten, sondern ihn gefangen zu nehmen und wohlverwahrt an den Kaiser zu liefern. Auch ward allen Fürsten und Obrigkeiten der Städte aufgetragen, Luthers Bücher überall zu verbrennen und Druck und Verbreitung überall zu hindern. Dann bestellte Carl für Teutschland eine Reichsregierung unter dem Vorsitze seines Bruders Ferdinand und ging nach Spanien. Acht Jahre sah er Teutschland nimmer zum großen Schaden des Reiches und der Kirche. Aber des Kaisers Acht wirkte so wenig, als früher des Papstes Bannbulle. Schon war es zu weit gekommen. Unbekümmert und trotzig verließ Luther (den 27. April) Worms und predigte wider des Kaisers Verbot unter Wegs mehrmal; dennoch ward ihm das sichere Geleit, das er also gebrochen, gehalten. Am 24. Mai, in der Nähe der Burg Altenstein in Thüringen, ward plötzlich sein Wagen von fünf verkappten Reitern überfallen, er herausgerissen und in den Wald geschleppt.

Luther auf der Wartburg. — Carlstadt in Wittenberg.

Die ihm solches thaten, waren seine Freunde. In der Furcht, es möchte sein Ungestüm und seine Unbedachtsamkeit ihn in die Hände seiner Gegner liefern, hatte der Churfürst die

Reiter abgesandt. Sie brachten ihn auf die Wartburg. Hier blieb Luther neun Monate lang in der Verborgenheit, unter dem Namen Ritter Jürgen. In seinem Pathmos, wie er die Wartburg nannte, arbeitete er an der Uebersetzung der heiligen Schriften, beginnend mit dem neuen Testamente; zuweilen ergötzte er sich mit der Jagd. In dieser Einsamkeit, trotz Schreibens und Jagens, ward er von schwerer Pein und Versuchung erfaßt; „er glühte, so bekennt er selber, vom Fleische, Gelüsten, Trägheit, Müßiggang und Schläfrigkeit.“ Körperliche Schmerzen mehrten seine Pein. „Schon sind es acht Tage, seufzte er in einem Briefe an Melanchthon, daß ich nicht schreibe, nicht bete, von Versuchungen des Fleisches geplagt.“ Er hatte damals Visionen, sah den Zorn Gottes über Teutschland hereinbrechen, und so verwirrt ward sein Geist, daß er an Melanchthon schrieb: „Sei ein Sünder und sündige tapfer! aber tapferer sei dein Glaube!“ Er glaubt sich vom Teufel verfolgt, der ihn holen will; er hört es, wie der Teufel einen Sack voll Haselnüsse ihm des Nachts vor die Thüre wirft; er sieht den Teufel an einer Ecke, disputirt mit ihm über die heilige Messe und wirft das Dintenfaß nach ihm, so daß ein Dintenfleck die Wand beschmutzt, der noch gezeigt wird. Vom Teufel überwunden, sieht Luther in dem heiligsten Opfer des Altares nichts Anderes mehr, als einen papistischen Götzendienst, und hört auf, Messe zu lesen. Zu Zeiten macht sich der Teufel auch in Gestalt einer großen, blaubauchigen Fliege an den Doctor. Diese Erscheinungen, diese Unterredungen mit dem Satan erzählt er selber auf das Ausführlichste mit dem ganzen Ernste der Ueberzeugung. Allein diese Kämpfe, diese Erscheinungen und Unterredungen mit dem Teufel waren nichts Anderes, als das Stöhnen und die Angstrufe seines Gewissens, das ihm wie mit dem letzten Nothschrei die Falschheit seiner Lehre und die Gottlosigkeit seines Beginnens vorwarf, das also an sein verhärtetes, hochmüthiges Herz schlug, daß er fast von Sinnen kam und zur Verzweiflung getrieben ward. In dieser leidenschaftlichen Erregung steigerte sich auch sein Haß gegen das Papstthum; er bewarf dasselbe, wie auch die Fürsten und seine Widersacher, mit Schimpfworten der ärgsten Art. War es da wohl ein Wunder, wenn Viele auf den

Glauben kamen, es hätte Luther zu Zeiten an Wahnsinn gelitten?

Während des Meisters Abwesenheit betrieb Carlstadt das Reformationswerk zu Wittenberg nach seiner Weise mit dem wildesten Eifer. Er schaffte die heilige Messe ab, warf die Altäre um und die Bilder aus den Kirchen; laut empfahl er den Geistlichen, ein Weib zu nehmen und von einem Handwerke sich zu nähren, wie der Apostel Paulus gebiete. Das Studiren tauge nichts, es sei besser, wenn die Studenten ein Handwerk lernten. Konnte er eine Stelle der heiligen Schrift nicht verstehen, so lief er zu einem Schuster oder Schneider und bat um die Auslegung. Betheuerte nun der ehrliche Handwerksmann, er verstünde solches nicht, so behauptete Carlstadt, er müsse das Verständniß haben; denn der himmlische Vater hätte es den Klugen und Weisen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart. Carlstadts Beispiel wirkte ansteckend; die Studenten verließen die Hörsäle und suchten in den Werkstätten das Licht der Wissenschaft. Zum Ueberflusse kamen auch noch die Wiedertäufer. Nicolaus Storch von Zwickau hatte in der heiligen Schrift die Kindertaufe nicht gefunden, und gepredigt, es müßten die Erwachsenen alle wiedergetauft werden. Von dem Rathe zu Zwickau ausgetrieben, war er mit seinem Anhange nach Wittenberg gewandert, hatte dort zwölf Apostel und zweiundsiebzig Jünger angenommen und mit Carlstadt gemeinsame Sache gemacht. Sie spielten die Herren zu Wittenberg. Das ward selbst Luthern zu arg; vor Allem verdroß es ihn, daß sie solches ohne ihn, ohne seine Erlaubniß gethan hätten; denn er wollte der Meister, wollte allein das Haupt sein; Keiner sollte ihm ein- oder vorgreifen. Ganz erzürnt, nicht mit Kutte und Rosenkranz, sondern geharnischt, mit Schwert und Helm, mit Stiefeln und Sporen, von Knappen begleitet, ritt er nach Wittenberg und sprach zu den Bürgern: „Während meiner Abwesenheit ist der Teufel bei Euch gewesen. Ihr sollt wissen, daß ich's allein bin, den Ihr zu hören habt!“ So verlangte Er, welcher der Kirche, dem Papste und dem Kaiser mit gleicher Hartnäckigkeit den Gehorsam aufgekündet hatte, Unterwürfigkeit! Er kam vor Aerger und Erstaunen fast außer sich, als sie in Wittenberg ihm widersprachen, seiner

Drohungen lachten. „Mein Gott, klagte er, warum hast du mich verlassen?“ Aber jetzt erhob er sich in seinem Zorne; acht Tage donnerte er gegen die Wiedertäufer und ruhte nicht, bis sie die Stadt verließen. Dann wusch er Carlstadt, seinem ehemaligen Lehrer in Christo, den Kopf dergestalt, daß dieser, ganz betäubt, wie ein Schulknabe sich von dem strengen Meister behandeln ließ. Luther verbot ihm die Kanzel und korrigirte Alles, was er in die Druckerei schickte. Das verdroß zuletzt den alten Mann; er verließ Wittenberg, wo er sich nicht rühren durfte, und ging nach Orlamünde. Dort verbreitete er Irrlehren der schlimmsten Art, erklärte, die wirkliche Gegenwart Christi im heiligen Altarssakramente läugnend, das heilige Abendmahl nur als eine Erinnerung an den Tod Jesu, verwarf die Kindertaufe, predigte dagegen die Wiedertaufe, die Gleichheit aller Stände, die Gemeinschaft der Güter und sogar der Weiber. Das konnte Luther nicht vertragen; er reiste nach Orlamünde und predigte unterwegs zu Jena wider die „Schwarmgeister.“ So hieß er Storchs und Carlstadts Anhänger. Carlstadt war selber in der Predigt. Die beiden Reformatoren trafen sich im Wirthshause zum Bären, schalten und lästerten da einander. „Wenn das wahr ist, was Luther Euch sagt, schrie Carlstadt, so gebe Gott, daß mich der Teufel vor Euch Allen zerreiße!“ Luther schenkte dem Carlstadt einen Gulden mit der Aufforderung, recht tapfer wider ihn zu schreiben, und trank ihm zu. Carlstadt that Bescheid. Beim Abschiede sagte dieser: „Möchte ich doch die Freude haben, dich auf dem Rade zu sehen!“ und Luther antwortete: „Daß du doch den Hals brächest, ehe ich aus Jena gehe!“ Darauf eilte Luther nach Orlamünde und wollte den Carlstadt seiner Pfarrei entsetzen; allein der Bürgermeister widersprach, und ein Schustergeselle stritt mit dem Reformator über die heilige Schrift, und die Gemeinde sprach ihm den Sieg wider den Doctor zu. Ganz grimmig über solche Demüthigung fuhr Luther unter dem Spott und Schimpf des Volkes von Orlamünde ab und brachte es dahin, daß der Churfürst den Carlstadt aus seinem Lande schaffte. Carlstadt ging nach Straßburg, wo Bucer und Capito, zwei Anhänger Zwingli's, ihn freundlich aufnahmen. Dort predigte er mit wildem Eifer die Irrlehre von dem heiligsten Sakramente.

Luther hieß die Anhänger dieser Lehre nur Sakramentirer, und hieß sie nicht anders als „Rottengeister", die eingeteufelt, durchteufelt und überteufelt wären.

Gleichwohl verfiel auch Luther in große Irrthümer über das heilige Sakrament. Anfänglich hatte er die Lehre der Kirche von der wirklichen Gegenwart Christi im heiligen Altarssacramente beibehalten; allein bald verwarf er die Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines in das Fleisch und Blut Christi als gottlos, und erklärte, den Papisten zum Trotz wolle er glauben, daß Brod und Wein blieben. Dem Carlstadt zum Trotz — („damit es nicht scheine, als ob der Teufel uns was lehre") — hatte er die Aufhebung der Hostie beibehalten, obschon er Lust hatte, sie abzuschaffen. Jetzt verordnete er die Aufhebung der Messe selber — wie er nach seiner Weise geradezu gesteht, auf Anrathen des Teufels. Seine Anhänger erklärten, ein Meßpfaffe verdiene nicht weniger leiblichen Tod und Strafe, denn sonst ein öffentlicher Schänder und Lästerer, so auf der Gasse Gott und seinen Heiligen flucht! Also suchte und lehrte Luther die Wahrheit.

IV. Kapitel.

Leo X. Tod. — Hadrian VI. — Der Reichstag zu Nürnberg. — Umsichgreifen des Lutherthums. — Luthers Bibelübersetzung und Prädicanten. — Abfall der Fürsten und Beraubung der Klöster und Kirchengüter. — Charitas Pirkheimer.

Inmitten der wachsenden Verwirrung starb Leo X. (den 1. Dezember 1521); er wäre ein großer Papst gewesen, hätte er für die Kirche so viel gethan, als für die Kunst und Wissenschaft. Ihm folgte Kaisers Carl V. ehemaliger Lehrer, der Cardinal Hadrian, ein Niederländer. Voll tiefen, religiösen Sinnes und mit dem redlichsten Willen ging er daran, die Spaltung zu beseitigen und die Kirche gründlich, an Haupt und Gliedern, zu reformiren. Wie sehr es ihm mit der Reformation Ernst war, zeigt sein laut ausgesprochener Entschluß, dieselbe vor Allem am päpstlichen Hofe eintreten zu lassen. Zu

Nürnberg hatten sich den 1. September 1522 die Stände des Reiches versammelt. Mit rührender Offenherzigkeit zeigte ihnen der Gesandte Hadrians, Cardinal Cheregati, der Kirche Bedrängniß und des Papstes Schmerz und ernstlichen Willen; dringend forderte er die Reichsfürsten zur Unterstützung des Papstes und zu kräftigen Maßregeln wider Luther auf. Er sagte voraus, es würde die jetzige Empörung gegen die geistliche Obrigkeit sich bald auch gegen die weltliche wenden. Allein die Fürsten hörten nicht darauf; sie hatten nur Klagen, keine Hilfe für den edlen Hadrian; die alten hundert Klagepunkte wider den römischen Stuhl wärmten sie wieder auf, und verlangten ein allgemeines Concil. Kaum vermochte Cheregati von ihnen das Versprechen zu erwirken, sie wollten nach Thunlichkeit den Vollzug des Wormser Edictes sich angelegen sein lassen. Da brach der Gram über die Fortschritte der Ketzerei und die Siege der Türken (sie hatten Rhodus genommen), Hadrians Herz (1523).

Als Clemens VIII. statt seiner den heiligen Stuhl bestieg, hatte das Lutherthum das Reich schon in zwei Lager gespalten; zur Vertheidigung des katholischen Glaubens waren Erzherzog Ferdinand von Oestreich, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern und zwölf süddeutsche Bischöfe in Regensburg zusammengetreten; ihnen entgegen setzten die Anhänger Luthers, Landgraf Philipp von Hessen, der Churfürst Johann von Sachsen und die Herzoge von Anhalt-Meklenburg ihr Bündniß von Torgau. So gab es schon jetzt ein katholisches und lutherisches Teutschland. Zwar nahm sich der neue Papst mit Würde und Eifer der bedrängten Kirche in Teutschland an; aber all' seine Anstrengungen lähmte, Alles verdarb seine unselige Politik. Gerade zu der Zeit, wo zur Erstickung des Aufruhrs und zum Schutze der Kirche die Einigkeit zwischen den höchsten Häuptern der Christenheit, dem Kaiser und dem Papste, vor Allem Noth that, entzweiten sich diese. Clemens ließ sich in die italienischen Händel verwickeln und nahm im Kriege Carls wider Franz I., König von Frankreich, die Partei der Franzosen, — zu seinem bittern Schaden, zum noch größern der Kirche; aber der Gewinn war bei Luther.

Dieser benützte den Zwiespalt und das ihm dadurch

eröffnete freie Feld auf das Beste. Mit rastloser Thätigkeit, in zahlreichen Büchlein und Schriften, suchten er und seine Helfer die Fürsten und Völker wider die Päpste und die Geistlichen einzunehmen, selbe verächtlich zu machen und so den heiligen Glauben der Väter in ihrer Brust zu erschüttern. Dagegen sollten sie seine Lehre als das wahre Christenthum annehmen und seine Stimme hören. Zu diesem Zwecke stellte zuerst Melanchthon (1521) im Zusammenhange und schöner Sprache Luthers Lehrsätze dar; bald darauf schrieb Luther seinen größern und kleinern Katechismus. Jetzt gab er seine Uebersetzung des neuen Testamentes heraus; natürlich ist selbe von der Art, daß nur seine Lehre dadurch bestätigt, die der Kirche aber möglichst entstellt ward. Emser, ein katholischer Gelehrter von großer Tüchtigkeit, wies ihm an tausend Fehler, Unrichtigkeiten und offenbare Verfälschung in seiner Uebersetzung nach. Laut rühmte sich Luther, er hätte die Bibel unter der Bank hervorgezogen. Doch das ist eitel Prahlerei! Seit 1460 waren in Teutschland allein vierzehn vollständige Bibeln in hochteutscher, sechs in niederteutscher Sprache erschienen; vor Luther kannte man im Ganzen schon hundertsechzig Ausgaben der Bibel in den verschiedenen Landessprachen Europa's. *) Und nicht blos übersetzte Luther die Bibel, sondern er machte

*) Luther verstümmelte die heiligen Schriften auf arge Weise; mit unerhörter Anmaßung verwarf er Theile derselben, welche die Kirche von jeher als wahre, von Gottes Geist eingegebene Bücher und Briefe verehrt hatte. So verwarf er vom alten Testamente die zwei Bücher der Maccabäer mit mehrern andern. Aus dem neuen Testamente strich er aus den Brief an die Hebräer, den Brief des heiligen Apostel Jakob, den Brief des heiligen Judas, den zweiter Brief des heiligen Petrus, den zweiten und dritten des heiligen Johannes und die geheime Offenbarung desselben. Vom Briefe des heiligen Jakob sagte er sogar, es sei ein Strohbrief, weil er behauptet: „Der Glaube ohne Werke sei todt." Das nannte Luther die heilige Schrift unter der Bank hervorziehen! Auf diese Weise, verstümmelt und zerrissen, brachte er sie zu Ehren! — Aber die katholische Bibel Emsers und die katholischen Schriften überhaupt wurden bei Gefängniß- und Geldstrafe Lutherischer Seite verboten. Bald belegte man sogar die Drucker von Schriften, die wider Luthers Ansichten waren, mit solchen Strafen, und die Katholiken konnten nur mit großer Mühe Drucker für ihre Schriften finden.

sie zugleich so hell und leicht, daß Jeder leicht sie verstehen konnte. „Wenn Euch aber von Jenen Einer antastet und spricht, man muß der Väter Auslegung haben, die Schrift sei dunkel, so sollt Ihr antworten, es sei nicht wahr, es ist auf Erden kein klarer' Buch geschrieben, als die heilige Schrift." Freilich, in der Folge dachte und sprach er ganz anders über die Verständlichkeit derselben. Es trachteten nun Luther und seine Anhänger, das heilige Buch möglichst in die Hand des Volkes zu bringen; immerfort riefen sie demselben zu: „Du hast das Buch des Geistes Gottes in den Händen; lies und urtheile, ob wir nicht die Wahrheit lehren, unsere Gegner aber die Lüge!" Begreiflicher Weise fühlte sich hiedurch das Volk geschmeichelt; während die Kirche und die Bischöfe in Glaubenssachen von ihm strenge Unterwerfung unter ihre, als vom Geiste Gottes geleiteten, Aussprüche verlangten, kamen die Reformatoren, gaben dem Volke die Bibel, und, seinem ungebildeten Verstande die Auslegung derselben überlassend, forderten sie es gleichsam auf, den Schiedsrichter in den streitigen Fragen zu machen. In seiner Schrift an die Böhmen von der Einsetzung der Kirchendiener sagt Luther geradezu, der Gläubige sei der freieste Richter seiner Lehrer, indem er inwendig von Gott allein belehrt werde. Auf diese Weise ward das Volk zum Theologisiren verlockt; überall ward jetzt disputirt; die demüthige Ehrfurcht vor den Ueberlieferungen der Kirche verschwand; auf der Straße und in Wirthshäusern ward gestritten, Jeder berief sich auf die heilige Schrift und machte seine Auslegung geltend. Die heiligen Geheimnisse des Glaubens wurden nun der Gegenstand gemeiner, oft handgreiflicher Zänkereien und in den Staub gezogen. So ward das Volk dem Glauben und der Ehrfurcht vor der Kirche entfremdet, und damit schien es bald alles Gefühl für jegliches Ansehen, für jede Obrigkeit zu verlieren. Doch hierin durfte es (so wollte Luther) nicht zu weit gehen; das Ansehen der Kirche sollte es immerhin verwerfen, aber das seine, das sollte es ehren, sollte seiner Stimme gehorchen. „Denn, so rühmte er sich in einem Briefe an den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel, durch unsern Herrn Jesum Christum, habe er sein Evangelium erhalten, daß er sich

rühmen und schreiben möge einen Evangelisten, wie er hinfort thun wolle." Darum sandte der neue Evangelist seiner Uebersetzung Prädicanten nach; sie sollten das übersprudelnde Volk zurückhalten und demselben seine Lehre beibringen.

Diese Prädicanten erhielten nicht blos ihre Sendung von Luther, sondern auch ihre Weihe. Luther, der abgefallene Priester, vermaß sich, als Bischof — freilich nicht unter diesem Namen — zu ordiniren! Da hatte er anfänglich seine Noth; es fehlte an Prädicanten, aber an diesem Mangel war er selber Schuld. „Um das Jahr 1525, so bekennt eine alte Chronik, fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schulen schicken und studiren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten!" Auch gab es keine einträglichen geistlichen Stellen mehr. „Warum sollten wir unsere Kinder studiren lassen, riefen die Eltern, da sie ja keine Pfaffen, Mönche und Nonnen mehr werden können?" Luther konnte bald nicht mehr so viele Prediger schaffen, als von ihm verlangt ward; aber er wußte sich zu helfen. Er ordinirte Schneider, Weber, am liebsten Buchdruckergesellen; sie konnten doch lesen, so wenig sie auch sonst verstanden; er schickte sie an die Gemeinden und gab ihnen seine gedruckten Predigten mit, die sie an den Sonntagen vor der Versammlung ablesen mußten. Aber dürftig, wie die Weihe und Wissenschaft der Prediger der neuen Lehre, war auch ihr Einkommen; sie hatten nichts, als was ihnen die Gemeinde gab, und das war oft blutwenig. Manche Gemeinde miethete sich den Prediger, wie einen Dienstknecht, auf unbestimmte Zeit, um Kost und Lohn; das Holz durfte er sich im Walde brechen. Höchst ärgerlich klagt darüber ihr Meister: „Vorhin, da man dem Teufel (dem Papstthum) diente und Christi Blut schändete, da standen alle Beutel offen und war das Geben zu Kirchenschulen und aller Gräuel kein Maß: jetzt aber sind die Beutel wie mit eisernen Ketten verschlossen!" Und: „Kaum haben die Pfarrer auf dem Lande so viel, daß sie ihren Kindern ein Hemd kaufen können, und es wird bald dahin kommen, daß sie müssen Hungers sterben." „Wenn uns der Papst nicht von dem Seinigen nährte, (d. h. von dem

katholischen Kirchengute, das die Protestanten an sich gerissen) so müßten wir Alle Hungers sterben." Zu der Armuth gesellte sich auch noch die Verachtung; so weit ging sie, daß Gesellen, die auf das Brautwerben gingen, nur dann dem Korbe entgehen konnten, wenn sie versprachen, keine Prediger zu werden. Uebrigens konnte man zu jener Zeit den Mädchen die Unlust, Frauen Prädicantinnen zu werden, nicht wohl in Uebel nehmen; in den Visitations-Artikeln des Churfürsten August von Sachsen (1557) heißt es: „Daß die Edelleute und andere Lehnherren allenthalben ungelehrte Gesellen oder verdorbene Handwerksleute aufklaubten, oder ihre Schreiber, Reiter oder Stalljungen priesterlich kleideten und auf die Pfarre steckten, auf daß sie sich bei denselben leichter erhalten könnten, daß sie auch von dem Pfarrgute, das dem Junker gelegen, etwas fahren ließen."

Die Predigt dieser Prädicanten und einige Gebete und Lieder will Luther an die Stelle des großen heiligen Opfers setzen! Lästernd und mit unerhörtem Gewissenszwange verbietet er die Feier und den Besuch der heiligen Messe. Die ganze kirchliche, seit anderthalbtausend Jahren bestandene Ordnung will er umstürzen; keinen Papst, keinen Bischof, keinen Priester will er mehr; — er haßt sie; „die ihnen unterthan, seien des Teufels Diener." Unabhängig von Papst und Bischof sollten überall christliche Gemeinden bestehen, die geistlichen Oberhäupter sollten die Landesherren sein.

Es galt nun diese, die Herren und Fürsten zu gewinnen; das war so schwer nicht, und Luther fand das rechte Mittel: er wies sie auf die Güter der Klöster und Stifter hin und ermunterte sie, dieselben aufzuheben und für sich einzuziehen. Er kannte seine Leute und predigte keinen tauben Ohren. So ein Wort hätten gar Viele der habsüchtigen Herren und Fürsten schon längst gerne vernommen. Sie erklärten sich laut für Luther und griffen mit vollen Händen zu. „In den Klöstern gab es gar Vieles, was die Lüsternheit reizte, sagt ein Anhänger Luthers, Arnold; da gab es Wein, Getreid, Gold, Silber, und sogar auch Nonnen, welche einen Theil der Beute ausmachten." Um die Wette plünderten die lutherischen Herren und Fürsten, vor Allen eifrig der Landgraf Philipp von Hessen, die Klöster und Stifter; im Jahre **1530** hatten Fürsten den Muth, auf dem Reichstage von Augsburg in Kleidern zu erscheinen, worauf das Gold der Klöster glänzte. „Die Für-

sten sind noch die allerbest Lutherischen, sagt Luther von den sächsischen Fürsten; sie nehmen Geschenke und Baarschaft von Klöstern und Stiftern die Menge, führen die Kleinode auch zu sich (ohne Zweifel guter Meinung, dieselben auch zu bewahren) und lauern dabei auf die liegenden Gründe auch fein." — Herzog Johann von Sachsen machte es also, wann er ein Kloster plünderte. Einige Tage bevor er auszog, ließ er die Verzeichnisse der Habe abverlangen; dann erschien er mit einer starken Abtheilung Soldaten; man umschloß das Kloster, und der Herzog, mit dem Verzeichniß in der Hand, ließ sich alle aufgezeichneten Schätze ausliefern. So kamen bald die geweihten Gefäße als Trinkgeschirre auf die Tafel. Und Luther selbst bekennt: „Viele sind noch gut evangelisch, weil es noch katholische Monstranzen und Klostergüter gibt."

Hätte sich doch Luther, hätten sich die Herren und Fürsten seines Glaubens mit den irdischen Schätzen der Klöster und Stifter begnügt! Allein es gab in ihnen einen ungleich herrlichern Schatz, kostbarer als Gold und Silber, den Schatz der heiligen Gelübde, die Freude und den Trost frommer nach höherer Vollkommenheit ringender Seelen. Auch dieser Schatz ward den Klöstern genommen; mit einer Art von Wuth greift Luther die ehrwürdigen Gelübde an und scheut sich nicht, zu sagen: „Es sei eben so viel, ob man zu Gott spreche: Ich gelobe Dir, daß ich Dich mein ganz' Leben hindurch lästern will; oder ob man sagte: Ich gelobe Dir lebenslängliche Armuth oder Keuschheit, in der Hoffnung, dadurch gerecht und selig zu werden. Darum sollten solche Mönchsgelübde nicht allein zerrissen, sondern auch ernstlich bestraft und die Klöster vom Grunde aus zerstört werden." Das ließen sich seine Anhänger in den Klöstern nicht zweimal sagen; sie liefen fort „des Bauches und der fleischlichen Freiheit willen", wie Luther selbst sehr aufrichtig bekennt, aber bald darauf sich beklagt, „daß solche sehr bösen Gestank in den guten Geruch seines Evangeliums gebracht hätten." Der größte Theil dieser entlaufenen Mönche trat in die Dienste der Buchdrucker oder Buchhändler; sie druckten oder verkauften Luthers Schriften von Haus zu Haus, vor den Thüren der Kirchen, oft auf den Strassen, den Papst auf die niedrigste Weise schmähend, Luthern dagegen preisend als den wahren Apostel des neuen Heiles. — Ihr Abzug wäre

für die Zurückbleibenden, welche in der Einsamkeit des Klosters sterben wollten, nur Gewinn gewesen. Aber man trieb auch sie hinaus, sperrte hinter ihnen die Pforten zu, und ließ sie auf den Straßen hungern und betteln. Zu Stralsund fiel in Abwesenheit des Herzogs der Pöbel über die Mönche und Nonnen her, und jagte sie aus der Stadt. Der Herzog rief sie nimmer zurück; aber die Klöstergüter behielt er. Der Magistrat in Magdeburg ließ die Mönche in ihren Zellen sitzen und ihnen Nahrung reichen; aber das Ordenskleid mußten sie ablegen und zur Reformation übertreten. Zu Torgau machten der Rathsherr Leonhard Koppe und einige Studenten nächtlicher Weile einen Zug wider die Klöster, und prahlten, sie hätten widerspenstige Mönche zu den Fenstern hinausgeworfen, und Nonnen das Leben geschenkt, weil sie nicht geschrieen.

So plagte auch der Magistrat von Nürnberg die Mönche und Nonnen; die Mönche versuchte er durch Hunger zu vertreiben; es durften die Fleischer ihnen kein Fleisch liefern. Einige der Metzger, noch gut gesinnt, thaten es dennoch im Stillen. Aerger noch verfuhr der Rath gegen die Nonnen des Clara-Klosters; sie aber, geleitet und begeistert durch ihre Aebtissin Charitas Pirkheimer, litten Alles; doch zur Untreue gegen ihre Gelübde und ihre Mutter, die Kirche, konnte sie keine Schmach, keine List, keine Pein verführen. Es ist aber Charitas eine wahre Zierde ihres Geschlechtes und ihrer Vaterstadt, und von den ersten Männern Teutschlands zu jener Zeit hochgepriesen. Sie verstand und schrieb die lateinische Sprache, war bewandert in der Theologie wie in den Kirchenvätern und in der heiligen Schrift, die sie mit ihren Schwestern fleißig las. Sie stand mit Erasmus und Reuchlin in Briefwechsel, und Dichter erhoben sie wegen der Gaben, womit Gott ihr Leib und Seele geziert. Als nun Charitas von Luthers Beginnen hörte, ward sie tief betrübt und es schnitt ihr in die Seele, daß sich nicht Alle, wie ein Mann, wider den Verächter der Kirche erhoben, sondern ihn fast ungehindert schmähen und zerstören ließen. Jetzt drang die Irrlehre selbst nach Nürnberg, und Charitas sammt den Ihrigen kam in die größte Noth; ihr Kloster war arm, sie selber waren allermeist Töchter der Stadt und mit den ersten Familien verwandt. Darum mochte der Magistrat nicht sogleich

gewaltsam einschreiten, sondern gedachte sie durch allerlei List zu ermüden und zur Verlassung des Klosters zu bewegen. Zuerst nahm er den Nonnen ihre Beichtväter, die mindern Brüder; sie wollten sich nun ihre Beichtväter aus Weltgeistlichen auswählen; solches aber gestattete der Rath nicht, und wollte nur solche zulassen, die er selber gewählt und approbirt hätte. Diese weigerten sich die Nonnen anzunehmen; „die Beicht sei frei und müsse es bleiben." Lieber wollten sie, die Dulderinnen, auf den Trost der Sakramente verzichten, als sie aus solchen Händen empfangen. Und wirklich fünf Jahre blieben sie ohne den Trost der Beicht und der heiligen Communion, allein kräftig gehalten und erhoben durch die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens und gewiß innerlich durch den Geist Gottes erquickt. Darauf sandte ihnen der Rath seine Prädicanten, ihnen Gottes Wort vorzutragen. Die Frauen mußten selbe anhören, jede Predigt war ihnen eine Marter, sie hörten derer einhundert sechs! Die Prädicanten richteten nichts aus; erbittert hetzten sie und der Rath das Volk also gegen die Nonnen auf, daß mehr als einmal das Kloster in Gefahr kam, erstürmt und geplündert zu werden. Gleich zu Anfang riß man drei Nonnen mit Gewalt aus dem Kloster; Eine ließ sich zum freiwilligen Austritt bewegen, die andern Sechzig wollten lieber sterben, als ihr Kloster verlassen und ihr Gelübde brechen. Darauf untersagte ihnen der Rath das Ordenskleid, ließ die Fenstergitter hinwegnehmen, und das Kloster so mit willkürlichen Auflagen beschweren, daß ihnen kaum Wasser und Brod und Gemüse blieb. Zuletzt ward der Aebtissin der Besuch Melanchtons angekündigt; Charitas weigerte sich nicht, ihn zu empfangen, und glaubte, er werde nicht billigen, was der Rath gegen sie und ihre Schwestern verfügt, namentlich nicht: „Jemanden zu einer Religion, gegen die sich das Gewissen sträubt, zu zwingen." So hielt Charitas, ohne Trost und Hilfe der Priester und Sakramente, allein gestärkt durch Jesus, mit ihren Schwestern fünf Jahre aus und blieb bis zum Tode in ihrem Kloster.

Solche Noth und Schmach bereitete die neue evangelische Freiheit Denen, welchen ihren Schwur dem Herrn halten und Ihm mit einem jungfräulichen gläubigen Herzen bis an das Ende dienen wollten.

V. Kapitel.

Das Treiben der ausgesprungenen Mönche und Nonnen — Luther läugnet die Möglichkeit der Keuschheit, verwirft die Freiheit des menschlichen Willens — Erasmus widerlegt ihn — Churfürsten Friedrichs Tod. Luthers Hochzeit.

Aber für die abgefallenen Religiosen, „die Kinder der Freiheit" hatte man Ueberfluß; zu Straßburg gab man ihnen eine bequeme Wohnung mit Garten und Keller. Die, welche das Gelübde des Gehorsams abgeworfen, brachen nun bald auch das Gelübde der Keuschheit. Der Erste, welcher ein Weib nahm, war der Propst von Kemberg — ein solcher Fresser und Säufer, daß Luther selbst meinte, er müsse einen doppelten Bauch haben. Seinem Beispiele folgten alsbald Andere, sogar der alte Carlstadt führte eine junge Frau heim. Ganz ehrlich bekennt die Chronik von Zwickau: „Die Pastores auf dem Lande in der Nachbarschaft haben sich dieses Jahr (1525) sehr geändert. Herr Ludwig Pleißner hat sich mit seiner Köchin copuliren lassen; Herr Ludwig Müller hatte Hochzeit mit einer gewesenen Nonne. Also ist hier das Papstthum abgeschafft; hingegen die reine(!) evangelische Lehre fortgepflanzt worden." So machten es noch viele ausschweifende Priester; sie sagten der Kirche ab, und nahmen ein Weib; die Pfründe, das Besitzthum der Kirche, aber behielten sie. Dessen hatte Luther eine große Freude; so oft ein Gelübde der Keuschheit gebrochen ward, lobte er es mit lautem Preise. Vor den Weibern und Jungfrauen Wittenbergs hielt er über den Ehestand eine Predigt, welche alle schamhaften Gemüther auf das Tiefste verletzen und mit Jammer und Zorn über die Entweihung der heiligen Stätte erfüllen mußte. Herzog Georg von Sachsen entsetzte sich darüber. Nach Luthers Ansicht heißt sich enthalten eben so viel, als sich an Gott und sich selber versündigen. Diese Predigt öffnete endlich dem Staupitz die Augen*); aus ihr erkannte er den Geist, der in Luther, seinem Schooskinde, war. Er sprach zu ihm: „Mein Bruder! ich verlasse dich, weil ich sehe, daß du alle unordentlichen Leidenschaften hinter dir nachschleppest."

*) Staupitz ging in ein Kloster, und starb daselbst.

Nach Luthers Ansicht hatte also der Mensch die Freiheit nicht, keusch zu bleiben; er ging noch weiter, er lehrte nämlich, es gebe gar keine Freiheit des menschlichen Willens! Mit dürren Worten behauptete der Reformator: „Der Wille des Menschen sei wie ein Pferd; sitzt Gott darauf, so geht und will es, wie Gott will; reitet ihn der Teufel, so geht er, wie der Teufel will: alle Dinge geschehen durch den unabänderlichen Willen Gottes, der den ganzen freien Willen des Menschen zertrümmere. Gott thue in uns das Gute, wie das Böse; und gleich wie Er ohne Verdienst selig mache, so verdamme er auch ohne Schuld; Gott wolle zwar den Tod des Sünders nicht nach seinem geoffenbarten Willen, wohl aber nach seinem verborgenen Willen; die Verrätherei des Judas sei das Werk Gottes, wie die Bekehrung Pauli.“ Welche Lästerung der ewigen Liebe Gottes, die Alle zur Seligkeit und Keinen zur Verdammniß geschaffen hat!

Solche Grundsätze hatte kaum Muhamed in seinem Coran aufgestellt. Empört erhob sich Erasmus*) und wies den Lästerer mit aller Schärfe zurecht.

So hart es auch Luthern ankam, er mußte bekennen, er sei in seinen Behauptungen zu weit gegangen. Er schrieb an Erasmus einen schmeichelnden Brief; aber seine Lehre von der Unfreiheit des Willens gab er doch nicht auf. Schon auf der Disputation zu Leipzig verglich er den Menschen mit einer Säge, die sich in der Hand des Werkmeisters (Gottes) leidend müsse hin und her bewegen lassen; späterhin gefiel er sich in den Vergleichungen des gefallenen Menschen mit einer Salzsäule, einem Klotz, einem Erdkloß! Ein solches Maß der Freiheit und Würde gaben dem Menschen Diejenigen, welche sich rühmten,

---

*) Erasmus von Rotterdam, geboren im Jahre 1467, war einer der scharfsinnigsten und berühmtesten Gelehrten seiner Zeit. Päpste, Kaiser und Könige ehrten ihn, und standen mit ihm in Briefwechsel. Auch Luther suchte den Erasmus für sich zu gewinnen; es war ihm dieser anfänglich auch nicht abgeneigt; allein bald erkannte er das Verderbliche der Reformation, und blieb nur um so treuer bei der Mutterkirche. Paul III. wollte ihn zum Cardinal erheben, allein Erasmus schlug jede Würde aus und lebte den Wissenschaften bis zu seinem Tode, der ihn zu Basel 1536 traf.

Apostel der Freiheit zu seyn! Also sprachen sie von der unendlichen Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, die sie im Staube hätten anbeten sollen, statt in den Staub zu ziehen.

Luther schrieb um diese Zeit auch andere Briefe; so schrieb er an den Erzbischof und Cardinal Albrecht von Mainz, und lud ihn ein, von seiner Kirche abzufallen und ein Weib zu nehmen. Der Cardinal würdigte den frechen Antrag keiner Erwiderung. Luther rächte sich dafür mit einer Fluth der ärgsten Schmachreden. Jetzt dachte er selbst auf die Hochzeit; es war ja nicht möglich, daß ein so ungestümer Lobredner der Ehe sein Keuschheitsgelübde hielt und im Cölibate starb. Lust zuuu Heirathen hätte er schon längst gehabt. Aber so lange Churfürst Friedrich lebte, getraute er sich nicht; denn dieser mochte die verheiratheten Priester nicht leiden. Kaum war er den 5. Mai 1525 gestorben,*) so suchte Luther nach einer Braut. Seine Wahl fiel auf Catharina Bora, eine sechsundzwanzigjährige Nonne des Klosters Nimptsch, woraus sie Leonhard Koppe, ein junger Rathsherr aus Torgau, auf ihren Wunsch mit neun Andern entführt hatte; — eine That, die Luther höchlich billigte, ja mit jener Christi verglich, als Er die Heiligen aus der Gefangenschaft des Satans hinweggeführt! — Den 14. Juni 1525, ganz in der Stille hielt er Hochzeit. Der Stadtrath von Wittenberg schenkte dem Brautpaare vier Maß verschiedener erlesener Weine und zwei Trauringe. Niemand war über des Meisters Hochzeit froher, als die verheiratheten Mönche; denen hatte Luther einen Stein vom Herzen genommen. Das Volk hatte bisher auf sie mit Fingern gezeigt; jetzt meinten sie, nach der Verehelichung ihres Patriarchen, doch unangefochten auf der Gasse erscheinen zu können.

Aber Melanchton grämte sich sehr über den Schritt des Meisters; nur zu sehr war die Furcht begründet, es möchte Luthers Unenthaltsamkeit der neuen Lehre schaden. Auch der gelehrte Camerarius, wie Melanchton, ein Freund Luthers,

---

*) Churfürst Friedrich war im katholischen Glauben, mit den heiligen Sakramenten versehen, gestorben, und hatte befohlen, alle Neuerungen in Religionssachen aufzuheben, und Luther aus seinem Lande zu entfernen. Sein Befehl ward nicht vollzogen, und Luther kam unter seinem Nachfolger zu noch größerem Ansehen, als ehevor.

zeigte sich darüber sehr unzufrieden. Doch Luther wußte sie bald zu überreden, daß am Ende in der ganzen Geschichte der Finger Gottes offenbar und Gott selber es gewesen sei, der es ihm eingegeben! Selbst Melanchton meinte zuletzt, es sei etwas Verborgenes und Göttliches an dieser Hochzeit — eine Meinung, die entweder von der größten Verblendung oder von der niedrigsten Heuchelei zeigt. Aber es gingen über die Neuvermählten Gerüchte, die allerdings die Nothwendigkeit einer baldigen Copulation darthaten. Schon acht Tage nach der Hochzeit soll Catharina den Doctor mit einem Söhnlein beschenkt haben.

Während Luthers Freunde über seine Hochzeit, als eine unbesonnene und voreilige Handlung klagten, spottete Erasmus: „Vielen erscheine Luthers Unternehmung als ein Trauerspiel, er aber halte sie für ein Lustspiel; denn hier endige Alles immer mit einer Heirath."

VI. Kapitel.

Der Bauernkrieg.

(1525.)

Aber Luthers Unternehmen war doch ein Trauerspiel, und ein furchtbares dazu. Als er zu Wittenberg Hochzeit feierte, da rauchten noch die Schlösser und Klöster, welche die aufrührischen Bauern in Brand gesteckt; da war die Erde noch feucht von dem Blute der hunderttausend Erschlagenen, die in diesem Aufstand ihr Leben gelassen. Er war vornehmlich das Werk Huttens und Luthers.

Schon einige Jahrzehnte zuvor war der Zorn der Bauern über schweren Druck und harte Abgaben in einzelne Aufstände ausgebrochen; es waren diese theils mit Gewalt unterdrückt, theils durch Güte beschwichtigt worden. Darauf hatten die Herren, namentlich die geistlichen, gar Manches gethan, die Last der Bauern zu erleichtern und ihren mitunter gerechten Beschwerden Abhilfe zu leisten. Allein im Ganzen war der alte Druck und mit ihm die Unzufriedenheit geblieben. Hutten und sein Verbündeter, Luther, gedachten diese Unzufriedenheit zu benützen; eine Empörung der Bauern konnte ihren Plänen (der

Eine wollte die Ordnung des Reiches, der Andere die der Kirche umkehren), nur förderlich seyn. Beide steigerten das Mißvergnügen des Volkes durch ihre Schriften auf das Höchste, verdächtigten ihm die Fürsten als ungerechte Bedränger und Blutsauger; es lehrte Luther, daß der Christmensch von allem und jedem Gesetze entbunden sei, jeder Christ als Priester sich die heilige Schrift selber auslegen dürfe, daß alle Menschen durchaus gleich seien. Die Fürsten (zumeist die katholischen), nannte Luther „tolle Narren, die nichts anders könnten, als schinden und schaben, einen Zoll um den andern, einen Zins um den andern setzen, da einen Bären, dort einen Wolf aussetzen, Treue, Recht, Wahrheit nicht halten, und überhaupt handeln, daß es Räubern und Buben zu viel wird." Dann droht er ihnen: „Man wird, man will, man kann nicht Eure Tyrannei und Muthwillen in die Länge dulden." „Ja, meinte er, es könne den Bischöfen und Fürsten nichts Billigeres begegnen, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte, und es wäre dessen zu lachen." Diejenigen, welche sich bemühen, die Bisthümer und das Regiment der Bischöfe, „dieser Hauptdiebe, Hauptwucherer und Haupträuber" (!) zu zerstören, sind ihm liebe Gotteskinder und die rechten Christen, halten auf Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung." Hatte er ja bereits im Jahre **1520** aufreizend geschrieben: „Warum gebrauchen wir nicht alle Arten von Waffen gegen die Päpste, Cardinäle und das ganze Schelmgesinde des römischen Sodoms? Warum waschen wir nicht unsere Hände in ihrem Blute?" Mehr noch als Luthers und Huttens Schriften reizten ihre Anhänger und Boten, meist ausgesprungene Mönche oder abgefallene Weltgeistliche durch wüthende Predigten die Bauern auf. Erasmus, ein Augenzeuge, sagt: „Ich sah sie, die Bauern, aus ihren Predigten mit wilden Gesichtszügen, mit drohenden Blicken, wie Leute herausgehen, die man so eben blutdürstige Reden hatte hören lassen. Auch sah man dieses evangelische Volk stets in Bereitschaft stehen, zu den Waffen zu greifen, und ebenso zum Schlachten als zum Disputiren gerüstet."

So standen denn die also aufgehetzten Bauern auf und stellten drohende Begehren; sie verlangten für jede Gemeinde

das Recht, ihren Pfarrer selber zu wählen, und, falls er sich ungebührlich aufführe, auch abzusetzen; ferner begehrten sie die Minderung des Zehnten, Abschaffung der Leibeigenschaft, freie Jagd und Fischerei, unbeschränkte Nutzung der Waldung und andere Erleichterung der Abgaben und Lasten. Diese Forderungen (in zwölf Artikeln) legten sie Luther'n vor und verlangten von ihm einen Ausspruch. Sie zweifelten nicht an seiner Billigung; sie thaten ja nach seinen Worten, und auch er hatte den Obrigkeiten, dem Papste und dem Kaiser den Gehorsam aufgekündigt. Da kam Luther in die größte Verlegenheit; es blickten Bauern wie Fürsten mit ängstlicher Spannung auf ihn; denn von seinem Ausspruche hing gar Vieles ab. In dieser Noth stellte sich Luther in die Mitte, um, je nach dem Ausschlage, auf die eine oder auf die andere Seite überspringen zu können; er wollte es jetzt, wo die Sache noch unentschieden war, weder mit den Fürsten noch mit den Bauern verderben. Darnach richtete er sein Ermahnen ein, schalt und lobte die Fürsten wie die Bauern, die er, seine Herren und Brüder nannte; die Schuld des Aufstandes aber wälzte er mit offenbarer Unredlichkeit auf die katholischen Fürsten und Bischöfe, die da nicht aufhörten „zu wüthen und zu toben wider das Evangelium."

Auf solche Weise konnte das aufgeregte Volk nicht zurückgehalten werden; es brach furchtbar los; zuerst erhoben sich die Bauern im Allgäu, Hegau und am Bodensee, verjagten den Abt von Reichenau und den Fürstabt von Kempten. Von allen Seiten strömten ihnen die Unzufriedenen zu. Der schwäbische Bund wollte vermitteln und sandte Abgeordnete. Ihnen antworteten die Aufständischen, sie wollten Niemanden beleidigen; sie hätten sich nur versammelt, das heilige Evangelium zu handhaben und den göttlichen Rechten Beistand zu leisten. Die Bauern aus dem Gebiete des Teutschordens führte Georg Metzler, die Hohenlohischen Wendel Hipler, die Aufständischen von Rothenburg Stephan Menzinger. Schonungslos plünderten und brannten sie die Schlösser und Klöster nieder, zerschlugen die Kreuze und Bilder, zertraten die heiligen Hostien. Aus den Kelchen tranken sie ihren Wein, aus Meßgewändern machten sie sich und ihren Weibern Kleider. Ohne

Erbarmen erwürgten sie die Adelichen, die Mönche und Priester. Wendelin Hipler verlangte geradezu, es sollten alle Bischöfe abgethan, und was Glatze und Sporen trage, des Todes werden. Es schwuren die Bauern auch Feindschaft allen Widersachern Luthers, und sie riefen: „es lebe Luther!" An die Spitze der Aufständischen traten Luthers Schüler, Münzer, Pfeifer und Carlstadt.*) Mit gleicher Wuth, brennend und mordend, stürzten sich die Bauern auf die Burgen der adelichen Herrn; um nur das nackte Leben zu retten, gingen Manche davon, wie Götz von Berlichingen, zu ihnen über und wurden ihre Anführer. Bei Weinsberg, einem Städtlein unweit Heilsbronn, jagten sie den gefangenen Grafen Ludwig von Helfenstein mit dreißig Grafen und Rittern unter Hohn und Spott bei dem Schalle der Pfeifen in die vorgehaltenen Spieße. Die Zahl der aufgestandenen Bauern am Rhein, Main und der Donau belief sich auf **150,000** Bewaffnete; in sechs Kreisen des Reiches spielten sie die Herrn; die Fürsten und Regierungen flohen; nirgends ward ihnen mannhafter Widerstand geleistet; das Fußvolk des Schwäbischen Bundes war meuterisch und den Bauern selber nicht abgeneigt. So kam Teutschland an den Rand des Abgrundes. Schon hatten die Aufständischen Würzburg und Bamberg genommen; vierzehntausend Mann stark standen sie an den Grenzen Bayerns, plünderten die Klöster Steingaden und Raitenbuch, und riefen den bayerischen Bauern zu, mit ihnen wider

---

*) Nach dem üblen Ausgang des Bauernkrieges floh Carlstadt nach Sachsen und bat Luthern um Gnade. Auf das Versprechen, daß er seine Lehre vom Abendmahle aufgebe, nahm sich Luther seiner bei dem Churfürsten an. Carlstadt durfte in Kemberg, einem Städtchen bei Wittenberg, leben, mußte sich aber alles Predigens und aller Schriftstellerei enthalten. Hier nährte er sich und seine Familie mit dem Pfluge und von den Erträgnissen einer kleinen Krämerei. Der ehemalige Archidiaconus und Doctor drr Theologie hieß nun Nachbar Andreas; es ging ihm recht schlecht; er mußte Betten und Kleider verkaufeu, um Brod zu schaffen, und doch konnte er die Seinigen nicht vor Hunger schützen. Auf das Neue zertrug er sich mit Luther, und floh, um dem Kerker zu entgehen, nach der Schweiz, zu Zwingli, der dieselbe Lehre predigte, wie er. Hier übernahm er zu Basel eine Professur und starb, ohne sich weiter viel in die kirchlichen Händel zu mischen, im Jahre **1541**.

die Fürsten und Pfaffen zu ziehen. Aber diese hielten fest an ihrem Glauben, an ihrem Fürsten. Auf dem Hohenpeißenberge bei Weilheim versammelten sich die Bauern des bayerischen Hochlandes und ließen den Aufständischen sagen, sie hätten nichts mit ihnen zu schaffen; sie wollten bei ihrem gnädigen Herrn von Bayern, als ihrem Landesfürsten bis in den Tod verbleiben; da sterben und genesen. Dagegen versprach Herzog Wilhelm von Bayern seinen Unterthanen, er wolle die schwäbischen Bauern schlagen, daß sie wollten, sie wären in Schwaben geblieben, wenn ihrer gleich viermal so viel wären. Nun verloren die Aufständischen die Lust, in Bayern einzufallen und zogen ab.

So hatte die Treue der Bayern den Andrang der wilden Bauern aufgehalten. Jetzt griff Georg Truchseß von Waldburg ihre Macht an und brach sie. Ihm und der Treue Bayerns dankt Teutschland seine Rettung. Zur Zeit der höchsten Noth hatte der Erzherzog Ferdinand den tapfern Georg zum Feldhauptmann ernannt; mit wenigen, zum Theil unzuverläßigen Truppen, blos durch Einsicht und Kühnheit schlug er die Bauern bei Leipheim, dann bei Böblingen auf das Haupt, daß ihrer bei achttausend auf dem Platze blieben. Dann warf er sich mit nur achthundert erlesenen Männern (die andern wollten ihm nicht folgen) auf die fränkischen Bauern bei Engelstadt, und zersprengten sie. Drei Galgen hatten die Aufständischen für die Adelichen, Priester und Gemeinden errichtet, die nicht mit ihnen ziehen wollten; an ihnen ließ Georg fünfundachtzig der Rädelsführer aufhängen. Nun brachte er auch die schwäbischen Bauern zur Unterwerfung, während der Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Philipp Landgraf von Hessen den Aufruhr in ihren Landen mit eiserner Strenge unterdrückten, und Herzog Wilhelm von Bayern die Salzburgerbauern zu Paaren trieb.

Und Luther? dem war bei dem immer furchtbarer um sich greifenden Brande bange geworden; es konnten die Flammen auch ihn verzehren, und es half ihm dann nichts, den Brand mit angeschürt zu haben. Von allen Seiten mußte er die ernstesten Vorwürfe hören. Die Verwünschungen der Abgebrannten, die Flüche der getäuschten in Schlachten hingemetzelten Bauern trafen sein Ohr wie Donnerschläge. Da erhob er sich; die Bauern hatten verloren;

jetzt sprach er für die siegreichen Fürsten. In seiner Schrift wider die räuberischen, mörderischen Bauern erklärte er sie Alle, die er kurz vorher seine Brüder und Herrn genannt, für ewige Kinder des Teufels, und forderte die Fürsten auf, sie wie tolle Hunde todt zu schlagen. „Liebe Herrn, schrieb er an die Fürsten, steche, schlage, würge hin, wer da kann; bleibst du darüber todt, wohl dir; seligern Todes kannst du nicht sterben." „Die da, welche von Schonung nnd Barmherzigkeit gegen die Aufrührer sprächen, seien selber Rebellen und den Bauern heimlich zugethan!" Als ob ein irrgeleitetes, offenbar durch Luther selbst verführtes Volk denn gar kein Mitleid verdiene! In einem Schreiben an Heinrich von Einstedeln spricht Luther: „Es wäre nicht einmal gut, Rechte aufzugeben zu Gunsten der Bauern; denn der gemeine Mann müsse mit Bürde beladen seyn, sonst werde er zu muthwillig!" Noch ärger drückte sich der sanfte Melanchton aus: „es wäre vonnöthen, daß ein solch' wild' und ungezogen Volk, als die Teutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat!" Allgemein ward der Unwille über dieses doppelzüngige Benehmen Luthers; wenn er kein Oel für die Wunden der Besiegten hatte, mußte er sie denn mit Füßen treten? Offen warf ihm Erasmus vor: „Wir ernten jetzt die Frucht deines Geistes; du erkennest die Aufrührer nicht an, aber sie erkennen dich an, und man weiß recht gut, daß Viele, die mit dem Namen des Evangeliums prunkten, Anstifter des gräulichen Aufruhrs sind. Du hast zwar in einem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern diesen Verdacht von dir gestossen; aber du widerlegst diese Ueberzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche du gegen Mönche und Bischöfe für evangelische Freiheit und gegen menschliche Tyrannei hast ausgehen lassen, zumal durch die teutschgeschriebenen zu diesem Unheile Anlaß gegeben worden ist."

VIII. Kapitel.

Thomas Münzer.

Und doch hatte der furchtbare Aufruhr kein Ende! Noch hielten sich Haufen aufständiger Bauern in Thüringen und wollten

ungeschreckt durch die Niederlagen ihrer Brüder in Franken und Schwaben den Kampf wider die Fürsten fortsetzen. Ihr Anführer war Thomas Münzer, ein Weltgeistlicher, früher ein Schüler Luthers. Sein tolles Predigen über Freiheit und Gleichheit hatte ihn aus einer Stadt in die andere getrieben, bis er endlich in Mühlhausen festen Fuß gewann. Sein Gehilfe war ein ausgesprungener Mönch, Namens Pfeifer. Der Pöbel, lüstern nach Gütergemeinschaft und Ungebundenheit, lief ihnen schaarenweise zu. Ein Jahr lang hatten Münzer und Pfeifer ihr Unwesen während des Bauernkrieges getrieben und Elend genug gestiftet. Jetzt, nach Besiegung der Bauern rückten die Grafen von Mannsfeld mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Churfürsten Johann von Sachsen und Herzog Georg von Braunschweig wider die Unruhstifter. Münzer und Pfeifer sammelten ihre Schaaren an achttausend Mann, und schlugen bei Frankenhausen ihr Lager. Die Verbündeten boten dem verführten Volke den Frieden an, wollte es anders die falschen Propheten ausliefern. Fast hatten die Bauern Lust. Da bot Thomas Münzer die ganze Kraft seiner Beredsamkeit auf, und vermaß sich, alle Kugeln mit seinen Aermeln aufzufangen; er wies auf einen eben erscheinenden Regenbogen hin als den von Gott Selber gesandten Zeugen seiner Wahrhaftigkeit. Und die verblendeten Bauern glaubten ihm; singend: „Komm, o heiliger Geist!“ erwarteten sie ruhig den Angriff in der Zuversicht, es würde der Herr für sie streiten. Als aber die Reiterei der Verbündeten die Wagenburg durchbrach und schrecklich einhieb, da ward die Flucht allgemein; an fünftausend Bauern fielen unter den Streichen der Reiter. Auf der Flucht ward Pfeifer gefangen, Münzer auf dem Boden eines Hauses aus seinem Verstecke herausgerissen. Beide wurden zum Tode verurtheilt. Pfeifer starb auf dem Schaffote, zum Schauder der Anwesenden, trotzig und unbußfertig. Münzer söhnte sich reuig mit der Kirche aus, und empfing die heiligen Sakramente. Schwer ängstigte ihn die Furcht vor dem Gerichte Gottes. Laut sein Unrecht bekennend, die Fürsten um Milde und Gerechtigkeit für das arme verführte Volk bittend, erlitt er den Tod.

Bis zum letzten Augenblicke hatte Münzer Luther als den Anstifter des ganzen Unheiles angeklagt; dieser aber entdeckte

jetzt den rechten Thäter — es war der Teufel selber, der durch den Aufruhr „Gottes Werk", d. i. die Reformation, habe zerstören wollen. Er suchte sein bekümmertes Herz im Ehestande zu trösten. Aber Teutschland blickte mit Jammer und Entsetzen auf die Blutbäche und die ungeheure Brandstätte, die sich vom Rheine längs des Maines bis zur Donau hinabzogen. Mehr denn **100,000** Menschen lagen getödtet auf den Schlachtfeldern, von sieben Städten waren die Ringmauern geschleift, an tausend Klöster und Kirchen zerstört; an dreihundert Burgen und Schlösser — (darunter die Burg der Hohenstaufen) — lagen in Schutt und Asche; ein unermeßlicher Werth an Hab und Gut war vernichtet worden. Ganze Strecken Landes, wo ehemals wohlhabende Dörfer und Burgen waren, standen leer und wüste; desto häufiger sah man Rad und Galgen. Mit furchtbarer blutiger Vergeltung hatten die Sieger an den Uebermundenen die verübten Gräuelthaten gerächt und ihre Lasten gemehrt. Lebendig wurden die Mörder des Grafen von Helfenstein verbrannt. So groß war das Elend, daß selbst Luthern einmal der Gedanke kam, ob man nicht lieber das Papstthum hätte beibehalten sollen, als soviel Unglück und Jammer sehen.

Die Folgen des Bauernkrieges. — Die Fürsten werden die Helfer Luthers und Beförderer seines Werkes. — Unterdrückung des katholischen Glaubens von oben herab. — Das Reformationsrecht.

Doch das Gute hatte der Aufstand, daß durch ihn der revolutionäre Schwindel, der sich des größten Theiles des Volkes bemächtigt hatte, gebrochen ward. Da gingen gar Manchen die Augen auf und sie sahen, wohin sie mit Luthers Lehre von der Freiheit und dem alleinseligmachenden Glauben kämen. Luther verlor das Zutrauen des gemeinen getäuschten Volkes, und es wandte sich ab von ihm. Bitter beklagte er sich in mehreren Briefen, wie ihn das Volk nun einen Heuchler schelte. Luthers Werk gerieth jetzt in's Stocken; auch die Theilnahme der adelichen Herrn hatte ein Ende. Sickingen war todt, Götz von Berlichingen um sein Ansehen gekommen, Ulrich von Hutten lag auf der Insel Ufnau im Zürichersee im Grabe; die Ritter und Grafen hatten im Bauernkriege Gut und Muth eingebüßt. Wer anders sollte jetzt Luthers Werk und Pläne

unterstützen, als die Fürsten? Er warf ihnen als Lockspeise die Stifter und bischöflichen Rechte hin; um diesen Preis gewann er gar Viele; aber es ließen ihn die Fürsten nicht allein Herr seyn; bald nahmen sie das Heft in die Hände. Der Bauernkrieg hatte sie vorsichtiger und auf Luthers Lehre etwas mißtrauisch gemacht. Sie verbaten sich — wenigstens für ihre Unterthanen — die lutherische Lehre von dem Glauben und der Freiheit und schrieben den Prädicanten vor, wie sie von dem christlichen Glauben und der wahren Freiheit des Geistes predigen sollten, „weil die gewesene Empörung mehrentheils aus ungeschickten gottlosen Predigten entstanden sei." Also befahlen zumal die Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg; sie wollten, daß in den Kirchen ihres Landes von dem Glauben gepredigt werde, aus dem allzeit rechte (von Gott gebotene) gute Werke gegen Gott und den Nächsten folgen müssen. Ebenso sollte die evangelische Freiheit erklärt werden als die Freiheit von dem Gesetze der Sünde und des Todes, durch Jesum Christum den Gläubigen errungen.

Das war durchaus die katholische Lehre, und der Lehre Luthers geradezu entgegengesetzt. Mit trotziger Hartnäckigkeit widersprach Luther in diesen Punkten der Kirche; daß er den Markgrafen von Brandenburg widersprochen — davon verlautet nichts. So entschieden schon zu Luthers Zeiten weltliche Fürsten die Lehre, und bald ward jeder von ihnen ein Bischof oder Papst in seinem Lande.

So hatte denn trotz des üblen Ausganges des Bauernkrieges durch die Unterstützung der Fürsten das Reformationswerk Luthers seinen guten Fortgang. Unter den Fürsten nahm zuerst im April des Jahres **1525** der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht Prinz von Brandenburg, die neue Lehre an und verwandelte sein dem Orden gehöriges Besitzthum — den östlichen Theil Preußens — in ein Erbherzogthum. Auf Luthers Anrathen nahm er ein Weib — die dänische Prinzessin Margaretha. Noch wichtiger, noch nützlicher für des Reformators Sache war der Uebertritt des Churfürsten Johann von Sachsen. Trotz der Abmahnung des sterbenden Vaters, des weisen Friedrich, gab Johann den alten Glauben auf und betrieb auf das eifrigste die Einführung des Lutherthums in seinen

Staaten. Zwei Jahre darnach fiel auch der Landgraf Philipp von Hessen von der Kirche ab; zum Scheine jedoch hatte er zwei Religionsgespräche zwischen Katholiken und Protestanten halten lassen, jedoch sich ausbedungen, daß die Beweise lediglich aus der Schrift genommen werden müßten. Wider die lutherisch ausgelegte Schrift konnten die Katholiken nicht aufkommen. Darauf zog der Landgraf die Klöster ein, trieb die Mönche und Nonnen hinaus, jedoch durften sie heirathen, wenn sie Lust hatten. Dem Beispiele der Fürsten folgten mehrere Reichsstädte; auch sie zogen die Güter und Rechte der Kirche an sich und stießen die treugebliebenen Geistlichen in das Elend.

Doch nicht blos die Fürsten gingen zur Lehre Luthers über; sie nöthigten auch ihre Unterthanen, dieselbe anzunehmen. Es bildete sich nun der schreckliche, durchaus verwerfliche Grundsatz aus: **cujus est regio, ejus est religio**, d. h. „der Herr des Landes ist zugleich auch der Herr über die Religion desselben.“ Auf eine bisher noch unter Christen unerhörte Weise nahmen die Fürsten das Recht in Anspruch, nach ihrem Gutdünken die Religion ihrer Unterthanen zu bestimmen, und je nachdem sie lutherisch oder calvinisch gesinnt waren, ihren Unterthanen das lutherische oder calvinische Bekenntniß aufzudringen. Wo protestantische Fürsten oder Magistrate sich an die Spitze der Bewegung stellten, blieb den Katholiken nur die Wahl, entweder ihr Gewissen zu verläugnen und lutherisch zu werden, oder auszuwandern. Denn die neuen lutherischen Fürsten duldeten keinen Priester, keine Messe. Die hochgepriesene Freiheit des neuen Evangeliums war also nur die Freiheit lutherisch zu werden; die Freiheit, bei dem Glauben seiner Väter bleiben zu dürfen, hatte Niemand mehr. Nothgedrungen übten in der Folge auch die katholischen Fürsten das Wiedervergeltungsrecht und duldeten keine Protestanten unter sich, verfuhren aber dabei, wie die Geschichte bezeugt, mit ungleich größerer Milde als die Gegenpartei.

Es hat aber dieß sogenannte Reformationsrecht unsäglichen Jammer über Teutschland und zumal über die beiden Pfalzen gebracht.

VIII. Kapitel.

Der Reichstag zu Speier. — Das Augsburger Bekenntniß. — Luthers Trotz. — Des Kaisers Entscheidung.

Im Jahre **1526** versammelten sich die Stände des Reiches zu Speier; die Lutheraner traten gebieterisch auf; sie drohten; sie kannten ihre Macht und die Bedrängniß des Kaisers, der nur mit Mühe sich der Türken erwehren konnte. So setzten sie durch, daß bis zu einem allgemeinen Concil jeder Stand in Betreff des Wormser-Edictes halte, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könnte. Dann verhießen sie schleunige und kräftige Hilfe wider die Türken.

Die Katholiken schwiegen gekränkt, Ruhe ward es nicht; die lutherischen Fürsten rüsteten sich mehr und mehr, trotz aller Versicherung des Friedens, obgleich selbst Luther und Melanchton zur Achtung vor dem Kaiser und zum Frieden mahnten. Die Spannung stieg. Dieß zeigte sich schon auf dem nächsten Reichstage zu Speier (**1529**). Die lutherischen Fürsten brachten schon ihre Prediger mit und ließen getrennten Gottesdienst halten, als wäre das Edict von Worms schon gänzlich aufgehoben! Die katholischen schlugen vor, daß diejenigen Stände, die bisher das Edict von Worms gehalten hätten, es auch ferner halten sollen; die Andern aber bei den Neuerungen, die sich nicht ohne Gefahr des Aufruhres abstellen ließen, bis zu dem allgemeinen Concil ungefährdet bleiben möchten; doch sollte nicht gegen das Altarssakrament öffentlich gepredigt, die Messe nicht weiter abgeschafft werden und wo das Letztere geschehen, doch Niemand verwehrt seyn, Messe zu halten oder zu hören. Das war wohl ein Vorschlag der äußersten Nachgiebigkeit. Dennoch legten dagegen die lutherischen Fürsten Protestation ein — daher seitdem ihr Name: Protestanten; sie waren es, welche hier den Satz von der einzigen und alleinseligmachenden Kirche aufstellten. — „Diese Kirche sei die ihrige; die Messe dürfe nicht gehalten werden; sie sei Götzendienst."

Diese Protestation überbrachte eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser nach Italien. Er empfing sie ungnädig und versprach auf dem nächsten Reichstage, der zu Augsburg

abgehalten werden sollte, die Stände zu hören und Eintracht zu stiften. Er war entschlossen, jetzt ernstlich aufzutreten; er hatte nun freie Hände; die Kunst seiner spanischen Feldherrn und die Tapferkeit der teutschen Landsknechte unter Georg von Freundsberg hatten ihm bei Pavia (1525) den glorreichsten Sieg über die Franzosen gewonnen. Ihr König Franz I., war selber sein Gefangener geworden. Darauf schlossen Carl und Franz Frieden zu Cambrai; auch die Irrungen mit dem Papste Clemens VII. wurden beigelegt. Nun ging Carl nach Italien und zog nach Bologna; dort harrte seiner der Papst. Hoch ehrte ihn der Kaiser; nach altüblicher Sitte küßte er ihm Hände und Füße, und betheuerte, daß er komme, das Heil der Kirche zu fördern und jeder kirchlichen Zwietracht zu steuern. Clemens VII. küßte nun dreimal den Kaiser, dankte ihm für alle erwiesenen Wohlthaten, und bat, Seine Majestät möge es ihm nicht als Hochmuth auslegen, wenn er zur Vermeidung jeglichen Scheines einer Neuerung selbst gegen seine Neigung solche Verehrung angenommen habe. Am 22. Februar gab Clemens dem Carl die Lombardische, an seinem Geburtstage die kaiserliche Krone. Alles geschah mit genauer Befolgung der üblichen Gebräuche, und Carl ließ es sich trotz des Abbittens des Papstes nicht wehren, diesem, wie seine kaiserlichen Vorfahren, den Steigbügel zu halten. Allen wollte der Kaiser öffentlich zeigen, wie er in dem Papste den Vater und das Oberhaupt der ganzen Christenheit ehre, und seinen festen Willen, die Kirche zu vertheidigen, Gerechtigkeit zu üben, das Reich wieder herzustellen und die Wittwen, Waisen und Unmündigen zu beschützen.

In kleinen Tagreisen ging der Kaiser nach Teutschland; dort sahen Alle seiner Ankunft mit Spannung entgegen, die Einen mit Sehnsucht, die Andern mit Zittern. Der Reichstag war bereits den 8. April 1530 zu Augsburg eröffnet worden. Am Vorabende des Frohnleichnamsfestes traf Carl ein; der Cardinal-Legat Campeggi begleitete ihn. Mit kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit, umgeben von den Churfürsten des Reiches, welche ihm das kaiserliche Schwert, die Krone und den Reichsapfel voraustrugen, hielt er unter dem Geläute der Glocken und zahllosen Geschützsalven seinen Einzug in Augsburg. Die Häuser waren mit Tapeten geziert, die Wege mit Blumen

bestreut. Im Angesichte des Kaisers verneigte sich das Volk, um den Segen des päpstlichen Gesandten zu empfangen. Es war leicht, in der Menge die Lutheraner zu erkennen; sie beugten nur ihre Köpfe, die Kniee nicht. Der Zug ging zur Kirche; dort ward das Te Deum gesungen, der Segen gegeben. Zum Feste des andern Tages wurden die lutherischen Fürsten geladen; sie weigerten sich. Der Markgraf von Brandenburg äußerte, er wolle sich lieber den Kopf abhauen lassen, als dem Evangelium entsagen. Der Kaiser antwortete freundlich: „Nicht Kopf ab, nicht Kopf ab, lieber Fürst!" Das Fest ward mit nie gesehener Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Den 29. Juni ward der Reichstag eröffnet; die Gegenstände der Verhandlung waren zunächst die Türkenhilfe und die Religion. Die Protestanten verlangten, es möchte von der Letztern zuerst gehandelt werden. Der Kaiser gab nach und begehrte seinerseits, es sollten die protestantischen Fürsten eine Schrift über ihren Glauben und die von ihnen verworfenen Mißbräuche eingeben. Sie beauftragten Melanchton damit, und dieser verfaßte die unter dem Namen „Augsburger Bekenntniß" bekannte Glaubensschrift der Protestanten. Sie enthielt eine Vorrede und zwei Theile; der erste begriff in sich einundzwanzig Artikel des Glaubens, der zweite verbreitete sich in sieben Artikeln über die angeblichen Mißbräuche. Luther hatte diese Schrift vollkommen gebilligt, mit dem Bemerken, er könne nicht so sanft treten, als Bruder Philipp. Den 25. Juni ward sie von dem kursächsischen Kanzler Christian Beyer vor dem Kaiser und den Ständen verlesen. Der Kaiser verhieß diesen hochwichtigen Handel recht zu überlegen; die Protestanten bedankten sich bei ihm für das gnädige Gehör, und überreichten ihm des folgenden Tages die Bekenntnißschrift in lateinischer und teutscher Sprache; die Städte Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau, die der Lehre Zwingli's anhingen, übergaben später ein besonderes Bekenntniß. Die Protestanten äußerten, es möchten auch die Katholiken ihr Bekenntniß aufsetzen. „Wozu das? erwiederte treffend Doctor Faber; wir glauben heute, was wir gestern geglaubt, und morgen glauben werden."

Der Kaiser berieth sich nun mit den katholischen Ständen, was zu thun sei; die Einen riethen zu gewaltsamer

Unterdrückung der lutherischen Irrlehre, die Andern zur Güte. Carl wählte einen Mittelweg; er übergab das Augsburgerbekenntniß den katholischen Gelehrten zur Prüfung nnd Widerlegung. Diese arbeiteten eine kräftige und gediegene Widerlegung aus, die unter dem Namen der „Confutation des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses" vorkömmt. Auch sie ward öffentlich verlesen, und alsdann vom Kaiser verlangt, die protestantischen Fürsten sollten, aller Zwietracht entsagend, in die katholische Kirche zurückkehren „ansonst müßte er handeln, wie er als Schirmvogt der Kirche im Gewissen verpflichtet sei." Da äußerten die Protestanten die größte Unzufriedenheit; zur allgemeinen Bestürzung verließ sogar der Landgraf Philipp von Hessen heimlicher Weise den Reichstag, und die Bischöfe durften sich von dem gewaltthätigen Manne nichts Gutes versehen. Im Auftrage des Kaisers traten nun von katholischer Seite Eck, Wimpina und Cochläus, lutherischer Seits Melanchton, Brenz und Schnepf zusammen und erledigten die streitigen Punkte bis auf die Erbsünde, Rechtfertigung, die Theile der Buße, das Abendmahl und die Verehrung der Heiligen. Noch glaubten die Katholiken (mit größerer Liebe als Einsicht) an eine endliche Verständigung. Eck und Melanchton sollten sie durch Ausgleichung dieser Punkte herbeiführen. Melanchton zeigte gute Gesinnung, zumal für die Erhaltung der bischöflichen Gewalt, die er für den Bestand und das Wohl der Kirche für unentbehrlich hielt. An den Cardinal Campeggi schrieb er: „Wir haben keine von der römischen Kirche abweichende Lehre; wir sind auch bereit, derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, die sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges Weniges übersieht oder fahren läßt, was wir jetzt auch nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchen-Verfassung, wenn nur der Papst uns nicht verwirft. Warum sollten wir demüthig Bittende also verworfen werden, da die Einigkeit so leicht wieder hergestellt werden kann? Es ist eine unbedeutende Verschiedenheit der Gebräuche, die der Aussöhnung entgegen zu seyn scheint." Den protestantischen Fürsten stellte er die Nothwendigkeit der bischöflichen Gewalt vor, und wegen des Papstes meint er: „Wenn gleich der Papst der Antichrist wäre, so

könne man doch unter ihm, wie die Israeliten unter Pharao, leben, wenn er nur die reine Lehre von Gott und den rechten Gebrauch der Sakramente nicht anfechte."

Aber solche Mäßigung ward dem friedlichen Melanchton übel vergolten; die strengen Lutheraner hießen ihn einen Heuchler und Ketzer. Nürnberg schalt ihn gar einen Verräther, durch Gold bestochen; der Kanzler Brück erwiederte ihm, es sei einmal der Papst der Antichrist, seine Gewalt dürfe nicht anerkannt werden; Luther selbst zankte derb seinen Liebling aus, und schrieb von Coburg aus auf das Heftigste wider die Einigkeit der Lehre, „die ganz unmöglich wäre, wenn nicht der Papst sein ganzes Papstthum abtrete." Also die Beseitigung des Papstes, des Mittelpunktes der Einheit, sollte die Einigkeit stiften!

So waren denn alle Bemühungen des Kaisers und der katholischen Fürsten zur Wiedervereinigung fruchtlos geblieben. Am 22. November erfolgte der Reichsabschied; er gebot, daß alle Neuerungen aufgehoben und Alles wieder auf den alten Fuß gestellt werde bis zur allgemeinen Kirchenversammlung, die über alle streitigen Punkte entscheiden werde. Alle verehelichten Priester, die ihre Weiber nicht entfernen wollten, sollten ihrer Pfründen und Aemter entsetzt sein, alle Klöster und Stifter, die von Laien eingezogen worden, sollten sogleich in ihren vorigen Stand und Besitzthum wieder hergestellt werden. Alle im Gebiete der protestantischen Stände wohnenden Katholiken nehme der Kaiser in seinen besondern Schutz und befehle, falls sie auswandern wollten, sie ohne Hinderniße ziehen zu lassen. In gleicher Weise wurden die der Zwinglischen Lehre ergebenen Reichsstädte ermahnt, bei strenger Ahndung von ihren Irrthümern und Verbrechen zur Vernunft und zum alten Glauben zurück zu kehren.

IX. Kapitel.

Der Bund von Schmalkalden. — Steigender Trotz der Protestanten. — Der Religionsfriede zu Nürnberg.

Der üble Ausgang des Reichstages kränkte den Kaiser tief. Am hartnäckigsten hatte sich der Churfürst Johann von Sachsen benommen. Dennoch gab ihm der Kaiser beim Weggehen die Hand und sprach: „Oheim, Oheim, dessen hätt' ich mich von Euer Liebden nicht versehen!" Nicht einmal die Türkenhilfe wollten ihm die lutherischen Stände verwilligen. Mißgestimmt verließ der Kaiser Augsburg; er ging nach Cöln; dahin beschied er auch die Churfürsten, und betrieb die Wahl seines Bruders Ferdinand zum Römischen Könige. Ferdinand ward als solcher gewählt; es protestirten sogleich nicht nur protestantische Fürsten, sondern auch katholische. So ward die Spaltung zwischen Kaiser und den Ständen des Reiches immer ärger. Jetzt entstand der Bund der Protestanten zu Schmalkalden (den **29.** März **1531**). Die reformirten Städte wollten dem Bunde beitreten; man wies sie mit Abscheu zurück: dagegen lud man die Könige Franz **I.** von Frankreich und Heinrich **VIII.** von England zum Beitritte ein; mit Dänemark und Schweden verhandelte man; des Türken durfte man im Kampfe wider den Kaiser ohnedem gewiß sein. *) — Das waren die Früchte der Reformation! Teutsche Fürsten riefen die Feinde des Reiches gegen das teutsche Vaterland zu den Waffen! Jetzt sprachen auch Luther und Melanchton nimmer zum Frieden; nun hielten auch sie den Gebrauch der Waffen zur Aufrechthaltung des Protestantismus erlaubt. Auf dem Reichstage zu Regensburg erklärten die Protestanten trotzig, sie würden weder den König Ferdinand anerkennen, noch die Türkenhilfe leisten, es sei denn, sie erhielten völlige Religionsfreiheit. So drohten sie zu einer Zeit, wo die Türken abermals bis unter die Mauern Wiens streiften. Da vermittelten Churmainz

*) Man fing Briefe auf, die der in Ungarn kommandirende Pascha an die Bundeshäupter von Schmalkalden geschrieben.

und Churpfalz den 23. Juli 1532 zu Nürnberg einen Vergleich. Die Protestanten verhießen Mannschaft und Geld wider die Türken und die Anerkennung Ferdinands als König; der Kaiser sollte aber die Edicte von Worms und Augsburg aufheben und völlige Religionsfreiheit bis zu einem allgemeinen, binnen sechs Monaten zu versammelnden Concil oder Reichstage gewähren; bis dahin sollten alle Parteien Frieden erhalten, die Protestanten aber kein neues Mitglied in ihren Bund aufnehmen. Allgemein und gerecht war die Unzufriedenheit des Papstes und der Katholiken über einen Vergleich, bei dem nur die Protestanten gewannen. Aber auch diese waren damit nicht zufrieden; namentlich murrten sie gegen jenen Punkt, der ihnen die Aufnahme neuer Mitglieder in ihren Bund untersagte. Am meisten lärmte Landgraf Philipp von Hessen darüber; aber selbst Luther, der klüger war und weiter sah, ließ sich diesen Punkt gefallen. Das war der erste Religionsfrieden. Die Protestanten hatten viel, sehr viel gewonnen; das Bestehen ihrer Confession war von dem Kaiser anerkannt und alle Kammergerichtsprozesse wegen eingezogener Kirchengüter eingestellt worden. Nun leisteten die Protestanten auch dem Kaiser die Türkenhilfe; ein stattliches Heer von Teutschen, 67,000 Mann und 11,000 Reiter stark, zog mit dem Kaiser wider Soliman, den Sultan der Türken. Trotz seiner Uebermacht — er zählte 300,000 Mann — ging der Sultan zurück, und die Gefahr war für dießmal vorüber. Jetzt eilte der Kaiser nach Rom, um mit dem Papste Clemens das allgemeine Concil zu berathen. Da starb Clemens 1534; ihm folgte Paul III.

X. Kapitel.

Die Wiedertäufer in Münster.

Während dessen gingen in Münster, der altberühmten Stadt Westphalens, Dinge vor, welche unter Protestanten wie Katholiken Schrecken und Abscheu erregten. — Schon im

Jahre 1524 hatte Luthers Lehre in Münster Eingang gefunden, und trotz alles Widerstandes der Bischöfe war der größte Theil der Bürgerschaft durch die Predigten des abtrünnigen Caplans Bernard Rothmann zum neuen Glauben übergetreten. Mit Waffengewalt erzwangen die lutherischen Bürger vom Bischofe einen Vergleich, der ihnen sechs Kirchen und ungestörte Uebung ihres Glaubens zusicherte. Da schlichen sich Wiedertäufer aus Holland und Friesland, Ueberreste der Zwickauer, in die Stadt und breiteten in der Stille ihre Grundsätze aus. Sie sagten, es würde Christus bald auf die Erde kommen, ein tausendjähriges Reich gründen, alle Heiden (d. h. Lutheraner und Katholiken) von der Erde vertilgen, und dann mit den Gläubigen tausend Jahre in allen irdischen Freuden auf Erde zubringen; dann erst werde der jüngste Tag kommen, und zu diesem tausendjährigen Reiche müsse man sich vorbereiten durch eine neue Taufe, durch Gemeinschaft der Güter; man solle auch keinen Sonntag mehr halten, und der heidnischen (d. i. katholischen und protestantischen) Obrigkeit nicht mehr gehorchen. Rothmann nahm freudig diese Lehre an, und verweigerte den Kindern die Taufe. Aber die eigentlichen Häupter der Wiedertäufer waren Johann Mathiesen, ein Bäcker aus Harlem, und Johann Bockelsohn, ein Schneider aus Leiden. Sie verkündigten mit keckem Trotze ihre Lehre auf den Kanzeln, und tobten wider den Magistrat; es war umsonst, daß Dieser alle Kirchen bis auf Eine sperren ließ; er wies die Häupter der Wiedertäufer aus der Stadt; das bethörte Volk führte sie wie im Triumphe wieder zurück. Die Ausgewiesenen schwuren dem Magistrat Rache.

Es war am 8. Februar 1534, als die Prediger Rulle, Bockelsohn, Knipperdolling und Andere der Secte wie Besessene durch die Strassen der Stadt rannten und mit gräßlichem Geschrei die Gottlosen zur Buße und Wiedertaufe aufforderten; denn das Reich Gottes nahe sich. Viele der Männer und Weiber meinten schon den himmlischen Vater und Christum, von Schaaren der Engeln umgeben, zu sehen. So sehr stieg ihre Wuth, daß sie folgenden Tages das Rathhaus erstürmten. Der Bürgermeister Tilbecke ging zu ihnen über, ward aber bei der Rathswahl am 24. Februar abgesetzt und an seine

Stelle Knipperdolling erhoben. Jetzt begann ein wahrer Gräuel; die Kirchen wurden verwüstet, entehrt, geraubt und geplündert überall; wer fliehen konnte, der floh; Gesindel von allen Seiten zog nach Münster und schloß sich den Wiedertäufern an. Diese spielten die Herren mit schonungsloser Barbarei. Allen ward die Wiedertaufe aufgelegt; wer sich weigerte, wurde aus der Stadt gejagt, Greise an Stäben, Weiber mit Säuglingen, Katholiken wie Protestanten. Jetzt führten die Wiedertäufer die Gütergemeinschaft ein; sieben Diaconen und einen eigenen Bischof, Julius Friese, stellten sie auf. Wer murrte, ward alsogleich niedergestochen. Bald darauf wurden alle Bücher in der Stadt verbrannt, die Bibel ausgenommen. Umsonst war das Warnen des Bischofes, der ihnen jetzt Ernst zeigte und mit seinen Verbündeten die Stadt einschloß. Der Wahnsinn stieg fortwährend. Am Ostertage fiel Johann Mathiesen mit Wenigen aus und prahlte, er werde wie Gedeon die Feinde schlagen; allein er wurde sogleich von den Belagerern in Stücke gehauen; seine Begleiter entrannen. Das Volk erschrack ob des üblen Ausganges des Propheten. Aber Johann versicherte, es hätte ihm der himmlische Vater schon längst geoffenbart, daß der Prophet Mathiesen wie Judas Maccabäus für Israel sterben würde. Auch eine neue Judith stand in Münster auf, Hilla Feyken. Sie ging nach Telgte, den Fürstbischof zu sprechen und ihm ein Hemd anzubieten, das ihn vergiften sollte. Der Verrath wurde entdeckt und das Weib enthauptet.

Jetzt kam angeblich der Geist Gottes auch über Knipperdolling und machte ihm kund, es müsse alles Hohe erniedrigt werden; da wurden die Spitzen der Thürme abgetragen und Kanonen darauf gesetzt, die Belagerer zu beschießen. Aber auch Knipperdolling ward erniedrigt; Johann von Leiden trat mit der Offenbarung auf, es sei Knipperdolling vom Herrn zum Scharfrichter in Israel bestimmt worden, und der Bürgermeister erhielt nun das Richtschwert.

In Folge einer neuen Offenbarung stellte Johann das Reich Israel mit seinen zwölf Stämmen wieder her; über jeden Stamm setzte er einen Aeltesten; und Rothmann gab Jedem derselben zum Zeichen seiner Würde ein Schwert. Der

Magistrat ward abgesetzt und die strengste Gütergemeinschaft vorgeschrieben; in einem gemeinsamen Hause aßen Alle, je nach ihrem Bezirke. Jetzt wollte der Prophet sogar die Vielweiberei einführen. Da standen die alten Bürger voll Abscheu auf, warfen den Johann und seine Prediger in das Gefängniß, und wollten die Stadt dem Bischofe übergeben. Aber der wüthende Pöbel befreite die Gefangenen. Johann übte die schrecklichste Rache, fünfundzwanzig Bürger ließ er erschießen, sechzig enthaupten. Nun schwieg Alles; Niemand widersetzte sich, als Johann Dusentschur, ein Prophet aus Warendorf, seiner Kunst ein Goldschmied, verkündigte, daß es dem himmlischen Vater gefallen habe, den heiligen Propheten Johann von Leiden zum Könige im neuen Jerusalem zu erhöhen, und ihm die Herrschaft über den Erdkreis zu geben. Darauf salbte der Goldschmied den Schneider zum Könige, und dieser fiel nieder und betete wie einst Salomon zu Gott um Weisheit. Aus Meßgewändern ward für den neuen König die Kleidung zubereitet, ein prachtvoller Palast für ihn hergerichtet, gleich daneben — in der Dompropstei — waren seine sechzehn Weiber. Oeffentlich, auf dem Markte, auf seinem königlichen Throne sitzend, hielt er dreimal in der Woche Gericht. Jetzt beschloß er auch, in alle Welt Apostel auszusenden; sie sollten die neue Lehre verkündigen und ihn überall als König des Erdkreises ausrufen.

Der Jammer und die Noth ward in Münster immer größer. Zwar schlugen die Wiedertäufer einen Sturm der Belagerer zurück, aber der Hunger bedrängte sie mehr als der Feind. Der König und seine Weiber und Anhänger schwelgten. Da lud er seine Unterthanen zur Feier des Abendmahles auf den Berg Sion — auf den Domplatz — ein. Ueber achttausend Menschen erschienen, und wurden mit Fleisch, Bier und Rüben bewirthet. Dann ging der König umher, steckte Jedem ein Stücklein Brod in den Mund und sprach: „Nehmet und esset, und verkündet den Tod des Herrn!“ Und die Erste seiner Königinnen, Divara, reichte Jedem einen Becher Wein und sagte: „Trinket Alle daraus, und verkündet den Tod des Herrn!“ Unter den Gästen saß ein gefangener Reiter; den hieb der König nieder und sagte, er thue dieß auf Befehl des

himmlischen Vaters; er wäre ein Judas gewesen. Dann trank und tanzte man die ganze Nacht. Gegen Tagesanbruch wurden die Apostel aus den Thoren gelassen, siebenundzwanzig an der Zahl. Sie alle wurden ergriffen und hingerichtet, bis auf Einen, der dem Bischofe reuig Alles gestand und Gnade erhielt.

Im Frühjahre **1535** ward die Noth schauderhaft; man aß Gras, Leder, Mäuse, Mütter schlachteten verzweifelnd die eigenen Kinder. Alles Menschengefühl hatte der gräßliche Fanatismus erstickt. Wer klagte, ward getödtet; es tödtete deßhalb Johann mit eigener Hand eine seiner Frauen, die da geäußert, es könne der Wille Gottes nicht seyn, daß so viele Menschen Hungers stürben. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Ein Ueberläufer, Hänschen von der langen Straße, führte die Bischöflichen in der Nacht durch ein übelbewachtes Pförtlein in die Stadt. Aber erst nach furchtbarem Kampfe wurden die Wiedertäufer besiegt, Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting gefangen, und (22. Jänner 1536) zu Münster martervoll hingerichtet. Rothmann ward nicht ergriffen, und von ihm hörte man nichts mehr. — Der Fürstbischof ließ den katholischen Gottesdienst wieder herstellen und zwei Vesten errichten, um sich den Besitz der Stadt zu sichern; sie ward und blieb nun katholisch. Alle Lust zu weiterer Neuerung war ihr gründlich vergangen.

Aber die Wiedertäufer, obgleich aus Münster vertrieben, waren noch nicht unterdrückt. An ihre Spitze trat Dietrich Battenburg, vormals Bürgermeister zu Steenwyk in Holland. Aus Dietrichs Anhängern bildete sich eine gräßliche Bande von Räubern, Mördern und Ehebrechern, die erst nach dreißig Jahren ausgerottet werden konnte. Eine andere Partei der Wiedertäufer erhielt sich unter der Leitung Menno Simonis, eines abgefallenen Priesters aus Friesland. Auch diese verwarfen die Kindertaufe, und zugleich auch die Schwärmerei vom tausendjährigen Reiche Christi und die Vielweiberei; sie leisteten den Obrigkeiten Gehorsam, verweigerten aber den Eidschwur und den Kriegsdienst. Diese Wiedertäufer erhielten von ihrem Haupte den Namen Mennoniten, und zählen jetzt noch Gemeinden in Holland, in England, in Holstein und Preußen.

XI. Kapitel.

Die Artikel von Schmalkalden. — Weitere Verhandlungen zwischen Katholiken und Protestanten. — Philipp's von Hessen Doppelehe.

Der Gräuel der Wiedertäufer hatte auf die Protestanten tiefen Eindruck gemacht; aber stärker noch als der Abscheu vor solcher Ruchlosigkeit war das Gefühl des Hasses und die Furcht vor dem Papste. Es war Paul **III.** ein edler Oberhirt; er kannte die Schäden der Kirche, und wollte sie heilen. Er betrieb mit Eifer die Berufung des Concils, ließ durch seinen Nuntius Vergerius mit den Protestanten unterhandeln, und schrieb das Concil nach Mantua auf den Mai **1537** aus. Aber es zeigte sich auf das Neue, wie wenig Ernst es den Protestanten mit dem Concil war, nach dem sie doch so oft und dringend verlangt hatten. Zu Schmalkalden hatten sich die Protestanten versammelt; dort traf sie die Einladung des Papstes; aber sie hatten Bedenklichkeiten in Menge, und dabei ganz absonderliche; sie folgten dem Worte ihres Meisters Luther, der da meinte, es sei den Katholiken kein Ernst mit dem Concil, und die Protestanten, durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiß, bedürften gar keines Concils. Auch sei ein Concil, dessen Gang und Gestalt der Papst bestimme, nicht frei; vielmehr sollten Fürsten tüchtige und unparteiische Leute aus allen Ständen erwählen, welche die Sache zu verhören und nach Gottes Wort zu entscheiden hätten. Darauf verstärkten die Protestanten ihren Bund durch Aufnahme neuer Mitglieder. Luther verfaßte die dreiundzwanzig Artikel von Schmalkalden, voll Zorn wider die katholische Kirche und ihr Oberhaupt. Nicht wenig ärgerte er sich, als Melanchton äußerte, es sei zwar der Primat des Papstes nicht auf göttliches Recht gegründet, doch solle er künftighin nach menschlichem Rechte seine Herrschaft behalten. Voll Unwillen verließ Luther Schmalkalden mit dem Segenswunsche: „Gott erfülle Euch mit dem Hasse des Papstthumes!“ Mit unermüdlichem Eifer fachte er den Groll gegen die Kirche und das Concil bei Fürsten und Volk bald in größern, bald in kleinern Schriften an. Kein Wunder, wenn die

Protestanten auch die erneuerte Einladung zum Concil mit Bitterkeit abwiesen. Die Spannung zwischen ihnen und den Katholiken ward immer größer. Solch' feindseliger Gesinnung zu begegnen, schloß der Vicekanzler des Kaisers Held zu Nürnberg den Bund der katholischen Fürsten (1538). Der Kaiser billigte ihn, hoffte aber noch immer, die aufgeregten Gemüther durch ein Religionsgespräch zu versöhnen. So wenig hatte er den Geist der kirchlichen Bewegung begriffen, so wenig erkannt Luthers Character, der allen auch den triftigsten Gründen sein leidenschäftliches „**sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas**" (So will ich, so befehl' ich, statt des Grundes steht mein Wille)" entgegensetzte. Wie sehr Luther bereit war, wenn es seinen Vortheil galt, seine persönliche Ueberzeugung und das Gesetz Gottes selber zu opfern, zeigt nichts deutlicher, als sein Antheil an der berüchtigten Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen.

Die Vielweiberei der Wiedertäufer hatte nicht Allen unter den Protestanten mißfallen, am wenigsten dem Landgrafen Philipp von Hessen. Es spürte dieser Herr einen starken Antrieb, dem Beispiele des Königs Johann zu folgen, und zu seiner Ehefrau Christine, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, mit der er bereits sechs Kinder erzeugt hatte, sich ein zweites Weib beizulegen. Ein schönes gefallsüchtiges Ehrenfräulein Christinens hatte seine Leidenschaft entflammt, wollte ihm aber nur im Ehestande willfahren. Jetzt kam dem Landgrafen der Gedanke an eine Doppelheirath; um nicht gänzlich verstossen zu werden, gab Christine ihre Einwilligung mit Vorbehalt ihrer und ihrer Kinder ehlichen und fürstlichen Rechte.

Die Erlaubniß und den Segen zu dieser Doppelehe sollten ihm die Häupter des neuen Glaubens, Luther und Melanchton geben. — Es war eine solche Verbindung immerfort eine wagliche Sache; die Gesetze des Reiches verpönten sie mit der Strafe des Schwertes, und der Kaiser und die Fürsten konnten ein so unerhörtes Beginnen im Ernste übel nehmen. Hatten aber Luther und Melanchton diese Verbindung gebilligt, so traten auch die Protestanten auf Philipps Seite, und er durfte ihres Beistandes gewiß seyn, falls der Kaiser gegen ihn einschreiten wollte.

Deßhalb schrieb er an Luther und Melanchton: „Da ich erkenne, daß ich mit Einer Frau mich der Unzucht nicht enthalten kann, so muß ich erwarten, daß ich der ewigen Verdammniß anheimfalle, wenn ich mein Leben nicht ändere. Ohne Frau kann ich nicht seyn; selbst die eheliche Treue habe ich nicht länger halten können, als drei Wochen. Ich habe im alten Testamente gelesen: Heilige Männer, wie Abraham, Jakob, David, Salomon haben mehrere Frauen gehabt, und sie glaubten alle an den verheißenen Christus. Ich bin entschlossen, der Unzucht zu entsagen; ich kann und will sie aber auf keine andere Weise lassen, als wenn ich Margarete zur Frau nehme."

Luther und Melanchton waren in der größten Verlegenheit; gerne hätten sie sich der Ehre, wie der Papst um Dispens angegangen zu werden, begeben. Aber der Landgraf drohte zu gleicher Zeit, im Weigerungsfalle wolle er katholisch werden, und verhieß Begabungen aus Klostergütern. Das zog.

Sie gestatteten ihm die zweite Ehe, „um so für das Heil seiner Seele zu sorgen und Gottes Ehre dadurch zu befördern." „Man werde Gott bitten, daß Er den Landgrafen an Leib und Seele erhalten wolle; denn die arme, kleine, elende und verlassene Kirche habe tugendhafte Fürsten nothwendig. Da es aber doch ungewöhnlich sei, zwei Weiber zugleich zu haben, woraus Aergerniß entstehen könnte; so möge der Landgraf die Ehe nicht öffentlich schließen, sondern selbe in der Stille und in Gegenwart einiger Zeugen eingehen." So lautet das darüber ausgestellte, von Luther und Melanchton unterschriebene Document. Auch Bucer*) und fünf hessische Theologen unterzeichneten es;

*) Bucer, eigentlich Martin Kuhhorn aus Schlettstadt im Elsaß, ein ausgesprungener Dominicaner, war der vertrauteste Rathgeber des Landgrafen in seinen geistlichen und leiblichen Anliegen. Er war je nach seinem Vortheile bald Zwinglianer, bald Lutheraner. Er lehrte, daß die Unterthanen, auch wenn die Befehle der Obrigkeit wider Gottes Gebot wären, zu gehorchen schuldig seien, weil dann anzunehmen, daß Gott dieselben mit der Ruthe strafen wolle. Auch hätte die Obrigkeit das Recht, die falsche Religion mit Feuer und Schwert auszurotten, und nicht blos die Männer, die solch falscher Religion anhingen, sondern auch ihre Weiber und Kinder zu erwürgen! Das waren Diejenigen, welche der katholischen Kirche Grausamkeit gegen Andersdenkende vorwarfen.

zwei andere Prädicanten hatten Ehre und Gewissen genug, die Unterschrift zu verweigern. Die ganze Verhandlung zeigt auf beiden Seiten die empörendste Heuchelei. Der Landgraf will aus bloßer Gewissenhaftigkeit und seines Heiles wegen die Doppel-Ehe schließen; Luther und Melanchton geben ihren Segen dazu, zur größeren Ehre Gottes; — als ob nicht beide Theile ganz andere Gedanken im Herzen gehabt hätten, als das Seelenheil und die Ehre des Allerhöchsten!

Das Paar wurde den **3. März 1540** durch Dionysius Melander eingesegnet. Melanchton scheute sich nicht, gegenwärtig zu seyn und den Landgrafen an die verheißene Begabung aus den Klostergütern zu erinnern. Allein das bedungene Stillschweigen ward nicht gehalten. Margarete wollte gar zu gerne als „Zugemahlin" des Landgrafen glänzen, und plauderte aus. Da ward es eine große Noth und ein arger Lärm. Der Churfürst von Sachsen zeigte lauten Unwillen, und konnte von dem Landgrafen nur mit Mühe besänftigt werden. Melanchton schämte und bekümmerte sich so sehr, daß er bis auf den Tod krank ward. Luther dagegen zeigte, nachdem sein Aerger über die fatale Veröffentlichung vorübergegangen, kühlen Muth und meinte, es ließe sich die Sache nicht vertheidigen; er wolle daher die Genehmigung der Doppelehe entweder abläugnen, was er gar wohl thun könne, da sie, insgeheim ertheilt, durch die Offenbarung nichtig geworden, oder aber geradezu um Gnade bitten und bekennen, daß er gefehlt habe.

Den Landgrafen focht das Herzeleid und die Schande der Reformatoren wenig an; er hatte, wonach er verlangte. Er rühmte sich seiner Schande; er führte seine beiden Frauen am Arme in die Predigt, saß zwischen Beiden am Tische, stellte sie miteinander seinen Höflingen und fremden Gesandten vor. Beide gaben ihm reichen Kindersegen — vierzehn Knaben und Mädchen.

So waren die Schutzherren, so die Apostel der neuen Lehre.

XII. Kapitel.

Neue erfolglose Religionsgespräche. — Umsichgreifen und Gewaltthätigkeiten der Protestanten.

Durfte man wohl hoffen, Männer, wie Luther und Melanchton, die um solchen Preis ihre Ueberzeugung verkauft hatten, durch Gründe und das Gewicht der Wahrheit zur Kirche zurückzuführen? Kaiser Carl beharrte auf seinem Wahne, und veranstaltete ein neues Religionsgespräch; es begann zu Speyer, ward aber erst zu Worms (18 Jänner 1541) wirklich von den Protestanten eröffnet, und des Reichstages halber, der in Regensburg zusammentrat, in dieser Stadt fortgesetzt.

Zur Theilnahme an demselben erschien selbst der edle hochgelehrte Cardinal Contarini mit den Doctoren Eck, Julius Pflug, dem Dompropste von Naumburg und Johann Gropper, dem Canonikus aus Cöln. Sie versuchten die Vereinigung mit Melanchton, Pistorius und Bucer; sie kamen sich näher, als es Luther lieb war; dem ward angst; er wollte keine Vereinigung; er schimpfte auf die Katholiken, wie auf die Zwinglianer; Erstere hieß er Götzendiener, Letztere Unchristen; seine Lehre sei die wahre; wer ihr nicht glaube, sei des Teufels. Den Churfürsten von Sachsen hielt er ab, nach Regensburg zu gehen, und bewog ihn, statt seiner den Nicolaus Amsdorf, seinen eifrigen Anhänger, nach Regensburg zu schicken. Als Amsdorf an dem Gespräche Antheil nahm, ging Alles rückwärts; die Katholiken sollten lutherisch werden. Das war sein Verlangen. Nun entzweite sich auch Doctor Eck mit Melanchton. „Wir bleiben bei der Augsburger-Confession, drohte Letzterer, und werden nicht eher an eine Vereinigung denken, als bis Ihr Eure Irrthümer öffentlich und förmlich widerruft!

Ueber solches Benehmen wurden die Katholiken im höchsten Grade erbittert, und die Verhandlungen, die anfangs so viel versprachen, von beiden Seiten abgebrochen. Die Katholiken erneuerten ihren Bund; er ward vom Kaiser bestätigt; Herzog Ludwig von Bayern blieb im Südteutschland, Herzog Heinrich von Braunschweig in Nordteutschland Oberster desselben. Die Stimmung ward auf beiden Seiten drohender, kriegerischer, die Partei der Protestanten immer gewaltthätiger.

Aber Luther gedachte der Dienste, die Amsdorf zu Regensburg ihm erwiesen. Als das Bisthum Naumburg erledigt

war, wählte das Kapitel den Dompropst Julius von Pflug, einen eben so gebildeten als milden Mann, zum Bischofe; aber der Churfürst Johann wollte einen lutherischen einführen. Luther empfahl den Amsdorf; er wurde mit Gewalt in Naumburg eingeführt und erhielt den Gehalt eines Pfarrers. Um den Hohn voll zu machen, hatte Luther den Amsdorf nach seiner Art zum Bischofe geweiht, und mit frechem Spotte schrieb er über die Weihe: „Wir haben einen Bischof geweiht ohne allen Chrisam, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen!“

Darauf überfielen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes den eifrig katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig, und trieben ihn aus seinem Lande, und führten darin das Lutherthum ein. Nur mit Mühe konnte das Erzbisthum Cöln der Kirche erhalten werden; schon war dessen Churfürst und Oberhirt Herrmann, Graf von Neuwied, geneigt, seinem Lande den Protestantismus aufzudringen. Da widerstand das Kapitel und die Bürgerschaft mit entschiedner Kraft; es appellirten die Geistlichkeit, die Universität und die Stände an den Kaiser und den Papst. Es luden Diese den Churfürsten zur Verantwortung; als er nicht erschien, ward er excommunicirt und abgesetzt. Er starb in seiner Grafschaft Neuwied. Dagegen wurden im Norden Teutschlands Magdeburg, Halle, Halberstadt, Meißen und andere Städte von der Kirche losgerissen. Selbst in den Ländern der strengkatholischen Herzoge von Bayern, des Königs Ferdinands in Oesterreich und Tyrol regte sich der Geist des Abfalles. Von Tag zu Tag gewannen Luthers Anhäger mehr Boden; so hatten sie die Oberhand, daß bereits zwei Drittheile Teutschlands ihnen gehörten. Die katholische Kirche in Teutschland war auf das ernstlichste bedroht, in ihren Grundfesten erschüttert. Wider die Lutherischen Anmaßungen und Eingriffe in die Rechte und Güter der Katholiken hatte der Kaiser nur Ermahnungen, auf die Niemand merkte, Drohungen, die nicht erfüllt wurden; konnte Nachgiebigkeit, die bis zur Ungerechtigkeit gegen die Kirche ging, konnten Religionsgespräche, die nur die Spaltung ärger machten, und Einladungen zum allgemeinen Concil, welche von den Lutherischen verhöhnt wurden, wohl das Uebel heilen? Laut klagten die Katholiken über solche Schwäche des Kaisers,

laut das Oberhaupt der Kirche in einem eigenen Breve voll Ernst und Wehmuth. Die Gerechtigkeit solcher Klagen mußte der Kaiser selbst erkennen, der fortdauernd steigende Trotz der Protestanten seine Würde beleidigen und zuletzt selbst die geduldigste Langmuth erschöpfen.

Er konnte jetzt freier auftreten, da er den König Franz I., den gefährlichsten seiner Feinde, zum Frieden von Crespy genöthigt hatte. Noch einmal lud er die Protestanten zu einem Religionsgespräche nach Regensburg, und auf das dringendste zur geziemenden Beschickung des nun eröffneten Concils zu Trident ein. Das Religionsgespräch blieb natürlich ohne Erfolg, und als Antwort auf die Einladung zum Concil vertheilten die Protestanten auf dem Reichstage zu Speyer an die Katholiken Luthers wahnsinnige Schrift: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet!" (1546).

Jetzt hatte des Kaisers Langmuth ein Ende; jetzt sah sogar er selber ein, daß mit Leuten der Art in Güte und Frieden nichts zu gewinnen sei. Er schloß mit dem Türken einen Waffenstillstand, und begann sich zu rüsten. Dasselbe thaten mit aller Kraft auch die Protestanten. Mitten in dieser Vorbereitung zum Kriege starb Luther.

XIII. Kapitel.

Luthers Tod. — Betrachtungen über den Werth seines Characters — sein Wirken — die Früchte seiner Lehre an seinen Bekennern während dieser Zeit.

Seit längerer Zeit war Luther mürrisch, düster und schwermüthig gewesen. Sah er auf sein Leben, auf die Frucht seines Wirkens, so konnte er sich dessen wahrlich wenig freuen. Sein Leben war voll Kampf und Streit, voll Unruhe und Trübsal gewesen, er hatte viel gehaßt und wenig geliebt; darum hatte er auch den wahren beseligenden Frieden nicht gefunden. Selbst der Glaube an die Wahrheit seiner Lehre wankte öfter in ihm. „Ach, sagte er einstmals, ich habe dem Papste und den Mönchen Alles geglaubt, was sie mir sagten; aber was jetzt Christus sagt, der doch nicht lügt, das kann meine Vernunft nicht glauben!" Da kam einmal Magister Antonius Musa, der Pfarrer von Rochlitz, zu Luther, und klagte ihm herzlich, er könne selber nicht glauben, was er Andern predigte." Und Luther ant-

wortete: „Gott sei Lob und Dank, daß es andern Leuten auch so geht; ich meinte, es wäre mir alleinig also.“ Dieses Trostes hat Musa sein Lebenlang nicht vergessen. Dabei hatte Luther immerfort mit dem Teufel zu kämpfen, der wider sein Werk streitet, ihn versucht und ihn wieder zum Papstthume führen will. Der Unglückliche erkannte in seiner Verblendung nicht, daß dieser Teufel die Stimme seines Gewissens war, das zu ihm erschütternde Worte der Wahrheit sprach und die traurigen Folgen seines Hochmuthes und Abfalles wie in einem Spiegel schreckend ihm vor Augen hielt. Darüber ward ihm oft angst und bange, und böse Ahnungen peinigten ihn. Eines Sommerabends, wo die Sterne am Himmel mit dem herrlichsten Glanze leuchteten, ging er mit Katharina spazieren. „Sieh' doch, begann Katharina, welchen Glanz diese leuchtenden Punkte ausstrahlen! Luther erhob seine Augen: „O das lebendige Licht strahlt nicht für uns!“ sprach er. „Und warum, fragte Katharina, werden wir vom Himmelreiche ausgeschlossen seyn?“ Luther seufzte. — „Vielleicht zur Strafe, sprach er, weil wir unsern Stand verlassen haben!“ — „Wir sollten also zurückkehren?“ meinte Katharina. „Es ist zu spät, antwortete der Doctor, der Wagen steckt zu tief im Koth!“ — Solche Gedanken mochten ihm wohl öfter kommen.

Die Freude, dem Papstthume „Püffe“ gegeben und die Kirche Teutschlands fast an den Rand des Verderbens gebracht zu haben, war mit gar vieler Bitterkeit gemischt. Die Saat, die er gesäet hatte, war aufgegangen; gedachte er aber des Wortes des Heilandes: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“, so mußte Scham auf seine Wangen treten und Schmerz sein Gemüth beklemmen. Weder er noch seine Anhänger waren durch das neue Evangelium besser geworden. Darüber liegen merkwürdige Geständnisse vor, sowohl von seiner Seite, als von Seite derjenigen, die ihn umgaben und an seinem Werke mitarbeiteten. Selbst Wittenberg, wo er persönlich und rastlos thätig wirkte mit Lehre und Beispiel, hatte keineswegs besondere Tugenden aufzuweisen; aber laut klagt er über die bösen Sitten der schlimmen Stadt. Im höchsten Grade erbittert über die wachsende Ueppigkeit, hatte er Wittenberg verlassen und wollte nicht mehr zurückkehren. „Nur weg aus die-

sem Sodoma!" schrieb er an Katharine. Blos die dringendsten Bitten des Churfürsten konnten ihn zur Rückkehr bewegen. Anderwärts sah es eher ärger, als besser aus. Schon im Jahre **1533** sagte er in einer Predigt: „Die Welt wird nach dieser (seiner reinen) Lehre von Tag zu Tag schlechter, gottloser und unverschämter. Die Teufel wandern nun schaarenweise in die Menschen, so, daß sie unter dem Lichte des Evangeliums nur habgieriger, schamloser und schlechter geworden sind, als sie vorher unter dem Papstthume waren. Das erhelle in Bauern, in Bürgern und Edlen, ja in allen Ständen, vom Größten bis zum Kleinsten, welch' ein schändlich' und unordentlich Leben sie führen, in Habsucht, Trinkgelagen, Schlemmerei, Unschamhaftigkeit und aller Gattung von Unlauterkeit und Lastern." — Noch bitterer klagt Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg, der keineswegs ein Lobredner der Mönche ist, über Sittenverderbniß. Er und sein Freund Albrecht Dürer, der hochberühmte Maler, waren früherhin gut lutherisch gewesen, weil sie meinten, die neue Lehre würde die Kirche gründlich bessern und die Menschen fromm machen. Allein er fand, daß sich diese bedeutend verschlimmert hatten. „Ich weiß, sagte er, und ist die Wahrheit, daß die Ungläubigen solche Schalkheit und Büberei nicht unter sich leiden würden, wie Die, so sich evangelisch nennen. Zuletzt werden wir ganz thierisch, halb sind wir es schon," und dann weiter: „Luther wollte gerne seines Dinges umherwenden; aber es ist so grob gehandelt, daß es sich nimmer verblümen läßt. Gott behüte uns vor solcher Lehre. Wo die hinkommt, kann kein Friede, Ruhe und Einigkeit seyn. Es leben unsere Prediger, Pfaffen und ausgeloffenen Mönche, nicht anders, als wären sie besessen. Sie fluchen, schelten und schmähen über Kaiser und Papst."

Ebenso frägt Erasmus, wer denn durch Luthers Lehre eigentlich besser geworden wäre? und sagt: „Jetzt werden sie so wenig gebessert durch dieses Evangelium, daß sie vielmehr schlechter erscheinen, denn zuvor; und nicht geschieht es, daß sie aufhören zu sündigen, sondern daß sie ungestrafter sündigen." Selbst Catharina fragt einstmals Luther: „Herr Doctor, wie kömmt es, daß wir im Papstthume so hitzig, emsig und oft gebetet haben; jetzt aber ist unser Gebet ganz kalt, ja wir beten selten?!" — Konnte es aber anders kommen? konnten die Dörner Fei-

gen bringen? Eine solche Sittenlosigkeit war die natürliche Folge der Lehre Luthers: der Glaube allein ohne die Werke mache selig, und seiner Behauptung von der vollkommenen Freiheit des Christenmenschen; das war die Folge der Aufhebung des heiligen Bußsakramentes und der Gelübde, dieser so mächtigen Mitteln zur Bezähmung der Begierlichkeit. In lichteren Augenblicken erkannte wohl Luther selbst die Quelle des Uebels: „Sie leben gerade so, wie sie glauben; sie sind Schweine und bleiben es; sie glauben wie Schweine, und sterben als wahre Schweine."

In ähnlicher Weise bekennt Willibald Pirkheimer: „Sie wollen dabei die Leute mit sehenden Augen blind reden; sie sagen, man könne sie aus ihren Werken nicht beurtheilen, da doch Christus ein Anderes gelehret hat. Obwohl die guten Werke nicht leicht erkannt werden können, so zeigt doch Jeder, der böse und sträflich handelt, damit an, daß er kein Biedermann ist, er möge sich auf den Glauben berufen, wie er will. Denn ohne Werke ist der Glaube todt, wie auch die Werke ohne den Glauben."

Ein lutherischer Prediger, Jakob Andres, auch Schmidlin genannt, († **1590** zu Tübingen), schildert die Früchte jener Lehren Luthers also: „Gott fordert von seinen Schülern eine strenge und christliche Zucht; das ist gewiß und wahr. Aber bei uns hält man sie für ein neues Papstthum und für ein neues Mönchthum. Unsere Anhänger sagen: „Man hat uns erst vor Kurzem gelehrt, daß man einzig und allein durch den Glauben an Jesum Christum sein Seelenheil erlangen könne. Wohlan denn, so brauchen wir ja nicht die Werke; man enthebe uns derselben, da wir ohne alle andern Mittel, blos durch Jesum Christum, durch seine Verdienste und die Gnade Gottes selig werden können. Gestützt auf diese Meinung, und in der Absicht, der Welt zu zeigen, daß sie keine Anhänger des Papstes sind, daß sie auch kein Vertrauen auf gute Werke haben, vollbringen sie auch keines. Anstatt zu fasten, essen und trinken sie Tag und Nacht; anstatt zu beten, fluchen sie. Und dieß nennen sie denn das wiederhergestellte Evangelium oder die Reformation (Verbesserung des Evangeliums)."

Die ganze sittliche Natur des Menschen empört sich gegen die

Lehre Luthers vom Glauben, der allein, ohne gute Werke, selig mache. In der Folge gaben die Protestanten den Lieblingssatz ihres Meisters, den Grund- und Eckstein seiner Lehre, auf und folgten dem bessern Gefühle. Ja, gar Vielen von ihnen behagte bald die umgekehrte Meinung, „die Werke ohne den Glauben machen selig", bei weitem besser.

Es zeigt die ganze Verblendung Luthers, daß er die Sittenlosigkeit der Seinigen erkannte, dawider eiferte, und doch zugleich nicht einsah, daß vornämlich in seiner Lehre die Ursache des Verderbens läge. Den Saamen hatte er ausgestreut; die Frucht desselben wollte er nicht erkennen! Blickten seine Schüler auf den Meister, so konnten sie ein gar glänzendes Tugendbeispiel an ihm nicht finden, und aus seinen Handlungen keineswegs einen Antrieb schöpfen zur Vollkommenheit. Man muß in Luther Muth, der freilich gar oft in Trotz ausartete, eine rastlose Thätigkeit, volksthümliche Beredsamkeit, sprudelnden Witz, und wohl auch Uneigennützigkeit anerkennen. Auf der andern Seite aber zeigt sich in ihm Willkür und Anmaßung, so, daß selbst sein trautester Freund Melanchton sich über die von ihm erlittene Sklaverei beklagt, Heuchelei und Verstellung, wovor er keinen Abscheu hat, wenn sie nur zum Ziele führt;*) Kriecherei vor den Fürsten und Vornehmen, und eine empörende Rohheit und Schamlosigkeit in Reden und Schriften, so durchaus nicht mit der Derbheit jener Zeit entschuldigt werden kann. Deßhalb bekennt ein ernst und tief blickender Mann (Ancillon, kein Katholik): „Luthers Handlungen flossen mehr aus Leidenschaft, als aus festen Grundsätzen; und wenn auch keine absoluten Laster seinen Character befleckten, so zierten ihn doch auch keine sanften Tugenden, und im Ganzen ist die moralische Seite desselben offenbar ohne hervorspringenden Werth."

Gegen das Ende des Jahres 1545 litt Luther an heftigen Kopfschmerzen und dem Magenkrebs. Sehr krank ging er, nach dem Willen des Churfürsten von Sachsen, nach Eisleben, um Frieden zwischen den Grafen von Mannsfeld zu stiften. Sie empfingen

*) So schrieb er den 30. August 1530 an Melanchton. „Wenn wir einstens nichts mehr zu fürchten haben, wenn man uns in Ruhe läßt, dann können wir unsere Betrügereien, Lügen und Irrthümer leicht wieder gut machen. „Bereits im Jahre 1520 hatte er geäußert: „Ich halte das Papstthum für den Sitz des wahren Antichrists, um es zu stürzen, halte ich mir Alles für erlaubt."

ihn mit großen Ehren; Kanonen und Trompeten ertönten bei seinem Einzuge in Eisleben. Eine Ohnmacht befiel ihn; als er erwachte, beruhigte er die Anwesenden mit der Versicherung, es sei diese Ohnmacht ein Werk des Teufels, der nie unterlassen, ihn anzufallen, so oft er einen wichtigen Auftrag zu besorgen gehabt. Am Tage nach seiner Ankunft konnte er in der Kirche des heiligen Andreas predigen, und aß mit den Grafen zu Tische, wo er sich den Rheinwein trefflich schmecken ließ, fröhlich im Gespräche war, und nach seiner Gewohnheit seinen Witz und seine Galle gegen den Kaiser, den Papst und die Mönche sprudeln ließ. Da steht er plötzlich von der Tafel auf, nimmt ein Stück Kreide und schreibt an die Wand: „Lebend war ich die Pest dir, o Papst; todt werd' ich dein Tod seyn!" Alle Tischgäste lachen; Luther allein wird ernst und traurig, ihn befallen Todesgedanken. Die Anwesenden machen ihm Muth und suchen ihn zu erheitern; es wendet sich das Gespräch auf die Redeweise der heiligen Schrift. Da thut er einen merkwürdigen Ausspruch: „Es ist sehr schwer, die heilige Schrift zu verstehen; man muß fünf Jahre das Feld bebaut haben, um die Georgica *) Virgils zu verstehen; zwanzig Jahre sich mit Staatsgeschäften abgegeben haben, um die Briefe Cicero's **) zu begreifen; und hundert Jahre mit den Propheten Elias, Elisäus, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Kirche regiert haben, um die Schrift vollkommen zu kosten."

Warum aber hatte er früherhin gelehrt, daß jeder Bürger oder Bauer leicht die heilige Schrift verstehen könne? warum verworfen die Erblehre, und die Auslegung der Kirche? In Luther gab es Widerspruch auf Widerspruch; er blieb sich selten getreu; nur im Haße wider das Papstthum harrte er aus, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand, das Wort aus dem Munde nahm. An dieser Tafel noch vernahm er die Kunde von dem Hinscheiden Paul IV. Da rief er freudig: „Das ist der vierte Papst, den ich begrabe; ich werde wohl noch Andere begraben."

Er begrub Keinen mehr. Den 18. Februar 1546 um

---

*) Georgica heißt ein Gedicht des berühmten römischen Dichters Virgil über die Landwirthschaft.

**) Cicero, ein großer Redner und Staatsmann Roms. († 43 Jahre vor Christus).

Mitternacht begann sein Todeskampf; Doctor Jonas stand ihm bei und fragte: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, beständig sterben?" „Ja", antwortete der Sterbende, und legte sich auf die Seite — nach wenigen Augenblicken stand seine Seele vor dem Richterstuhle Gottes.

Lange nach seinem Ableben zeigte man in Eisleben das Bett in welchem Luther lag, und den Tisch, an dem er arbeitete. Seine Anhänger nahmen nach seinem Tode Alles, was sie erhalten, sogar Splitter von seiner Bettstatt, oder vom Holze seines Hauses, das aber darauf verbrannte, wie Reliquien eines Heiligen, und brauchten dieselben auch als Heilmittel in Krankheiten, namentlich wider das Zahn- und Kopfweh.

XIV. Kapitel.

Der Krieg. — Die Niederlage der Protestanten. — Das Interim. — Moritz von Sachsen verräth Kaiser und Reich. — Des Kaisers Abdankung.

Luthers Tod änderte Nichts; es mußten die Waffen entscheiden. Der Kaiser hatte mit dem Papste ein Bündniß geschlossen, und dieser ihm auf sechs Monate **100,000** Goldgulden, **12,000** Mann italienisches Fußvolk und **500** Reiter bewilligt. Zu ihm hielten auch die protestantischen Fürsten Herzog Moritz von Sachsen und die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg.

Des Kaisers Rüstungen fielen den Mitgliedern des Bundes von Schmalkalden auf; sie verlangten Erklärung. Carl ließ ihnen durch seinen Vicekanzler Naves zu wissen machen: „er sei väterlich gegen sie, wie sonst, gesinnt; und alle Diejenigen, welche ihm gehorsam sein würden, sollten seinen gnädigen und väterlichen Willen empfinden; hingegen würde er gegen alle Jene, die sich wider ihn setzen würden, nach Gerechtigkeit und Strenge verfahren." Das nahmen die Schmalkalder als eine Kriegserklärung und brachen los. Nun sprach der Kaiser die

Acht über den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen aus. Die Augsburger und Ulmer, angeführt von dem erfahrnen Sebastian Schärtlein, eilten nach Tyrol und nahmen die Ehrenberger-Klause, um dem italienischen Hilfsheere den Weg zu versperren. Die Churfürsten von Sachsen und Landgraf von Hessen drangen rasch bis nach Donauwörth vor, nahmen die wichtige Feste und brachten den Kaiser in die größte Noth. Er zählte kaum achttausend Mann; die Protestanten standen ihm mit zehnfacher Uebermacht gegenüber; bei Ingolstadt trafen sie aufeinander. Carl schien verloren. Da rettete ihn die Uneinigkeit der Verbündeten und das böse Gewissen der Geächteten, die trotz des beständigen Treibens des Sebastian Schärtlein sich zu keinem kräftigen Angriffe gegen den Kaiser entschließen konnten. Es kam nur zu einer nichts entscheidenden Kanonade. So verloren die Verbündeten die kostbarste Zeit; der Kaiser zog Verstärkungen aus Italien, Spanien und den Niederlanden an sich und gewann bald in den Donaugegenden die Oberhand. Der Landgraf und der Churfürst wichen nun über den Main zurück, und noch vor Ende des Jahres mußten die süddeutschen Protestanten, die Städte Ulm, Augsburg, Heilsbronn um Gnade bitten. Herzog Moritz fiel, durch Böhmen verstärkt, in des Churfürsten Land ein und nahm es zum größern Theile. Schnell wandte sich nun Churfürst Johann um, trieb Moritz aus seinem Lande und eroberte das des Vetters dazu. Aber nur kurz war die Freude des Sieges. Im April des folgenden Jahres kam der Kaiser selbst mit einem erlesenen Heere nach Sachsen, und überfiel die Schaaren Johanns bei Mühlberg auf der Lochauer-Haide. (24. April 1547). Der Churfürst hörte eben die Predigt, und wollte es nicht glauben, daß der Kaiser andränge. Er hörte sie zu Ende; aber jetzt war es zu spät. Johann kämpfte tapfer; aber nicht mehr um den Sieg, sondern nur um einen erträglichen Rückzug. Er selbst ward verwundet und gefangen zu Carl gebracht, der mitten auf der Haide hielt. Er ließ sich auf ein Knie nieder und sprach: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ „So? — fiel ihm Carl in das Wort, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? so habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ Der Churfürst antwortete: „Ich bin Euer Majestät Gefangener, bitte um fürstliches

Gefängniß!" „Wohl, Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient," war des Kaisers Antwort. Er und mit ihm Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg wurden in das kaiserliche Lager abgeführt. Nun ergab sich Torgau und Wittenberg, wo die Churfürstin mit ihren Kindern sich aufhielt, ward belagert. Jetzt befahl der Kaiser dem Churfürsten, er solle die Seinigen zur Uebergabe der Festung auffordern. Dessen weigerte sich Johann. Darüber aufgebracht, ließ der Kaiser den Churfürsten zum Tode verurtheilen und ihm die Sentenz verkündigen; er vernahm selbe gefaßt, und ließ sich nicht abhalten, eine begonnene Schachpartie zu beendigen. Doch auf Fürbitte Joachims, Churfürsten von Brandenburg, des Markgrafen von Saluzzo und anderer Herrn schenkte ihm Carl das Leben; aber er mußte seine Länder, mit Ausnahme weniger Aemter, und die Churwürde an Moritz und seine Nachkommen abtreten, Wittenberg dem Kaiser übergeben, und dessen Gefangener bleiben, so lange es ihm beliebte.

Den 18. Mai zog Carl in Wittenberg ein; aus Furcht vor ihm hatten die Protestanten allen Gottesdienst eingestellt, auf seine ausdrückliche Forderung wurden die Kirchen wieder eröffnet, und die Prädicanten predigten nun alle Tage selbst in Gegenwart kaiserlichen Offiziere über die streitigen Punkte. Der Kaiser besuchte selbst die Schloßkirche, und ließ sich sogar Luthers Grab zeigen. Einige seines Gefolges verlangten, er solle des Ketzers Leiche ausgraben und verbrennen lassen. „Lasset ihn, sprach er, er hat seinen Richter schon gefunden — ich führe Krieg gegen die Lebendigen, nicht gegen die Todten." Ueberaus mild zeigte sich der Kaiser gegen die Protestanten; noch hoffte er sie durch Güte zu gewinnen, und zur Unterwerfung unter das Concil von Trident zu bewegen.

Jetzt blieb auch dem übermüthigen Landgrafen von Hessen nichts anderes übrig, als auf Gnade und Ungnade sich dem Kaiser zu ergeben. Zu Halle kniete er am Throne des Kaisers, hinter ihm las knieend sein Kanzler die Abbitte ab. Während des Ablesens lächelte der Landgraf spöttisch. Das büßte er schwer. Drohend erhob Carl den Finger und ließ die Vorhänge des Gezeltes öffnen, damit das ganze Heer sehen könne, wie der Landgraf zu den Füßen des Kaisers läge. Auch er

ward gefangen. Mit den gefangenen Fürsten zog Carl nach Augsburg, den Reichstag zu halten. —

Des Kaisers Siege verbreiteten unter Lutheraner wie Calvinisten den größten Schrecken, und manchem fielen jetzt seine Sünden ein. So bekennt Bucer an Calvin in einem während der kaiserlichen Triumphe geschriebenen Briefe: „Gott hat uns gestraft für die Beleidigung, die wir seinem Namen durch unsere lange und unselige Heuchelei zugefügt haben!" Andere hatten gleiche Angst, es zitterten gar Viele vor dem Zorne des Siegers; aber Carl zeigte Mäßigung. Er belehnte seinen Liebling, den Herzog Moritz, mit dem Churfürstenthume Sachsen, gab das Dom-Capitel von Naumburg zurück, und verwies den eingedrungenen Amsdorf aus Naumburg, dessen Bischofsstuhl der würdige Julius Pflug bestieg.

Mit größerer Hoffnung, denn je, betrieb Carl auf das Neue das Vereinigungswerk. Julius Pflug, Michael Heller, Weihbischof von Mainz, besonders der schlaue Johannes Agricola, Hofprediger des Churfürsten Joachim von Brandenburg, verfaßten das berüchtigte Interim. (1548.) Es gestattete den Protestanten den Gebrauch des Kelches im Abendmahle und ihren Geistlichen die Weiber bis zur Entscheidung des Concils; der eingezogenen Kirchengüter ward nicht erwähnt. Die katholische Lehre war in den mildesten Ausdrücken vorgetragen, alles den Protestanten Anstößige sorgsam vermieden. Aber das Interim war im Grunde doch nur ein Werk der Halbheit, die Gegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten mehr verhüllend als wirklich ausgleichend. Darum verwarf es der Papst, darum die Partei der Lutheraner, die das Interim ein Werk des Teufels, als ein Buhlen mit der babylonischen Hure schalt. Sie riefen: „Traut nicht dem Interim; denn es steckt ein Schalk hinter ihm!" — Moritz von Sachsen suchte die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, und legte das Augsburger-Interim Melanchton vor. Es galt Dieser nach Luthers Tod für das Haupt der Protestanten; er zeigte sich äußerst nachgiebig; er unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen (adiaphora) Punkten der Lehre. Zu den unwesentlichen Punkten rechnete er die gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien; und rieth, des Friedens halber, den Katholiken hierin nachzugeben. In Be-

treff der wesentlichen Punkte stimmte er fast durchaus den Katholiken bei, erklärte die guten Werke zur Seligkeit für nützlich und nöthig, nahm die früherhin verworfenen Sakramente der Firmung und Oelung, ja sogar das Meßopfer wieder an, nur sollte dasselbe mit teutschen Liedern gefeiert werden. Diese Erklärung Melanchtons und seiner Theologen hieß man das Leipziger Interim. Aber dagegen erhoben sich die starren Lutheraner im förmlichen Aufstande, an ihre Spitze trat Flacius, ein kühner und leidenschäftlicher Schüler Luthers; erzürnt floh er von Leipzig nach Magdeburg, und reizte dessen Bürger wider den Kaiser auf. Dennoch ward das Interim allmählig in mehreren protestantischen Ländern und Städten eingeführt. Magdeburg ward geächtet, und die Vollziehung der Acht dem Herzoge Moritz übertragen.

Moritz's Verrath — Der Passauer Friede.

In ihm aber steckte ein ärgerer Schalk, als in dem Interim. Er hatte nun, was er verlangte, gewonnen, und im Herzen immer den lutherischen Glauben getragen. Jetzt ward er zum Verräther an seinem Wohlthäter, an seinem Kaiser und Vaterlande, durch seine Verbindung mit den Feinden des Reiches, mit Frankreich. Mit fortwährenden Versicherungen seiner Treue den Kaiser täuschend, brach er plötzlich von Magdeburg, mit dem er sich verglichen hatte, auf und eilte mit seinen Schaaren nach Tyrol. Mit Erstaunen und bitterer Kränkung erfuhr Carl zu Insbruck den Verrath; lange wollte er nicht glauben, daß Moritz solch schwarzen Undanks fähig wäre; da floh er in einer Sänfte (— er war gichtkrank —) mit seinem Bruder Ferdinand über das Gebirg nach Villach. Johann Friedrich, der Gefangene, erhielt die Freiheit und folgte dem Kaiser, dem er mehr vertraute, als Moritz, seinem Vetter, der ihn um sein Land gebracht. Den 25. Mai kam Moritz nach Insbruck; die Franzosen aber, seine Bundesgenossen, fielen in das Reich ein und besetzten die Bisthümer Toul, Metz und Verdun; Moritz hatte sie ihnen als Preis des Beistandes verkauft.

Der Kaiser, krank und gebeugt durch das Mißlingen seiner Unternehmungen, wünschte den Frieden und gab seinem Bruder Ferdinand die Vollmgcht, ihn abzuschließen. So kam zwischen

ihm und den Protestanten der Vertrag zu Passau zu Stande; die weitere Vereinigung der streitigen Punkte ward auf dem Reichstage zu Augsburg vorgenommen und beendigt (1558). Nach langen Verhandlungen ward hier ein Religionsfriede abgeschlossen. Katholiken wie Protestanten sollten freie Religionsübung genießen; wo die Reformation eingeführt war, sollte sie bleiben; wo ein Landesherr selbe einführen wolle, sie stattfinden, so daß von dieser Zeit an den teutschen Fürsten das sogenannte **jus reformandi** (das Recht, ihren und ihrer Unterthanen Glauben zu ändern), beigelegt ward. Die Unterthanen erhielten jedoch die Freiheit, im Falle der Beengung des Gewissens ohne Hemmung auswandern zu dürfen. Die meiste Schwierigkeit erregte der sogenannte geistliche Vorbehalt, wonach die geistlichen Reichsstände, wenn sie zum Protestantismus übergingen, ihre bisherige Würde und das daraus fließende Einkommen verlieren, und die Capitel berechtigt sein sollten, einen Nachfolger zu wählen. — So billig und gerecht auch Seitens der Katholiken diese Forderung war, so heftig widersetzten sich ihr dennoch die Protestanten; es schnitt ihnen ja dieser Vorbehalt alle Hoffnung auf die Güter der Kirche ab, wonach sie doch ein so herzliches Gelüste trugen. Bei allem Widerspruche setzte König Ferdinand diese Clausel durch, mußte aber zugleich die Protestation der Gegenpartei in den Frieden einrücken lassen. So glaubten sich die Protestanten durch den geistlichen Vorbehalt nicht gebunden, und daraus hauptsächlich entsprangen die spätern blutigen Religionskriege und das Elend Teutschlands. Nun erhielt auch der Landgraf Philipp von Hessen seine Freiheit wieder. Ihn kümmerte aber seine Wildbahn mehr, als sein Land. „Die Schelmen von Bauern, sagte er, würden ihm jetzt wohl seine Wildbahn ruinirt haben: alles Andere lasse sich wieder gutmachen, nur dieses nicht!"

Des Kaisers Abdankung.

Als nun die Protestanten zur Ruhe gebracht waren, zog Carl gegen Moritz's Bundesgenossen, die Franzosen, und suchte den Verrath desselben gut zu machen. Er warf die Franzosen nach Metz zurück; hinter den Mauern dieser starken Festung hielten sie Stand, und schlugen zwei Stürme ab. Mehr als

ihre Tapferkeit schadete dem kaiserlichen Heere des Winters Strenge, Mangel und Seuchen. Zu seiner großen Kränkung mußte Karl die Belagerung aufheben. Desto wüthender entbrannte im Reiche selber der Kampf zwischen Moritz von Sachsen und seinem ehemaligen Verbündeten den Markgrafen von Brandenburg, der mit unerhörter Keckheit den Räuberkrieg wider die Stifter und Klöster mit Mord und Brand fortgesetzt. Auf der Lüneburger-Haide (den 5. Juli 1553) trafen sie aufeinander; Moriz siegte im heißesten Kampfe, verblutete aber zwei Tage darnach an seinen Wunden, kaum dreiunddreißig Jahre alt. „O Absolon, mein Sohn!" rief betrübt der Kaiser aus, edel den Verrath über das frühe Ende des Herzogs vergessend. Albrecht floh nach Paris an den französischen Hof, der von nun an die gewöhnliche Zufluchtstätte aller kirchlichen und politischen Empörer Teutschlands ward.*)

Inmitten dieser Verwirrungen, fehlgeschlagener Hoffnungen und fast trostloser Aussichten in die Zukunft war dem Kaiser das Herz immer weher geworden. Wie Salomon hatte er alle Lust der Erde genossen; wie Dieser, rief auch er aus: „Alles ist Thorheit, Alles ist Eitelkeit!" — Die weltlichen Geschäfte wurden ihm zum Eckel; er sehnte sich nach Ruhe; Seinem Sohne Philipp übertrug er (1555) die Regierung der Niederlande, und bald darnach trat er ihm auch die spanischen Erbstaaten ab. Einige Monate später legte er auch die Kaiserkrone nieder. Nachdem er alle weltlichen Angelegenheiten geschlichtet hatte, schiffte er sich den 17. September 1556 an der Küste von Seeland nach Spanien ein. Zu Laredo stieg er an das Land. Da warf er sich auf die Erde nieder, und sie küßend rief er: „Nackt bin ich aus meiner Mutter Schoos hervorgegangen, nackt will ich wieder dahin zurückkehren." — Dort hatte er sich im Kloster St. Just, unweit Valladolid, eine Ruhestätte ausersehen. Zwei Jahre lebte er dem Gebete, der Buße und der Vorbereitung für die Ewigkeit. Seine Lieblings-

---

*) Er starb, erst 35 Jahre alt, zu Pforzheim; es war ein böser Mann, ohne Glauben, der sich öfter dem Teufel verschrieben, und auch der Meinung war, es hätte ihm dieser bei seinen ruchlosen Unternehmen geholfen.

bücher waren die Werke des heiligen Bernard und Augustinus. Zur Erholung bebaute er ein Gärtlein oder machte Uhren. Oefters soll er hier bereut haben, gegen Luther und seine Partei nicht schärfer aufgetreten zu sein. Kurz vor seinem Tode verlangte er, man möge ihn in seinen Sarg legen, und, als sei er wirklich gestorben, in der Gruft beisetzen und über ihn die Exequien halten. Also geschah es. Nach vollbrachter Feier ward die Kirche geschlossen; der Kaiser blieb in seinem Sarge zurück. Erschüttert begab er sich nach seinen Gemächern. Wenige Wochen darauf vernahm die Welt, daß Carl, der große Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nie untergegangen, verblichen sei (den 18. September 1558). —

XV. Kapitel.

Die Reformirten. — Zwingli — seine Lehre — sein Abfall von der Kirche — sein Streit mit Luther. — Der Haß der Lutheraner und Reformirten gegen einander. — Der Widerstand der Katholiken. — Krieg zwischen ihnen und den Reformirten. — Zwingli fällt in der Schlacht. — Oecolampadius.

Mit dem ersten Tage des Jahres 1519 trat zu Zürich der Leutepriester (Pfarrer) Ulrich Zwingli auf die Kanzel und predigte, es müsse der Christ nur allein an die heilige Schrift sich halten; sie einzig wäre die Regel des Glaubens. Bald darauf lehrte er auch noch andere Neuerungen. Jetzt kam Bernhard Samson, ein Franciscaner aus Mailand, und predigte noch ungeschickter, als Tetzel den Ablaß. Wider diesen erhob sich Ulrich mit Leidenschaft; die Verordnung des Bischofs von Basel, den Ablaßpredigern die Kanzel zu verbieten und die Thore zu verschließen, genügte dem ungestümen Manne nicht; er ward heftiger und bald maßlos in seinen Angriffen auf die Kirche, ihre Lehren und Satzungen. Er fand Anhänger, und der Rath der Stadt war für ihn. Umsonst drohte Leo X., umsonst warnte Hadrian VI. mit väterlichem Ernste. Zwingli verlangte in einem Schreiben, das offen sein unkeusches Leben

bekannte, von dem Bischofe von Constanz die Gestattung der Priesterehe. Der Bischof von Constanz sandte Abgeordnete zu dem Rathe; dieser hörte sie nur in Gegenwart der Leutepriester, und es ward Nichts entschieden. Darauf veranstaltete der Rath ein Religionsgespräch; es erschien zwar der Generalvicar von Constanz, Johann Faber, aber zur Disputation kam es nicht; der Rath sprach demnach dem Zwingli den Sieg zu und befahl allen Geistlichen, nur nach der heiligen Schrift zu predigen. Immer fanatischer wurden die Anhänger Zwingli's; ein Schuster, Namens Nicolaus Hottinger, verschaffte sich ein großes hölzernes, öffentlich ausgestelltes Crucifix, und warf es lästernd bei hellem Tage um. So sehr stieg Zwingli's Ansehen, daß er in Zürich Alles vermochte und wie ein Apostel verehrt ward. Alle seine gewaltsamen Maßregeln gingen durch. Die katholischen Mitglieder wurden aus dem Rathe entfernt, und ihnen nicht gestattet, nach der alten Weise den Gottesdienst zu feiern. Jetzt verehlichte sich Zwingli mit Anna Reinhard, einer Wittwe, mit der er schon sündhaft gelebt hatte. Er warf die Bilder sammt den Altären aus den Kirchen; sogar die Orgeln verbannte er, um die Einfachheit des ersten christlichen Gottesdienstes herzustellen! Er läugnete die Erbsünde, die bei ihm nur eine Schwachheit zum Guten war, die heilige Messe, die wirkliche Gegenwart Christi im heiligen Altarssakramente. Die Worte Christi: „Dieß ist mein Leib!" legte er aus: „Dieß bedeutet meinen Leib!" Die ewige Liebe lästernd, behauptete er, „es hätte Gott die Einen der Menschen zur Hölle erschaffen, die Andern zum Himmel!"

Mehr noch, als die Katholiken, eiferte Luther, der einmal keinen zweiten neben sich dulden wollte, wider Zwingli, zumal wider seine Lehre vom Abendmahle. Es nahm zwar Luther die wirkliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle an, aber selbe trete erst im Augenblicke des Genusses ein, und die Consecrationsworte des Priesters wirkten zur Verwandlung nichts. Mit Zwingli verband sich der Luthern so sehr verhaßte Carlstadt, und der Streit über das heilige Abendmahl ward auf das Heftigste, weniger mit Gründen, als mit Schimpfreden und Verketzerungen geführt. Diese Spaltung zwischen den Anhängern Luther's und Zwingli's war den lutherischen

Fürsten sehr unlieb; sie verhinderte ja die Vereinigung mit den südteutschen, meist der Zwingli'schen Ansicht ergebenen Städten. Deßhalb bot der Churfürst Johann von Sachsen Alles auf, zwischen Luther und Zwingli Frieden zu stiften; der Erstere aber lehnte jedes Bündniß mit seinem Gegner als unchristlich ab. Darauf vermittelte Philipp, Landgraf von Hessen, zwischen ihnen zu Marburg ein Religionsgespräch; in Allem vereinigten sie sich, nur nicht in der Lehre vom heiligen Abendmahle. Die Reformirten meinten, man möge sich deßungeachtet als Brüder betrachten, da Seitens der Katholiken dem Evangelium eine so große Gefahr drohe. Luther antwortete: „Wie kann ich Euch als Brüder betrachten, da Ihr Alle Kinder des Teufels seid?" Beide Parteien wollten ihre Lehren aus der Bibel beweisen; aber sie bewiesen nur, daß selbe zur Entscheidung der Glaubenslehren nicht zureicht.

Erbitterter, als sie gekommen, gingen sie fort. Die Zwinglianer nannten Luther einen Unglücklichen, da er sie Abtrünnige heiße; Luther antwortete: „Ich, der ich also der Unglücklichste aller Menschen bin, schätze mich wegen einer einzigen Sache glückselig und will nur die Seligkeit des Psalmisten: „Selig ist der Mann, der nicht wandelt im Rathe der Sakramentirer, noch tritt auf den Weg der Zwinglianer, noch sitzt auf dem Stuhle der Züricher." Diese schrieben ihm: „So gewiß Gott Gott ist, so gewiß ist es, daß Luther der Teufel ist!" Zwingli's Lehre gewann immer größere Verbreitung; für sie arbeiteten zu Bern der Leutepriester Berchtold Haller, ein Schwabe und Schüler Melanchtons, Leo Judä und Hetzer, der später zu Constanz wegen zahlreicher Ehebrüche enthauptet ward; zu Basel predigte die Irrthümer zumal Oecolompadius aus Weinsberg. Früher Mönch in dem Birgittinerkloster zu Altomünster in Bayern, hatte er eine brünstige Andacht gepflogen; da schwand plötzlich der Geist der Demuth und des Gebetes von ihm; er verließ das Kloster und ging nach der Schweiz. Er ward Pfarrer zu Basel, verwarf die Lehre der Kirche und nahm ein Weib. Seine Anhänger gewannen bald zu Basel die Oberhand; mit Waffengewalt, mit Kanonen erzwangen sie die Unterdrückung der katholischen Religion, drangen in die Kirchen, zertrümmerten die Altäre und verbrannten

die Bilder. Also trieben es die Reformirten auch in Mühlhausen, Schaffhausen, Appenzell und anderwärts. Sie wollten keine andere Religionspartei neben sich dulden. Als daher Münzer mit den Wiedertäufern nach der Schweiz kam und in Zürich und St. Gallen Anhänger fand, untersagte der Magistrat die Wiedertaufe bei Todesstrafe. Felix Manz, einer der Gesellen Münzers, büßte seinen Ungehorsam wider dieses Gebot mit dem Tode; der Magistrat ließ ihn ersäufen, seinen Gefährten Blaurock mit Ruthen züchtigen. Aber Blaurock rief: „Wie, habt Ihr andern Sakramentirer nicht mit dem Papste gebrochen, ohne daß Ihr die Kirche zu Rathe gezogen habt, von der Ihr abstammt; eine Kirche, die nicht von gestern ist? Wie, es sollte nicht erlaubt sein, die eurige zu verlassen, die erst kaum einige Tage alt ist? Was Ihr gethan habt, das sollen wir Euch nicht nachthun können?" Von Zwingli's Antwort wird Nichts gemeldet.

Durch das schnelle Wachsthum der Zwingli'schen Irrlehre ward die Lage der Kirche in der Schweiz immer bedrängter; schon wankten Glarus, Solothurn, Freiburg; nur Luzern und die drei Waldstädte, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug, die Gründer der Freiheit des Schweizer-Bundes, hielten fest an dem Glauben der Väter, dessen Wahrhaftigkeit noch vor Kurzem durch Wunder Nicolaus von der Flüe bezeugt hatte. Umsonst hatten sie des Jahres **1524** Abgeordnete nach Zürich mit der dringenden Bitte gesendet, den seit fünfzehn Jahrhunderten treu bewährten Glauben der Mutterkirche nicht zu verschmähen; umsonst sich bereit erklärt, mit ihnen sich zur Verbeßerung der kirchlichen Uebelstände zu berathen. Vornämlich auf ihr Betreiben fand das Religionsgespräch zu Baden (Mai **1526**) statt; es stritt Eck wider den Oecolompadius, da Zwingli, unter dem Vorwande, sein Leben sei zu Baden nicht sicher, nicht gekommen war. Der Sieg ward Eck zuerkannt, aber Einigung der Getrennten kam nicht zu Stande. Zwingli's Lehre versprach größere Vortheile, als der Glaube der Väter. Auch hier, wie anderwärts, lockte das Kirchengut, und Zürich hoffte durch Zwingli's Lehre seinen Einfluß auf die Eidgenossenschaft zu erhöhen. Und wirklich, jetzt schon war das Uebergewicht bei Zürich und den reformirten Cantonen; gebieterisch verlangte

Zürich den Uebertritt der Uebrigen. Um so fester hielten die katholischen Cantone zusammen und wehrten auf das Schärfste der Irrlehre den Eingang in ihre Berge. Die Erbitterung ward größer; als daher die Züricher die Zufuhr in die katholischen Cantone sperrten, brach der Krieg wirklich aus. Zwingli wäre lieber zu Hause geblieben, aber er mußte mit; so machte er aus Noth. eine Tugend, zog einen Panzer an und ging als Feldprediger mit. „Brecht auf, so rief er den Seinigen zu, brecht auf! die fünf Orte sind in Eurer Gewalt! ich will vor Eurer Ordnung hergehen, zuvorderst an den Feind. Da werdet Ihr gespüren die Kraft Gottes. Denn, wenn ich sie mit der Wahrheit des Gotteswortes anreden und sagen werde: „Wen suchet Ihr, Gottlose?" werden sie vor Schrecken nicht antworten können, sondern alle zurückfallend entfliehen, wie die Juden am Oelberge ob dem Worte Christi. Ihr werdet sehen, daß das Geschütz, das sie auf Euch gerichtet, sich umkehren, auf sie gehen und sie umbringen wird. Ihre Spieße, Hellebarden, Gewehre werden nicht Euch, wohl aber sie verletzen."

Von allem dem traf Nichts ein, als es bei Cappel am Martinitage (1531) zur Schlacht kam. Die Reformirten wurden geschlagen, Zwingli von einem Spieße durchbohrt. Gar oft hatte er gerufen, das Evangelium wolle Blut! Sein Blut war nun geflossen! Es hatte Luther kein Mitleid mit seinem Ende; er sprach in seiner Weise: „Er ist gestorben und verdammt." Ein Züricher nahm Zwingli's Herz und brachte es dem Oecolampadius: dieser warf das Herz in den Rhein mit den Worten, man bedürfe keine Reliquien mehr. Bald darnach starb auch Oecolampadius; ihm setzten die Bürger von Basel die Grabschrift: „Johannes Oecolampadius, Theolog, erster Stifter der evangelischen Lehre dieser Stadt und wahrer Bischof dieses Tempels." Als Luther dieß erfuhr, verfaßte er ihm folgende Grabschrift: „Der Teufel, in dessen Dienste Oecolampadius stand, erwürgte ihn des Nachts in seinem Bette. Von diesem guten Lehrmeister lernte er, daß die heilige Schrift voll Widersprüche sei."

Zürnend kamen die geschlagenen Züricher wieder; fünfmal griffen sie wüthend die Katholiken an; aber jeder Angriff ward

für sie eine Niederlage. Die Sieger drangen bis auf zwei Stunden gegen Zürich vor; da entsank den Bürgern von Zürich der Muth; sie schalten auf Zwingli und seine Helfer: Er und die Prädicanten seien die Ursache alles Elendes und alles Verlurstes. Sie hätten das Volk betrogen und ihm gesagt, die Feinde würden nicht Fuß halten, ein rauschend Blatt würde sie verjagen. Die den Zürichern zu Hilfe gekommenen Berner warfen die Waffen weg und sagten, „daß sie für diesen ohnmächtigen Glauben, den der Teufel in's Land gebracht habe, nicht Weib und Kinder, Haus und Heim der Gefahr aussetzen wollten." Die Züricher und Berner schloßen Frieden und gelobten, „sie wollten die fünf Orte und deren Verbündete bei ihrem wahren, alten, ungezweifelten christlichen Glauben ungearguirt (unangefochten) und ungedisputirt blyben lassen, und daß sie als bös Feind Auszüge, Gefährd, und Argliſt vermeiden und hintansetzen wollen." Nun ward in Rappersschwyl, Bremgarten und Mellingen das katholische Religionsbekenntniß völlig, in Appenzell und Glarus zum Theil hergestellt. Der Abt von St. Gallen gelangte auf das Neue zum Besitze seiner Abtei; die Stadt selber blieb reformirt.

XVII. Kapitel.

Calvin.

Nach Zwingli ist Calvin der Hauptbegründer der reformirten Confession in der Schweiz und noch mehr in Frankreich. Er sah das Licht der Welt zu Noyon im Jahre 1509, wo sein Vater, ein Böttcher, in Armuth lebte. Strenge ward er erzogen, die Mutter hielt ihn vielleicht mit zu großem Eifer zum Gebete an. Nun ward der Abt eines benachbarten Klosters der Gönner des hoffnungsvollen Knaben und freute sich an seinem geistvollen, ernsten Wesen und an seinen raschen Fortschritten. Ueber die Massen ward Johannes begünstigt; schon im zwölften Jahre erhielt er eine Pfründe, im achtzehnten eine Pfarrstelle; er ließ seine Pfründen durch Andere versehen und ging nach

Paris, um seine Studien zu vollenden. Hier konnten ihm seine Studiengenossen ihre Achtung nicht versagen; aber sie liebten ihn nicht. Calvin war dünkelhaft, oft melancholisch, rechthaberisch und fand an ihnen immer Etwas zu tadeln. Er kehrte nach Noyon zurück; dort soll er sich der sodomitischen Sünde schuldig gemacht haben und dafür gebrandmarkt worden sein, jedoch aus Schonung auf dem Rücken. Jetzt widmete sich Calvin zu Bourges dem Studium der Rechte; hier brachte ihm Vollmer, ein Teutscher, der Professor der griechischen Sprache, Liebe zur Lehre Luthers bei. Mit Leidenschaft ergriff Calvin den neuen Glauben und predigte ihn voll Eifer zu Paris; schon wollte ihn deßhalb die Polizei verhaften. Da floh er und fand nach längerem Umherirren zu Basel eine Zuflucht. Hier schloß er sich an Bucer und Zwingli an und faßte den Gedanken, eine Lehre zu erfinden, welche die Lutheraner und Sakramentirer miteinander vereinigen sollte. Sein unruhiger, hochmüthiger Geist trieb ihn an, seine Neuerung in Frankreich wie in Italien zu verkündigen — mit Mühe nur entging er dem Zorne des Königs Franz **I.**, den er in seinen Schriften schwer gekränkt, wie der Inquisition in Italien. Endlich wandte Calvin sich nach Genf; unlängst hatte diese Stadt den Fürstbischof verjagt, sich eine republikanische Verfassung beigelegt, und Alle vertrieben, welche ihrem alten Glauben treu bleiben wollten. Solches war vornämlich auf Betreiben zweier reformirter Prediger, Farel und Viret, geschehen. Diese Männer nahmen mit Freuden den Calvin auf, und nun gewann er ein größeres Ansehen, als je ein Fürstbischof vor ihm genossen hatte. Bald galt nur sein Wort in der Stadt. Mit Farel entwarf er ein Glaubensbekenntniß, das alle Bewohner Genfs zu halten beschwören mußten. Wie die Glaubensregel, so setzte er auch strenge Sittengesetze auf, und drang unnachsichtlich auf genaue Einhaltung derselben. Kränklich, finster und düster wie er war, ward er nur gefürchtet, nicht geliebt. Die Genfer sagten, sie wollten lieber mit Bucer in der Hölle, als mit Calvin im Himmel sein. Widerspruch litt er nicht, und im Zorne war er gröber als Luther. „Verstehst du mich, Hund?“ „Verstehst du mich, du Unsinniger, du Vieh?“ Das sind die gewöhnlichsten Ausdrücke des Apostels von Genf. Weil er glaubte, die Kinder getaufter Eltern

hätten die Erbsünde nicht, so ließ er die Tauffteine aus den Kirchen werfen und verbot das Taufen, „weil es ja zu Genf keine Heiden und keine Juden gäbe!“ Auch theilte er das Abendmahl in gesäuertem Brode aus. Dieß und seine Strenge erbitterte die Bürger, sie trieben ihn aus ihrer Stadt; Calvin ging nach Straßburg und ehelichte dort. Jetzt lernte ihn auch Teutschland kennen, indem er zu Worms und Regensburg den Religionsgesprächen beiwohnte.

Indessen hatten seine Freunde zu Genf wieder die Oberhand gewonnen, und riefen ihn zurück. Im Triumphe zog Calvin in Genf ein, und herrschte nun wie ein Chalife mit unbeschränkter Machtvollkommenheit in geistlichen wie in weltlichen Dingen. Jeder Bewohner Genfs mußte sein Glaubensbekenntniß ablegen; Schauspiele, Tanzgesellschaften und öffentliche Lustbarkeiten wurden unterdrückt, Zins von geliehenem Gelde untersagt, alle Modekleider verboten. Eine vollständige Inquisition wurde eingeführt, die Verdächtigen auf allen Schritten verfolgt, selbst unverfängliche Aeußerungen zur Rechenschaft gezogen. Wer öffentlich sündigte, mußte Kirchenbuße thun, und bei groben Verbrechen die Eintretenden an der Kirchthüre um Fürbitte anflehen. Da wurden Unzählige verbannt, Viele hingerichtet. So ward Jakob Gruet wegen eines bloßen Placates (Anschlages) gegen Calvin von dem Henker auf die Folter gespannt und dann enthauptet; Servede, ein spanischer Arzt, der mit Calvin über die heilige Dreieinigkeit gestritten, ward auf seiner Durchreise durch Genf ergriffen und auf dessen Betreiben vom Magistrate eingekerkert. Umsonst berief sich der Arzt, daß er in Genf nichts verbrochen — er ward dem scheußlichsten Elende preisgegeben und bei grünem Holze martervoll verbrannt. Gentilis, der Läugner der Dreieinigkeit, ward zum Tode verurtheilt; er rettete sich nur durch Widerruf und Abbitte vor Calvin. Und dennoch schrieb dieser an seinen Anhänger Bullinger: „Ich kann dich versichern, daß man menschlich gegen den Schuldigen verfährt; man spannt ihn an einen Pfahl und läßt ihn die Erde nicht mehr erreichen, indem man ihn mit beiden Händen anhängt.“ — Ein düsterer, kalter Grimm sprach aus den scharfen, flammenden Augen, berechnende Grausamkeit aus den feingeschnittenen Zügen des bleichgelben, abgezehrten Gesichtes

Calvins. Niemand mochte sich ihm mit Vertrauen nahen. Genf zitterte und wünschte die Zeit des Papstthums in der Stille zurück.

Calvin starb den 24. Mai 1564, noch nicht 55 Jahre alt, verzweifelnd unter Flüchen und Gotteslästerungen; Würmer und Geschwüre bedeckten seinen Leib; wegen des üblen Geruches konnte Keiner bei seinem Krankenlager aushalten.

Grauenvoll und empörend ist Calvins Lehre von der Vorherbestimmung (Prädestination). Die Vorherbestimmung nennt er jenen Rathschluß Gottes, durch welchen Er bei Sich Selbst festgesetzt hat, was aus jedem Menschen werden soll. Nicht zu gleichem Schicksale sind Alle erschaffen; denn Einigen ist das ewige Leben, Andern die ewige Verdammniß beschieden: „Je nachdem Jemand zu dem einen oder andern Ziele geschaffen ist, nennen wir ihn auch zum Leben oder zum Tode vorherbestimmt." Nach Calvin ist Gott der Urheber des Guten wie des Bösen; Er hat den ersten Menschen zum Sündenfalle genöthigt, um seine Gerechtigkeit zeigen zu können. Der Gläubige aber sei nicht nur seiner Rechtfertigung, sondern sogar seiner Seligkeit gewiß — und doch ermahnt der Apostel die Gläubigen, mit Furcht und Zittern ihr Heil zu wirken! Nur für die Prädestinirten ist Christus gestorben. Im Abendmahle geschehe, so meint er, der Genuß des Leibes Christi nur auf geistliche Weise durch den Glauben; nicht das Fleisch und Blut des Herrn, sondern die davon ausgehende Kraft und Wirkung werde empfangen. — Alle Ceremonien, alle äußere Verehrung Gottes verwarf er; der von ihm angeordnete Cultus war so kalt, nackt und nüchtern, als möglich.

Durch Calvins Thätigkeit und Gelehrsamkeit war Genf eine fruchtbare Schule neuer Reformatoren geworden, besonders für Frankreich, England, Schottland und die Niederlande. Der Erste seiner Schüler und auch sein Nachfolger ward Theodor Beza (1519—1605). —

XVII. Kapitel.

Das Concil von Trient.

In solcher Verwirrung und Noth sahen die Gläubigen nur in einem allgemeinen Concil das Heil; ein solches allein schien die unselige Spaltung heben und die gründliche Reform der Kirche herbeiführen zu können. So klar die Nothwendigkeit des Concils war, so schwer hielt es, dasselbe zu versammeln; die langwierigen Kriege, der Trotz der Protestanten, die abweichenden Ansichten der Kaiser nnd der Päpste waren große, nur schwer und langsam zu überwältigende Hindernisse. Sie wurden jedoch bewältigt. Erleichtert athmete die Christenheit, als es hieß, das Concil sei den 13. Dezember 1545 zu Trient eröffnet und aller Orten stiegen heiße Gebete zu Gott um Erleuchtung und Stärkung der versammelten Väter.

Bei Eröffnung des Concils erschienen vier Erzbischöfe, vierzig Bischöfe, dreißig Prälaten, vier Ordensgeneräle, ungefähr zwanzig Doctoren der Theologie, zwei Gesandte des römischen Königs, und achtzehn Edelleute, eine Zahl, die sich aber mit der Zeit bedeutend vermehrte. Die Präsidenten des Concils im Namen des Papstes waren die Cardinäle Johannes Maria del Monte, Erzbischof zu Siponte, Marcellus Cervino, Bischof zu Nicastro, und der englische Cardinal Pole, Zierden der Kirche durch Wissenschaft und Frömmigkeit. Das Concil ward mit einer Prozession und einem Hochamte begonnen, welches der Cardinal Monte hielt. Der Franciscaner Muffi predigte über die Worte: „Erfreuet Euch in dem Herrn". (Philippi. IV. 4). „Sieh', jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heiles". — Darnach folgte die erste Sitzung; mit bewunderungswürdigem Eifer, mit tiefster Einsicht und Gelehrsamkeit ward über alle Punkte des Glaubens und der Kirchenzucht verhandelt. Es hatten die Väter des Concils bereits die siebente Sitzung vollendet; die nächste war auf den 21. April 1547 angesagt, da entstand eine Trennung. Die Pest war in Trient ausgebrochen; die päpstlichen Legaten riethen, das Concil nach Bologna zu verlegen, und gingen mit vielen, meist italienischen Bischöfen dahin ab. Dem Papste

war es lieber, das Concil in Bologna zu haben, als in Trient. Allein der Kaiser mißbilligte die Verlegung des Concils und befahl den Bischöfen seiner Staaten, in Trient zu bleiben. So konnte weder in Trient noch zu Bologna ein Beschluß von Wichtigkeit vorgenommen werden, und bei solcher Lage der Dinge war es nur Weisheit, wenn der todtkranke Papst die Bischöfe zu Bologna entließ, und so jeder Gefahr der Spaltung vorbeugte (1549).

Nach dem Tode Pauls III. bestieg der Cardinal del Monte, Julius III. (1550), den Stuhl Petri. Gerne willigte er in die Fortsetzung des Concils zu Trient. Nun bot der Kaiser Alles auf, die protestantischen Fürsten zur Beschickung des Concils zu bewegen. Wirklich sandten der Herzog von Würtemberg und der Churfürst von Sachsen ihre Theologen nach Trient; selbst Melanchton machte sich auf den Weg, mußte aber, auf Befehl seines Landesherrn, des Herzogs Moriz, in Nürnberg bleiben; schon dachte der Herzog auf Verrath an Kaiser und Reich. Es fingen aber die protestantischen Theologen auf dem Concil nur Händel an; sie weigerten sich, mit den päpstlichen Legaten zu verkehren, und forderten Sitz und Stimme, wie die Bischöfe, obgleich sie wußten, daß solches nicht einmal den katholischen Doctoren der Theologie verstattet wird, es sei denn, sie wären Bischöfe. Aber ihre eigentliche Absicht war wohl, die Pläne des Herzogs Moriz zu verhüllen. Diese offenbarte sein plötzlicher Einbruch in Tyrol. Schon war Insbruck besetzt; Trient, die Sicherheit der Väter, die Freiheit ihrer Berathung schien bedroht, sie gingen auseinander.

Fast neun Jahre vergingen; da ward Pius IV. Papst und nahm sich des Concils mit väterlicher Sorgfalt an; es war vornämlich sein edler Neffe, der hl. Carl von Borromäus, der ihm auf das eindringlichste die ganze Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben vor Augen legte. Am 3. Juni 1560 eröffnete Pius IV. seinen Entschluß, das Concil wieder zu eröffnen, dem Cardinalscollegium und sämmtlichen Botschaftern der katholischen Höfe. Wir wollen das Concil, wir wollen es allgemein. Wollten wir es nicht, wir könnten die Welt jahrelang mit Schwierigkeiten hinhalten; wir wollen aber diese vielmehr wegräumen. Das Concil soll reformiren,

was zu reformiren ist, auch an unserer Person und in unserer Sache. Haben wir etwas Anderes im Sinne als Gott zu dienen, so mag uns Gott züchtigen.“ Also der redliche Papst. Auch die Protestanten sollten zum Concil eingeladen und angehört werden im Geiste der Versöhnung. Durch die Legaten Commendone und Delphini erging an die protestantischen Fürsten Teutschlands die erneuerte Einladung das Concil zu beschicken; es war die dritte! Es setzte sie diese Einladung in große Bestürzung; denn gerade damals waren sie mehr als jemals unter einander gespaltet (1561). Zu Naumburg hatten sie sich versammelt, um möglichst den Frieden uuter sich herzustellen und über die Einladung des Papstes zu berathen. Da trat Commendone mit Delphini zu ihnen und der letztere sprach mit tiefer Bewegung: Der Papst ist höchst bekümmert um die Wohlfahrt des edlen teutschen Volkes; darum ladet er Alle ein, zur brüderlichen Berathung und Entscheidung dessen, was Allen Noth thut. Die Protestanten sollen nicht nur gehört, sondern auch in allen billigen Dingen berücksichtigt werden. Was gut und löblich ist, soll genehmigt, was verwerflich ist, soll verworfen, was Allen so nothwendig ist, die Spaltung soll aufgehoben, die Eintracht der Kirche hergestellt werden.“ Dann übergab Commendone die Einladungsbulle und das Schreiben des Papstes an die einzelnen Fürsten. Er hatte sie darin seine Söhne genannt. Es fühlten sich aber die protestantischen Fürsten auf das höchste beleidigt, daß der Papst, Er der Antichrist, gewagt, sie seine Söhne zu heißen. Auf grobe Weise wiesen sie den Ausdruck väterlicher Liebe und die Einladungsbulle zurück. Aber zu den Deputirten, die solche verletzende Antwort brachten, sprach Commendone mit solcher Würde und schlagender Bündigkeit, daß die einen mit Thränen, die andern mit Zähneknirschen sich entfernten. Zu Naumburg trennten sich Commendone und Delphini; ohne Aussicht auf Erfolg, aber um das Aeußerste der Liebe und Gednld zu erschöpfen, setzten sie ihre Reise zu den protestantischen Fürsten fort. Commendone ging nach Berlin. Der Churfürst Joachim nahm ihn freundlich auf, äußerte Verlangen nach Frieden, beklagend, daß die (lutherischen) Theologen keinen Frieden wollten und sprach mit Ehrerbietung vom Papst und der katholischen Kirche. Bei

dem Abschied sprach er zu Commodone: „Gewiß ehrwürdiger Herr, Ihr habt mir viele und große Gedanken in den Kopf gesetzt.“ Aber eine bestimmte Zusage hinsichtlich der Beschickung des Concils gab er nicht. Jetzt wollte Commendone nach Dänemark; der König verweigerte ihm die Aufnahme; nun wandte sich der Legat an den König von Schweden; dieser stand im Begriff nach England zu reisen, und stellte ihm frei, ihn entweder dort aufzusuchen oder seine Heimkehr in Schweden zu erwarten. Commendone zog dann weiter, besuchte die katholischen Erzbischöfe, Bischöfe und Fürsten am Rhein, Main, den Niederlanden und in Bayern, und brachte überall durch sein mildes und weises Benehmen einen guten Eindruck für den apostolischen Stuhl hervor. Allen war der gute und ernstliche Wille des Papstes, wie der hartnäckige Trotz der Protestanten auf das Neue klar geworden. —

Den 29. November 1560 berief Pius das Concil. — Drei Jahre saßen die Väter beieinander und vollbrachten unter dem sichtbaren Beistande des heiligen Geistes das große Werk. Den 3. und 4. Dezember 1563 hielten sie die fünfundzwanzigste und letzte Sitzung. Dann schloß der erste Legat und Präsident, Cardinal Morone, das Concil und sprach zu den Vätern: „Ihr erlauchten Herrn und hochwürdigsten Väter! gefällt es Euch, zur Ehre des allmächtigen Gottes diese allgemeine Synode zu beschließen und durch die Legaten des apostolischen Stuhles und die Präsidenten im Namen dieser heiligen Synode von Seiner Heiligkeit, dem römischen Papste, die Bestätigung aller Entscheidungen und Beschlüsse, welche sowohl unter den früheren Päpsten Paul III. und Julius III., als auch unter Seiner Heiligkeit unserm Papste Pius IV. in ihr gefaßt worden, zu verlangen?“ — Die Väter antworteten: „Es gefällt uns!“

Darauf erhob sich der Cardinal von Lothringen und rief: „Seiner Heiligkeit, dem Vater Pius, unserm Herrn, dem obersten Hirten der allgemeinen Kirche, viele Jahre und ewiges Gedächtniß!“ Und die Väter: „Gott, der Herr, unser Gott, erhalte den heiligsten Vater recht lange für seine Kirche!“

Ebenso ward mit Dank und Ehren, mit Gebet und Seg-

nungen gedacht der Päpste Paul und Julius, des Kaisers Carl V., unter deren Regierung das Concil begonnen. Der Segen Gottes, Friede und langes Leben ward herabgefleht für Kaiser Ferdinand, allen Herrschern der Christenheit, den Cardinälen viele Jahre und gnadenreiches Leben, den Bischöfen Heil und glückliche Rückkehr zu ihren Sitzen gewünscht und von allen Mitgliedern, der Synode feierlich verheißen, mit festem Glauben und ganzem Herzen an den Satzungen des Concils zu hangen, unter dem Beistande der Erbarmniß Jesu Christi, des ersten und höchsten Priesters und der unbefleckten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria. — Dann ward allen Ketzern das Anathema gesprochen und nun folgte die Unterschrift der Väter; es waren ihrer zweihundertfünfundfünfzig; nämlich vier Legaten des Papstes, zwei andere Cardinäle, drei Patriarchen, fünfundzwanzig Erzbischöfe, einhundertachtundsechzig Bischöfe, sieben Aebte, neunundreißig Bevollmächtigte von Abwesenden, und sieben Ordensgeneräle. — Hierauf ertheilte der erste Legat, der Cardinal Morone, der Versammlung den Segen mit den Worten: „Nachdem ihr Gott Dank gesagt habt, ehrwürdigste Väter, so gehet im Frieden!" — Und Alle riefen: „Amen!"

Das allgemeine Concil von Trient ist unstreitig die segenreichste und wichtigste Begebenheit in der neuern Geschichte der Kirche. Wie kein Concil vor ihm, hat es den ganzen Lehrbegriff der Kirche fest, klar, vollständig und bestimmt entwickelt und dargestellt, und so der Irrlehre die Spitze gebrochen. Aller Zweifel in Glaubenssachen ward den Christen genommen, und ihnen eine klare und untrügliche Entscheidung im Namen des heiligen Geistes gegeben. So wurden die Katholiken im Glauben befestigt. Eben so herrlich und heilsam war der Einfluß des Concils auf Verbesserung der Zucht und Sitten; es erließ eine Reihe trefflicher Verordnungen und wohlthätiger Einrichtungen, wodurch die verfallene Kirchendisciplin wieder hergestellt, viele Mißbräuche gehoben, und eine bessere Ordnung im Clerus eingeführt ward. Es lag nur an den Christen, die Vorschriften des Concils zu befolgen, und Segen, Glanz und Herrlichkeit wäre, wie niemals, über die Kirche des Herrn gekommen.

Die Vereinigung der Getrennten kam auf dem Concil nicht zu Stande; es wollten dieselben keine Versöhnung, obschon die

Väter in Liebe und Ernst das Möglichste gethan und geopfert hatten. Die Hinterlage des Glaubens und die von Jesu gesetzte Ordnung konnte nicht aufgegeben werden. Schon am 6. Jänner **1564** bestätigte der Papst alle Beschlüsse des Concils. Die Annahme derselben erfolgte zuerst in Venedig, den meisten italienischen Staaten, in Portugal und Polen unbedingt. König Philipp **II.** ließ sie in Spanien und Neapel und in den Niederlanden verkündigen, jedoch unbeschadet seiner königlichen Rechte. In Frankreich wurden die Lehrbestimmungen unbedingt angenommen, die Disciplinar-Verordnungen fanden erst allgemach, ungeachtet der ernstlichen Bemühungen der Päpste und Bischöfe, Eingang.

XVIII. Kapitel.

Der Kampf der Kirche.

Nichts ist herrlicher und ergreifender, als der große Kampf, den jetzt die Kirche wider die Irrlehre, die Verschlechterung der Sitten und den Abfall besteht. Durch die Reformation schwer verwundet an den äußern Theilen, fließt eben durch diese Wunden der unreine Stoff aus ihren Gliedern ab, reinigt und erfrischt dieselben; das innere Leben, über welches keine Macht weder auf Erden noch in der Hölle Gewalt hat, dessen Wurzel und Kraft Jesus, der Gottmensch Selber ist, entfaltet sich nach seiner Reinigung nur um so schöner und kraftvoller. Seit den ersten drei Jahrhunderten der Christenheit erblickt man in der Kirche kein regeres Leben, keine größere Entwickelung der Kraft zu allem Guten, keine herrlicheren Tugenden ihrer Kinder, als in dieser Zeit. Es galt vor Allem, das angegriffene Heiligthum des Glaubens zu sichern und zu befestigen; das thut das heilige Concil von Trient, wohl das größte und umfassendste von allen. Jetzt erweckte der Herr auch neue Vertheidiger seiner heiligen Lehre; neue Orden erstanden und übernahmen es, den heiligen Glauben wider die Irrlehre zu vertheidigen, sie des Irrthums zu überweisen, die Abgefallenen und Verführten mit der Kirche wieder

zu vereinigen. Andere bekehren die Heiden. Wunderbare Heilige, Aposteln vergleichbar, widmeten sich diesem erhabenen Berufe. So der heilige Ignatius, Franz Xavier, Carl Borromäus, Franz Sales, Philippus Nerius, Johannes vom Kreuze, die heilige Theresia. Ein reger Eifer belebt Geistliche und Weltliche, nach den Beschlüssen des Concils von Trident die Sitten zu bessern und ein wahrhaft christliches gottseliges Leben zu führen. Große Heilige erheben sich und leuchten durch den Glanz ihrer Tugenden. Die Heiligen wie Thomas von Villanova, Aloysius von Gonzaga, Petrus von Alcantara, waren die Freude und der Trost ihrer Zeiten und werden eine ewige Zierde der Kirche sein. Andere Frauen und Männer, Priester und Bischöfe, werden groß durch Liebesglut und durch die Werke der Barmherzigkeit, womit sie in der edelsten Selbstverläugnung der Noth des Nächsten zu Hilfe kommen. Die Heiligen Johannes von Gott, Vincentius von Paul werden durch ihre Söhne und Töchter die besten Pfleger der Armen, Kranken und Waisen; der heilige Camillus von Lellis stiftet seine Genossenschaft zur geistlichen Tröstung der Sterbenden; Ursula von Merici, Joseph von Calasanz und Peter Fourrier gründen ihre Vereine zur Erziehung der Jugend. Ueberall für jedes Bedürfniß, für jede Leibes- und Seelennoth bilden sich Vereine, im Geiste Jesu die Hilfe zu bringen. In diesem großen Bemühen, in diesem schweren Kampfe scheint die Kraft der Kirche zu wachsen; jeder Angriff ihrer Feinde schlägt nur zu ihrer Verherrlichung aus; sie überwindet die Finsterniß durch ihr Licht, den Haß durch ihre Liebe, die Ungerechtigkeit durch ihr Recht, den Stolz durch ihre Demuth. Es zeigt sich, daß Gottes Geist in ihr wirkt, mit ihr streitet.

XIX. Kapitel.

Der heilige Ignatius von Loyola. Die Jesuiten.

In diesen Zeiten ward die Vertheidigung des Glaubens und die Bekehrung der Irrgläubigen vornämlich die Aufgabe

der Jesuiten. Der Stifter derselben war Ignatius von Loyola in Guizpuzcoa (Spanien), der jüngste von eilf Kindern eines angesehenen Adelichen, Don Bertrams, Herrn von Ognez und Loyola (1491). Ignaz trug in sich die Naturanlage des altspanischen Volksstammes, ein durchaus ritterliches und hochherziges Gemüth, dem alles Gemeine und Niedrige gänzlich fremd war. Seine erste Bildung erhielt er am Hofe seines Königs Ferdinand V., und hier wuchs er heran, stark und schön am Leibe, edel, feurig und beharrlich vom Geiste. Er übertraf am Hofe alle seine Genossen durch Kühnheit und Fertigkeit in allen ritterlichen Spielen wie in zierlicher Hofsitte. Bald suchte sich der kräftige Jüngling einen bessern Ruhm; er trat in das Heer Spaniens und nun wurden sein Muth und seine Tapferkeit eben so sehr gepriesen, als die Güte und Uneigennützigkeit seines Herzens. Bei Streitigkeiten war er immer der Vermittler, nie behielt er von der feindlichen Beute Etwas für sich. Sonst aber lebte er, wie die meisten seines Alters und Standes, der Ehre und Lust. Da wurde er bei der Belagerung von Pampelona, das er mit glorreicher Tapferkeit vertheidigte, am Beine schwer verwundet und von den Franzosen gefangen. Aber die Sieger ehrten seinen Heldenmuth; sie sandten ihn zur Heilung nach Loyola, seinem Stammschlosse. Hier litt Ignaz die größten Schmerzen durch wiederholte Operationen am wunden Bein. Während er der Heilung im Bette abwartete, verlangte er zum Zeitvertreibe nach Romanen: man hatte keine und gab ihm Legenden der Heiligen. Die Thaten derselben erschütterten ihn auf das Tiefste; jetzt erkannte er, daß es Thaten gebe, die ungleich herrlicher wären, als jene, welche die Helden des Krieges in Erstürmung von festen Städten oder in Ueberwindung überlegener Armeen vollbracht hätten. Er fragte sich, warum er denn nicht auch vermöge und vollbringe, was jene christliche Helden vermocht hätten? Und es wollte ihn hinüberziehen zur Fahne des Kreuzes; da weigerte sich seine Sinnlichkeit die Opfer und Selbstverläugnung der Heiligen auf sich zu nehmen. Erst nach dem furchtbarsten Kampfe blieb Ignaz mit der Gnade des Herrn Sieger und beschloß nun Sein treuer Knecht zu werden, und in Seinem Dienste Alles zum Opfer zu bringen. In der Nacht vor dem Bilde der seligsten Jung-

frau knieend, schwur er, unbedingt sich Jesu zu weihen. In diesem Augenblicke soll das Schloß von Loyola so gewaltig erbebt haben, daß die Mauer mit einem Risse sich spaltete. Trotz aller Vorstellungen und Bitten seines Bruders ging Ignaz darauf nach der hochberühmten Abtei Montferrat und legte einem daselbst im Rufe der Heiligkeit lebenden Benedictiner unter heißen Thränen eine allgemeine Beichte ab. Jetzt bestrebte er sich, allen irdischen Sinn in sich zu tilgen und ganz Eines mit dem göttlichen Willen zu werden; allem weltlichen Besitz entsagte er; sein liebstes Gut, sein Schwert, mit dem er ehedem so manch tapfere That gethan, hing er als ein Opfer am Altare der seligsten Jungfrau von Montferrat auf. Nun wandte er sich, die Prüfung zu beginnen, nach Manresa; dort diente er Allen unbekannt im Spitale der Dominicaner als der Aermste den Armen; ein härenes Gewand trug er, darunter den Bußgürtel, nur Wasser und Brod, das er erbettelte, war seine Nahrung. Bald wurde er wegen seiner stillen absonderlichen Lebensweise der Gegenstand öffentlicher Beschimpfung und Mißhandlung. Das Alles litt er mit engelgleicher Geduld, ja mit einer Art von heiliger Freude, und empfing dafür wie zum Lohne von Gott während des Gebetes — sieben Stunden knieend betete er täglich — wunderbare Erleuchtungen und Tröstungen. Als einer der Armen, dem er ritterliches Gewand geschenkt hatte, seinen Stand bekannt machte, so wurde Ignatius bald ebenso geehrt, als früher verachtet. Da floh er demüthig in eine nahe Höhle, wo er betend, betrachtend und Selbstverläugnung übend, der Welt gänzlich abstarb, und nur in Jesu das neue Leben, den Frieden und die Freude fand. Das, was der Geist Gottes in dieser Höhle ihn gelehrt, was er selber empfunden, gestritten und errungen, das legte er in seinen Uebungen (Exercitien) nieder; diese, wohl die beste Wegeleitung zum Seelenheile sollten von nun an für ihn und seine Gesellschaft die Richtschnur zur Seelenführung bilden. Mit Recht werden diese Exercitien für das größte Meisterstück der wahren Ascese erkannt. Aus dieser Höhle trieb ihn seine brennende Liebe zu Jesu und die Begierde, Ihm Seelen zu retten, nach Palästina. Hier verehrte er mit Inbrunst das Leiden des Erlösers und wollte dann zur Bekehrung der Muhamedaner predigen. Allein der Provinzial

der Franziskaner rieth ihm, solches zu unterlassen; es könnte Anlaß zu neuer Verfolgung werden, die ihm und den Christen Verderben bringen könnte. Nun kehrte Ignatius nach Spanien zurück; 33 Jahre alt lernte er unter unsäglicher Anstrengung und Selbstverläugnung mit den Schulknaben die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, dabei immer betend, vom Almosen lebend und die Werke der Nächstenliebe mit größtem Fleiße übend. Er, der Mann, welcher mit Knaben in die Schule ging, voll Schweigsamkeit, die Lippen nur zum Gebete öffnend, mit allen Zeichen einer außerordentlichen Seele erschien (und das war kein Wunder) gar Vielen als ein Schwärmer, ja als ein Ketzer. Er ward der Inquisition verdächtig, aber Alphons von Fonseca, der Erzbischof von Toledo, erkannte den Geist Gottes, der in ihm war, befreite ihn von aller Ungelegenheit und half ihm, daß er die Universitäten Alcala und Salamanca besuchen konnte. Ignatius nahm daselbst den Grad eines Magisters der Philosophie und ging dann nach Paris, die Theologie zu studieren. Dort sammelten sich die edelsten und besten seiner Mitschüler um ihn, angezogen durch die Wärme seines liebevollen, gottbegeisterten Gemüthes, wie durch eine geheime Stimme zu ihm gerufen. Zuerst verband er sich mit dem Savoyarden Peter Lefebre, dann den Spaniern Franz Xavier, Salmeron, Bobadilla und dem Portugiesen Rodriguez. Ganz wurden sie ihm eigen. Am Himmelfahrtstage Maria **1534** in der unterirdischen Kapelle des heiligen Dionys auf dem Montmartre verbanden sich die Brüder feierlich zur bestimmten Zeit (**1537**) nach Palästina zu wallen, dort sich der Bekehrung der Muhamedaner zu weihen; im Falle der Unmöglichkeit aber sich dem Papste zur unbedingten Verfügung zu überlassen. Dieß Gelübde besiegelten sie durch der heiligen Communion, die ihnen Lefebre reichte.

Es zogen nun die Brüder nach Rom. Paul **III.** nahm sie liebevoll auf und ließ ihnen zu Venedig die Priesterweihe geben. Aber des Krieges mit den Türken halber konnten sie ihr Gelöbniß nicht erfüllen. Da warfen sie sich dem Papste zu Füßen und erboten sich, Alles zu thun, was er ihnen auferlegen würde. Der Papst übertrug nun Lainez und Lefebre Lehrstellen an der Universität zu Rom; Ignatius aber beschäftigte sich mit Volksmissionen. Mehrere Gleichgesinnte schlossen

sich dem edlen Brüderbunde an, und immer mehr fühlte sich Ignatius angetrieben mit seinen Brüdern eine eigene Genossenschaft zur Ehre Gottes zu bilden. Er berief sie alle nach Rom, legten ihnen diesen Plan und die Regel vor, die er selber entworfen. Mit Freuden billigten alle die schöne Vereinigung. Paul **III.** bestätigte die Regel, und sie nannten ihren Bund die Gesellschaft Jesu (Streitgenossenschaft für Jesus Christus.) Zum Oberhaupte (General) der Gesellschaft erwählten die Brüder einmüthig den Ignatius, der sie in Christo erzeugt und mit seiner Milch sie genährt habe.

Nun wirkte Ignatius an der Spitze der Seinigen als ein großer und wahrer Reformator der Kirche; er hatte erkannt, daß die wahre Reformation nicht in einer Aenderung der Lehren und Einrichtungen der Kirche, sondern in der innerlichen Bekehrung und Heiligung ihrer Angehörigen des geistlichen, wie weltlichen Standes bestünde. Eben weil Ignatius wahrhaft ein Reformator war, so fing er die Reformation zuerst bei sich selber und den Seinigen an; nicht ruhte und rastete er, bis nicht er und seine Söhne im Innern von der Selbstsucht gänzlich gereinigt und mit dem Geiste Gottes erfüllt worden waren. Die Wurzel aller Spaltung und Ketzerei, der Sünde überhaupt, ist der Hochmuth oder der daraus entspringende Eigenwille; es sollten sich deßhalb die Seinigen um so inniger im Gehorsame üben und sich mit gänzlicher Selbstverläugnung den Vorgesetzten, namentlich dem Oberhaupte der Kirche hingeben. Nur in dieser gänzlichen Hingabe, in diesem Alles opfernden Gehorsame, erkannte Ignatius das Heil für seine Gesellschaft, ja für die Christenheit selbst. Dabei war er mit dem größten Eifer bemüht, den Geist der Liebe, des Gebetes und der Reinigkeit stets unter den Seinigen zu erhalten; er selber war hierin das schönste Beispiel. Gänzlich war er der Welt abgestorben, sein Gemüth in Gebet und Betrachtung immer bei Gott, die heiße Sehnsucht und der Spruch seines Herzens: „Alles zur größern Ehre Gottes," das war und blieb auch der Wahlspruch der Seinigen.

Für die Ehre seines Gottes opferte und wirkte der Heilige rastlos, als Seelsorger, Catechet, als Beichtvoter und Prediger. Rom verdankt ihm eine Reihe wohlthätiger Anstalten: als ein

Bußhaus für gefallene Mädchen, ein Waisenhaus, ein Haus für Jungfrauen, deren Unschuld gefährdet schien, ein Haus zur Aufnahme von Juden, welche zur Taufe sich vorbereiteten. Vor Allem lag es ihm am Herzen, die Gläubigen, die Jugend zumal, in der Wahrheit des Heiles gründlich zu unterweisen und zu befestigen. Deßhalb betrieb er mit größtem Eifer die Aufrichtung von Schulen, Erziehungshäusern und Gymnasien, er sorgte für gute katholische Lehrbücher und Catechismen; er selber verfaßte einen. Besondere Liebe und Sorgfalt bewies er für Teutschland; auf die Bekehrung der Protestanten sann er Tag und Nacht und jedes Mitglied der Gesellschaft war verpflichtet, dafür zu beten. Vornämlich auf seinen Rath ward das teutsche Collegium gegründet. Sünder zu bekehren und sie für die Liebe zu Gott zu begeistern, hatte er eine ganz eigene, wunderbare Gabe und die heißeste Sehnsucht. Je schwächer sein Körper ward, desto flammender glühte seine Liebe, desto mächtiger zog es ihn himmelwärts. Nach langer Vorbereitung zum Tode, die Seinigen tröstend, ging der hochbegnadigte Heilige, frohlockend den Namen seiner Liebe: „Jesu!" sprechend, zu Gott, den **31.** Juli **1556.** Paul **V.** hat ihn **1609** selig, Gregor **XV. 1622** heilig gesprochen.

Die Gesellschaft Jesu.

Als Ignatius starb, bestand die Gesellschaft Jesu bereits aus **12** Provinzen, davon **9** in Europa und **3** in den andern Welttheilen, aus **100** Profeß-Collegien und Novizhäusern und mehr als **1000** Mitgliedern. Sein Freund und Nachfolger als General, Jakob Lainez, bildete mit großem Scharfsinne und erstaunlicher Menschenkenntniß die Verfassung der Gesellschaft weiter aus. Das Haupt derselben war der General; in seiner Hand ruhte fast alle Gewalt; er wurde auf Lebenszeit erwählt, war nur dem Papste unterworfen und mußte in Rom wohnen. Den Rath des Generales bildeten die Assistenten, weise erfahrene Männer aus den Provinzen Italien, Frankreich, Spanien, Teutschland, Portugal und Polen; als ein warnender Freund, doch unabhängig von ihm, stand dem General der Admonitor (Ermahner) zur Seite; er hatte die Pflicht, den General an sein Gewissen zu erinnern, und ihm mit geziemender Ehrfurcht

und Mäßigung Vorstellungen zu machen über Alles, was seiner Aufmerksamkeit Unregelmäßiges an und um ihn vorgekommen. Ueber die einzelnen Provinzen waren Vorsteher, Provinziale, gesetzt; auch sie hatten erfahrene Männer aus der Provinz als Räthe um sich. Ihnen folgten die Vorsteher (praesides, praepositi) der Profeßhäuser, die Repetitoren der Collegien, die Superioren der Residenzen oder Filialen, wo bejahrte Väter Ruhe fanden und Schriftsteller ihre Werke vollendeten, und endlich die Missionshäuser zur Aushülfe für Pfarreien.

Es gab in der Gesellschaft selber vier Classen von Mitgliedern: 1) die Professen, die eigentlichen Jesuiten; sie allein hatten außer den drei üblichen Ordensgelübden noch als viertes den unbedingten Gehorsam gegen den Papst in Betreff der Missionen abgelegt; aus ihnen wurden die Vorsteher genommen; doch war ihre Zahl im Verhältniß zu den übrigen Mitgliedern nur gering, der 25te oft nur der 50te Theil der ganzen Gesellschaft; 2) die Classe der Coadjutoren oder der Beigesellten, es gab ihrer geistliche und weltliche; die erstern hatten die Gelübde abgelegt und standen den Professen fast gleich, die andern waren Laienbrüder und unterzogen sich Handarbeiten und den niedern Verrichtungen. 3) Die Classe der Scholastiker, die sich dem Unterrichte der Jugend widmeten; 4) die Classe der Novizen, die sich zum Eintritte in die Gesellschaft vorbereiteten. Bei ihrer Aufnahme ward mit großer Sorgfalt und Umsicht verfahren; nur körperlich gesunde, sittlich reine Jünglinge von hervorragenden Talenten wurden aufgenommen; es ward ihnen Alles geoffenbart, was der Orden mühseliges und demüthigendes in sich schließe, wie er eine gänzliche Hingabe an Gott und den strengsten Gehorsam gegen die Obern verlange; man würde alle Fehler, die man an ihnen bemerkt, nicht nur sogleich ihnen vorhalten, sondern auch den Obern anzeigen, und sie verpflichten, auch die Fehler der Andern, würden sie darum gefragt, den Vorstehern kund zu machen. Sie mußten ein sehr strenges, zweijähriges Noviciat unter vielfacher und schwerer Prüfung bestehen; während dessen unterblieben alle Studien; der meiste Theil der Zeit ward zu geistlichen Uebungen und zur innerlichen Heiligung verwendet. Nach Beendigung des Noviciates durften sie das erste, zuweilen auch

das zweite Ordensgelübde ablegen, nun widmeten sie sich oft 9 und 10 Jahre hindurch dem Studium der Sprachen, der Poesie, Rhetorik, Philosophie, Theologie, Kirchengeschichte und der heiligen Schriften, aber immerfort neben dem Studium die innere Heiligung fortführend durch tägliche Erforschung des Gewissens, durch wöchentlichen Empfang der heiligen Communion, und die zweimalige Erneuerung der Gelübde während des Jahres. Dabei sollte einer den andern durch sein Beispiel erbauen, einer des andern schützender Wächter sein und seine Fehler dem Obern anzeigen. Dessen ungeachtet herrschte unter den Novizen große Liebe und Vertraulichkeit. Hatten sich nun die Novizen in den Wissenschaften genugsam ausgebildet, so traten sie in das zweite Noviciat; es dauerte nur Ein Jahr und ward vornämlich zur Betrachtung und zur Vermehrung des innern Lebens nach der Anleitung des Stifters zugebracht; doch erhielten die Novizen während desselben Unterricht und Uebung im Predigen und Catechesiren. Jetzt konnte der geprüfte und bewährte Noviz durch die Obern in die Zahl der Professen oder Coadjutoren aufgenommen werden.

Jedem Mitgliede ward der Spruch des großen Stifters: „Alles zur größeren Ehre Gottes!" zur Richtschnur alles Thuns und Lassens gemacht. Da aber die Ehre Gottes vor Allem durch die Heiligung seiner selbst, als auch der übrigen Mitmenschen befördert wird, so sollte ein Jeder der Gesellschaft eben so sehr für das Heil seiner Mitbrüder als für sein eigenes arbeiten. Jenes sollte durch Predigen, Missionen, Catechesen, Bekämpfung der Irrlehre, Bekehrung der Ungläubigen, durch Beichthören und zumal durch Unterricht der Jugend geschehen, dieses durch innerliches Gebet, Betrachtung und öftern Genuß der heiligen Communion. Uebrigens lebten die Professen in ihren Häusern vom Almosen; den Coadjutoren und Scholastikern war es, um ungestört ihrem Berufe und Studien leben zu können, ein gemeinsames Einkommen erlaubt; aber es ward von Professen mit Zuziehung der weltlichen Coadjutoren verwaltet. Das Chorgebet sollte für sich ein Jeder verrichten. Die Kleidung der Jesuiten war die gewöhnliche der Priester; doch war sie nicht strenge vorgeschrieben, nur verordnet, daß sie anständig und nach der Sitte des Landes sei. Die Provin-

ciale, Rectoren, Superioren wurden vom Generale ernannt; die Provinciale mußten monatlich, die Superioren und Rectoren alle Vierteljahre amtliche Berichte über ihre Untergebenen oder sonstige wichtige Begebenheiten an den General schicken, der den letzten Ring der großen Kette in seiner Hand hielt. — Eine solche Gesellschaft mit diesem Geiste des demüthigsten Gehorsams, voll Glaubens und Opfermuthes unter einer eben so festen als weisen Leitung, die alle Kräfte der Einzelnen zu einem großen und mächtigen Ganzen verband, mußte Außerordentliches wirken. Solche Mönche, wie die Jesuiten, hatte die Christenheit seit Langem nicht gesehen; sie hatten die Anlage, Allen Alles zu werden. Geboren und gebildet, die Herzen zu gewinnen, traten sie mit Feuereifer, Beharrlichkeit und Feinheit allenthalben zum Kampfe wider die Irrlehre, den Abfall und das Heidenthum auf. Jetzt bestiegen sie die Lehrstühle, und die Innigkeit, Kraft und Gelehrsamkeit, womit sie die Lehre des Heiles verkündigten, und die Verläumdungen und Irrthümer der Lutheraner und Calvinisten enthüllten, stärkten eben so die Gläubigen, als sie die Irrlehrer verwirrten. Es fühlten diese, daß ein neuer Gegner in der Gesellschaft Jesu sich wider sie erhoben, stärker, als die frühern, und sie mochten ahnen, daß sie vor seinen gewaltigen Waffen nicht bestehen dürften. Wo die Jesuiten hinkamen, geboten sie der Reformation Stillstand. Schon schien sie in Teutschland gesiegt zu haben; Oesterreich war zum größern Theile schon abgefallen, Bayern erschüttert. Da eilen die Jesuiten Lejai, Salmeron, Canisius über die Alpen, sie lehren zu Ingolstadt (1549), zu Cöln (1556), zu München (1559), zu Trier (1561), Augsburg (1563), zu Antwerpen, Prag, Dillingen, Wien, Würzburg, und bald erhebt der katholische Glaube mit neuer Kraft sein gebeugtes Haupt. In kürzester Zeit verbreiten sie sich in die nordischen Reiche, in Polen, Litthauen und Siebenbürgen, selbst in Schweden faßten sie eine Zeitlang festen Fuß. Jesuiten vergießen in England ihr Blut als Martyrer; aus Frankreich werden sie zwar auf kurze Zeit vertrieben, allein mit Ehren zurückgerufen, und aus dem Munde des Königs Heinrich IV. selber ertönt ihr Lob und ihre Rechtfertigung, aus ihnen erwählt er seinen Beichtvater. Hochangesehen ist und segensreich wirkt die Gesellschaft Jesu in Portugal

und Spanien. Ueberall, wo ihre Mitglieder hinkommen, zeichnen sie sich durch Reinheit, ja oft übertriebene Strenge der Sitten, durch hellen Verstand, durch Gelehrsamkeit ohne Anmaßung, demüthigen Gehorsam, Freigebigkeit und den größten Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen aus. Solche Tugenden erregten das Verlangen, Jesuiten als Bischöfe zu besitzen; aber der Stifter gestattete es den Seinigen nicht; arm und niedrig sollten sie bleiben, den Soldaten Christi gleich, die überall hinzugehen bereit seyn müßten. Das Ansehen und die Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu stieg von Tag zu Tag; Fürsten und Bischöfe erwählten sie als ihre Beichtväter und Rathgeber; in den wichtigsten Angelegenheiten wurden sie berathen, ward ihre Meinung vom größten Einfluße.

Ueberaus große Verdienste erwarben sich die Jesuiten um die Erziehung der Jugend; sie gestalteten dieselbe neu um, und gründeten sie auf Religion und Wissenschaft zugleich und verbanden damit die sorgsame Pflege des Leibes und eine eigenthümliche treffliche Lehrmethode. Von ihr rühmt Baco, der englische Kanzler, ein Protestant und angesehener Philosoph: „Man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn alle neu eingeführten kommen jenen nicht gleich.“ Männer, wie Friedrich **II.**, ja selbst Napoleon, erkannten die Trefflichkeit der Jesuiten-Schulen. Sie wurden deßhalb nicht blos von Katholiken, sondern selbst von Protestanten besucht und den Ruhm dieser Schulen hat noch die neueste Zeit bewahrt und bezeugt.

Ein unvergängliches Denkmal der umfassenden und gesegneten Thätigkeit der Jesuiten sind ferner ihre Missionen. Schon der heilige Stifter sandte Glaubensboten über die Meere aus und sprach zu ihnen: „Zieht hin, meine Brüder, entflammt die ganze Welt! verbreitet jenes Feuer, das Jesus Christus auf Erden angezündet hat.“ Dieses heilige Feuer zündeten die Jesuiten in allen Theilen der Welt an, die Finsterniß des Heidenthums zu erleuchten, und in der Verbreitung und Bewahrung dieser Himmelsflamme ist das Blut der Jesuiten stromweise geflossen. (Siehe die Missionen.)

XX. Kapitel.

Die Ausbreitung der Irrlehre.

Luthers Irrlehre und Abfall beschädigte nicht blos die Kirche Teutschlands; die Flamme jenes unseligen Brandes, den er hier angezündet, schlugen über die Gränzen, erfaßten die Kirchen der Niederlande, Englands, Frankreichs, drangen bis zum Norden hinauf nach Schweden, Dänemark und Norwegen, und verbreiteten sich in Ungarn und Polen, überall Kirche und Staat schmerzlich, oft tödtlich verwundend. Nur Spanien und Italien blieben unberührt; jenes rettete der Glaubensmuth seiner Könige und die Strenge und Wachsamkeit der Inquisition; dieses beschützte der Eifer und die Weisheit der Päpste.

Das, was in Teuschland die Verbreitung der Irrlehre und den Abfall begünstigte, war auch in den andern Ländern zu finden: Verkommenheit und Trägheit des Clerus, die Erschlaffung der christlichen Zucht, des Volkes Unwissenheit in Glaubenssachen, die Politik und Habsucht der Fürsten. Auch anderwärts, wie in Teutschland, lockte die Freiheit und Ungebundenheit, welche im Namen des neuen Evangeliums versprochen wurden. Zur Unterdrückung der Kirche, zur Aufrichtung der neuen Lehre wurden dieselben Mittel wie in Teutschland selber gebraucht: Entstellung und Verläumdung der katholischen Lehre und Priesterschaft, Heuchelei und Meineid, Wollust und Unmäßigkeit, Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit und Bund mit den Feinden des Vaterlandes, Raub und Brand, die Folter und der Tod. — Dessen ist die Geschichte Zeuge; selbst unbefangene protestantische Schriftsteller gestehen es. So nennt William Cobbet die Reformation von England, „in thierischer Lust erzeugt, in Gleißnerei und Treulosigkeit auferzogen und durch Ströme von unschuldigem englischen und irischem Blute genährt und gemästet."

Nach dem berühmten Geschichtschreiber Leo beruht die Reformation von Schweden fast ganz „auf der Dringlichkeit sinnlicher Bedürfnisse, auf der Geldnoth des Königs, „der um ihr abzuhelfen, mit dem Adel theilen mußte."

XXI. Kapitel.

Die Reformation in den Niederlanden. — Ihr Abfall von Spanien. — Der Krieg. — Trennung der südlichen von den nördlichen Provinzen. — Die Synode von Dortrecht.

Als Carl **V.** seinem Sohne Philipp **II.** das Reich abtrat, übergab er ihm auch die siebzehn Provinzen der Niederlande, wie es schien, in einem glücklichen und zufriedenen Zustande. Noch hingen sie im Ganzen an der Kirche; aber der stete Verkehr mit fremden Kaufleuten, die gefährliche Nachbarschaft Frankreichs und Teutschlands, die auswärtigen Sectirer, besonders die Wiedertäufer, hatten bereits eine böse Saat ausgestreut. Wider die Ketzer waren deßhalb schon unter Carl **V.** scharfe Gesetze erlassen worden; aber ihr Vollzug konnte nur milde genannt werden; auf Anrathen seiner Schwester Maria hatte sie der Kaiser sogar gemildert, namentlich die fremden Kaufleute davon ausgenommen. Carl, selber ein Niederländer, war durch Gesprächigkeit, Herablassung und Klugheit der Liebling der Niederländer geworden; Philipp hingegen — Spanier durch und durch, begriff nicht die Natur des Landes und seiner Bewohner; es sind aber die Niederländer ein thätiges, auf seine Privilegien eifersüchtiges Volk, stolz auf Handel und Reichthum, und fast immer mit seinen Regenten hadernd. Bei einem solchen Volke mußte ja der ernste wortkarge Philipp, der nur spanisch sprach, die Spanier allenthalben vorzog, Anstoß geben; es wandten sich die Niederländer von ihm ab; was der geliebte Vater hatte thun dürfen, das ward dem Sohne als Verletzung der Freiheiten angerechnet und nicht geduldet. Vor Allem ward der Adel mißvergnügt; Philipp besetzte die wichtigern Aemter im Lande und am Hofe meist mit Spaniern; dadurch verloren die Adelichen sowohl an Ansehen als an Einkünften, und begannen zu verarmen. Die bedeutendsten Männer des niederländischen Adels waren damals Lamoral, Graf von Egmont, und Wilhelm Graf von Nassau, Fürst von Oranien.

Tief fühlten sich diese Grafen beleidigt, als Philipp **II.** sie überging und seine Halbschwester Margareta, Herzogin von Parma, als Oberststatthalterin über die Provinzen setzte. Der eigentliche Regent des Landes war jedoch der Bischof von Arras,

Anton Perenot von Granvella; an seinen Rath war Margaretha gewiesen. Nun ging das Klagen an, zuerst, daß den Rechten der Staaten zuwider dreitausend Spanier in den Festungen, trotz des Friedens, lägen. Die Unzufriedenheit wuchs, als der König statt der vier bisherigen Erzbisthümer Utrecht, Arras, Cambrai und Tournay, durch eine Bulle des Papstes Paul IV. Mecheln, Cambrai und Utrecht zu Erzbisthümern bestimmen und vierzehn neue Bisthümer errichten ließ. Statt der gehofften Milderung befahl König Philipp die genaueste Vollziehung der von seinem Vater erlassenen Religionsedicte. Da stieg die Gährung auf das Höchste; man glaubte, es wolle Philipp die den Katholiken und Protestanten gleichverhaßte spanische Inquisition in den Provinzen einführen; umsonst betheuerte der König, daß er daran gar nicht denke; die bischöfliche Inquisition war immer in den Niederlanden gewesen und hatte sich mit ihren Freiheiten ganz gut vertragen; sie sollte nur in diesen Zeiten strenger gehandhabt werden; das gebot die Noth, das war der Wunsch der aufrichtigen Katholiken. Doch die Versicherungen und Absichten des Königs blieben von den Uebelwollenden fortwährend der bösesten Auslegung ausgesetzt. Die spanische Inquisition ward stets dem Volke als ein Schreckbild vorgehalten.

Bald kam es zu offener Widersetzlichkeit. Viele katholische Edelleute schlossen (1565) ein Bündniß, Compromiß genannt, vorgeblich, um die Einführung der Inquisition zu verhindern. An die Spitze der Mißvergnügten traten der Prinz von Oranien (im Herzen bereits Protestant, vielleicht gar ohne allen Glauben), ein schlauer, in allen Listen eingeweihter Staatsmann, Graf Egmont, ein tüchtiger Feldherr und aufrichtiger Katholik, doch ohne große Kraft, und der Graf von Hoorne. Am 5. April 1566 zogen zweihundertfünfzig Edelleute paarweise nach dem Pallaste der Statthalterin, ihr eine Protestation wider die Inquisition zu übergeben; Margareta erschrack über ihre Zahl und feste Haltung. Der Graf von Barlaimont, sie zu ermuthigen, flüsterte ihr zu; „Es ist nur ein Haufe von Bettlern (geux)." Denn der größte Theil dieser Adelichen stack tief in Schulden. Das Wort geux ward nun (Geusen) — der Name für die Partei des Adels. Die Statthalterin versprach

an den König zu berichten. Aber nach wenigen Tagen schon hörte sie das Volk rufen: „Es leben die Geusen!" Schon wagten es ketzerische Prediger aufzutreten; immer kühner ward der Adel; immer frecher der Pöbel; der Auswurf der französischen Calviniſten zog schaarenweise in das Land, hetzte und schürte; Spott- und Lästerschriften erschienen allenthalben wider die Kirche; der Pöbel wie der Adel hielt bewaffnete Versammlungen. Im August 1566 brach endlich der Aufstand in allen Provinzen aus; Klöster, Abteien und Kirchen wurden von umherziehenden Haufen überfallen, geplündert, die Altäre und Bilder und Verzierungen zerstört, die Gräber erbrochen, das Heiligste mit Füßen getreten, die Priester mißhandelt und getödtet. So in Amsterdam, Leiden, Utrecht, sogar zu Antwerpen, wo zu erst die Cathedrale, eine der reichsten und prächtigsten Kirchen in Europa, und dann die übrigen Kirchen der Stadt binnen wenigen Stunden verwüstet wurden.*) Allein in Flandern und Brabant wurden in drei oder vier Tagen vierhundert Kirchen verwüstet. Die Obrigkeiten und Behörden sahen zu; sie selber waren meistens vom Glauben schon abgefallen. — Margaretha gerieth in die größte Angst, und wußte sich nicht zu helfen. Die Geusen drangen ihr einen Vertrag ab, demzufolge alle Inquisition aufhören, die Predigt den Reformirten frei bleiben sollte. Schon versuchten es diese Geusen, Amsterdam mit bewaffneter Hand zu überfallen und darin sich festzusetzen; es mißlang für dießmal.

Jetzt beschloß der König, den Aufrührern Ernst zu zeigen, und um jeden Preis dem Lande den heiligen Glauben der Väter zu erhalten. Statt selber zu kommen, sandte er den besten seiner Feldherrn, den gefürchteten Herzog von Alba mit zehntausend Kerntruppen. Die Meisten der Schuldigen flohen, auch Oranien

---

*) In diesem Aufruhre starben als Martyrer für den Primat des Papstes und wahrhafte Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Altarssakramente 19 Männer den 9. Juli 1572 zu Ghorkum. Es waren Nikolaus Piki, Guardian, mit 8 Priestern und 2 Laienbrüdern des Observantenordens, 3 Pfarrer, 1 Kaplan, 1 Augustiner, 1 Dominicaner und 2 Prämonstratenser. Der Guardian wurde zuerst am Gürtel aufgehängt, dann ihm das Gesicht und die Zunge mit Kerzen verbrannt. Auf ähnliche Weise wurden die andern gemartert, nachdem die wüthenden Haufen Alles aufgeboten, sie zum Abfalle zu bringen und zu diesem Ende selbst schlechte Weiber zu ihnen in das Gefängniß gesandt hatten.

verließ das Land, Egmont und Horn schlossen sich der Regierung an. Die Herzogin Margareta legte nun ihre Würde nieder, und Alba gebot jetzt mit unbeschränkter Macht und großer Strenge. Zur Bestrafung der aufständischen Geusen setzte er ein eigenes Gericht, den Rath der Unruhen, ein, wobei er selber den Vorsitz führte. Oft sah man zwanzig bis fünfzig an Einem Tage hinrichten, und nicht Egmont noch Hoorne blieben verschont. Mit blutiger Strenge ward der Aufstand der Geusen und die Glaubensneuerung unterdrückt; und nie wäre letztere in den Niederlanden aufgekommen, hätte nicht Alba unkluger Weise durch eine Steuer, den zehnten Pfennig von allen verkauften Kaufmannsgütern, und durch das Verbot des Handels mit England den Bürgerstand der Niederlande wider sich aufgebracht. — Bei einem solchen Verfahren sahen die Niederlande den völligen Ruin ihres Handels, der ganzen Lebensrichtung, auf welchem ihr ganzer gegenwärtiger Wohlstand ruhte, voraus. Darum erhoben sich jetzt die Bürger zu einem Kampfe mit Spanien auf Leben und Tod; bei diesem Kriege war der zehnte Pfenning durchaus die Loosung; es erhoben sich die Geusen auf das Neue; auch sie führten in ihren Fahnen zehn Pfennige.

Der Prinz von Oranien, zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht „für den König von Spanien" ernannt, erhielt Geld und Gewalt, um den Krieg wider die Spanier zu führen. Doch die Religionsverschiedenheit hinderte die Fortschritte; die südlichen Provinzen, in welchen die Mehrzahl der katholischen Religion getreu blieb, trennten sich immer mehr von den nördlichen, in welchen die reformirte Lehre das Uebergewicht gewonnen. Daher vereinigten sich auf Betreiben des Prinzen von Oranien die nördlichen Provinzen, Geldern, Zütphen, Holland und Seeland mit den friesischen Ommelanden, zur Vertheidigung gegen alle Gewalt, die ihnen im Namen des Königs oder von seinetwegen angethan werden möchte. Im Jahre 1581 kündigten sie dem Könige von Spanien förmlich den Gehorsam auf, und in demselben Jahre ward durch eine Verordnung des Prinzen von Oranien die Uebung der katholischen Religion in Holland untersagt. Dagegen unterwarfen sich auf billige Bedingnisse die südlichen (Wallonischen) Provinzen dem Könige. Der Kampf zwischen den vereinigten Staaten

und Spanien währte achtundsechzig Jahre; erst der westphälische Friede beendigte ihn. Spanien erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten an; diese wuchsen schnell durch Handel und Reichthum zu einer bedeutenden Macht heran. Die Lehre Calvins ward in ihnen herrschend; die erste Synode der calvinischen Gemeinde versammelte sich (1574) zu Dortrecht, und die im Jahre 1575 gestiftete Universität zu Leiden wurde eine wichtige Stütze des Calvinismus. Der katholische Cultus ward allenthalben unterdrückt, den Katholiken nur heimliche Religionsübung gestattet.

Gegen die empörende Lehre Calvins von der unbedingten Verwerfung erhob sich Arminius, sonst Jacob Horresen genannt, Professor an der Universität zu Leiden; er lehrte, daß Gott eben so barmherzig, als gerecht sei, alle Menschen zur Seligkeit erschaffe, die bußfertigen Sünder zu Gnaden aufnehme, und nur die unbußfertigen verdamme. Die Ansicht des Arminius fand viele und angesehene Anhänger, Studirende, Geistliche, hohe Staatsbeamten, wie Olden-Barneveld, Rembold, Hoogebert, Hugo Grotius. Aber Franz Gomar, des Arminius College, machte gegen ihn die strenge Lehre Calvins geltend; der Streit ward heftig; die Prediger drangen auf eine Synode. Da starb Arminius (1609); seine Anhänger reichten eine Vorstellung (Remonstrantie) zum Schutze ihrer Ansichten bei den Staaten von Holland ein, und daher hießen sie Remonstranten. Dagegen verwahrten sich die Gomaristen in einer Gegenvorstellung (Contreremonstration), woher sie den Namen Contreremonstranten empfingen. Es mischte sich nun die Politik in den religiösen Streit; mit den Remonstranten hielten es die strengen Republikaner; die Contreremonstranten traten auf die Seite des Prinzen Moriz von Oranien, des Statthalters, welcher nach Alleinherrschaft strebte. Bald verfuhr man mit Gewalt und Grausamkeit gegen die Remonstranten; Olden-Barneveld, der so hochverdiente Staatsmann, ward hingerichtet, mit ihm einige andere seines Glaubens. Nun beriefen die Contreremonstranten eine Synode nach Dortrecht 1618; niederländische, englische und deutsche Reformirte waren zugegen: Calvins furchtbare Lehre siegte wider allen Menschenverstand und Menschengefühl; die Arminianer wurden für Feinde der

Religion und des Staates erklärt; ihre Prediger mußten abschwören oder die Flucht ergreifen.

Da fragten zwei siegestrunkene Contreremonstranten höhnisch einen Arminianer, „worüber er mit solchem Ernste sänne?" Ich sann, meine Herrn, war seine Antwort, über eine Streitfrage. Wer war der Urheber der Sünde? Adam schob sie von sich auf sein Weib; Eva schob sie auf die Schlange; die Schlange, damals noch jung und schüchtern, wußte kein Wort für sich zu sagen; später aber, als sie älter und kühner geworden, ging sie auf die Synode von Dortrecht und hier hatte sie die Keckheit, die Sünde Gott zur Last zu legen."

XXIII. Kapitel.

Die Reformation in England. Heinrich VIII., sein Abfall und seine Verfolgung der Kirche und der Katholiken. — Fishers und Moore's Enthauptung. — Aufhebung der Klöster. — Eduard VI.

Als Luther wider die Kirche sich erhob, saß Heinrich VIII. schon neun Jahre auf dem Throne Englands, ein Herr voll Habsucht, Hochmuth und Wollust. Luthers Beginnen und Lehre war er anfänglich durchaus abhold; ja er selber vertheidigte wider ihn die Lehre von den heiligen Sakramenten, und sandte den Dechant von Windsor, Clarce, mit dieser Schrift nach Rom. Vor den Cardinälen überreichte sie der Dechant dem Papste mit der Versicherung, wie sein Herr mit der Feder die Irrthümer Luthers widerlegt habe, so sei er auch bereit, mit dem Schwerte die Anhänger des Ketzers nöthigenfalls zu bekämpfen. Clemens empfing das Geschenk mit dem Ausdrucke der Freude und Bewunderung, und ertheilte dem Könige nach seinem Wunsche den Titel eines „Beschützers des Glaubens." Luther hingegen goß seine Galle in einer Fluth der pöbelhaftesten Schmähungen über den König aus, was ihm dieser nie vergaß.

Und diesen seinen heiligen Glauben, alles Gefühl für Ehre und Gerechtigkeit, die Liebe einer treuen Gattin brachte König Heinrich der Sinnenlust zum Opfer. Achtzehn Jahre hatte er mit Catharina von Aragonien, der Tante Carl V., in glücklicher Ehe gelebt und ward durch sie Vater einer Tochter

geworden — da sah er Anna von Bolein, ihre Kammerdame, und ward von heftiger Leidenschaft gegen sie entzündet. Aber nur im Ehestande wollte sie sich ihm hingeben. Er beschloß, sich nun von seiner Gattin scheiden zu lassen, unter dem Vorwande, als Wittwe seines ältern Bruders könne Catharina nicht giltig seine Ehefrau sein. Aber es hatte hierin und zwar auf des Königs Ansuchen selber schon Julius II. giltig dispensirt. Mit allem Ungestüm betrieb dieser zu Rom die Ehescheidung. An die berühmtesten Theologen wandte er sich um Gutachten; er befragte die Universitäten, und bot Alles auf, Gold, Lüge und List, um günstige Antworten zu erhalten; aber die Meisten erkannten für die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Catharina; nur Oxford und Cambridge sprachen für die Auflösung. Aber der Papst wollte weder, noch konnte er die Ehe trennen; er zögerte und suchte Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, sie würde dem Könige die Besonnenheit zurückgeben. Schon begann Heinrich zu schwanken und an der Besiegung so vieler Schwierigkeiten zu zweifeln. Die Buhlerin erschrack. Da ging Cromwell, ihr Freund, ein niederträchtiger Mann, zu dem Könige, und schlug ihm vor, nach dem Beispiele der teutschen Fürsten das Joch des Papstes abzuwerfen, und selbst die höchste geistliche Gewalt, die bisher der Papst geübt, in seine Hand zu nehmen. Mit Freuden ging der herrschsüchtige und habgierige König auf diesen Plan ein. Er forderte nun von der Geistlichkeit seines Reiches, sie solle ihn als Beschützer und alleiniges Oberhaupt anerkennen; sie verhieß es, so weit es Christi Gebot gestatte. Dann verbot er der Geistlichkeit, Annaten nach Rom zu zahlen und eigenmächtige Gesetze über kirchliche Angelegenheiten zu erlassen. Das sollte indessen den Papst nur schrecken und zur Nachgiebigkeit zwingen. Aber Clemens zeigte hier die Standhaftigkeit seiner Vorfahrer, welche ungebeugt durch Drohungen und Verheißungen fest am Gesetze des Herrn hingen. Schwer bedrängt von allen Seiten, Englands Abfall vor Augen, trug er kein Bedenken, den entscheidenden Schritt zu thun. Er erließ ein Breve gegen Heinrich und Anna und bedrohte sie mit dem Banne, würden sie den sündhaften Umgang nicht aufgeben. Der König aber ehelichte die Buhlerin, mit der er bereits drei Jahre wie mit seiner Frau gelebt, um die Makel der unrecht-

mäßigen Geburt von ihrem Kinde abzuwenden. Jetzt suchte er zugleich seine Partei mit erprobten Anhängern zu verstärken. Deßhalb gab er das Erzbisthum Canterbury dem Thomas Cranmer, der mit Eifer seine Sache verfochten. Es hatte aber dieser Thomas nach dem Tode seiner Frau die heiligen Weihen genommen, deßungeachtet aber in Teutschland, wo er sich als Agent des Königs aufhielt, eine Enkelin des Ostander, eines der eifrigsten Anhänger Luthers, geehlicht. Zu dem Bruche dieses Eides fügte er bald einen zweiten. Als Erzbischof sollte er dem Papste den Eid des Gehorsams schwören, während er doch zu gleicher Zeit auch dem Könige den Schwur der Treue abzulegen gehalten war. Es hatte aber der König bereits mit Rom gebrochen, und den Thomas gewonnen, in der Sache der Ehescheidung nicht dem Papste, sondern ihm, dem Könige, zu folgen. Da schwur Thomas in der königlichen Kapelle vor vier Zeugen: „durch den Eid des Gehorsams gegen den Papst, den er der Form wegen schwören müsse, entschuldigte sich Thomas, gedenke er sich zu Nichts zu verpflichten, was dem Gebote Gottes zuwider oder den Rechten des Königs nachtheilig sei, oder die Abänderungen verbieten könne, die er in der englischen Kirche für heilsam erachten dürfte.“ Diese Doppelzüngigkeit erregte in England allgemeinen Unwillen; mit Schmerz und Kummer blickten die Bessern auf die Königin Catharina, und sahen ihr trauriges Geschick voraus.

Nun betrieb der neue Primas von England die Ehescheidung mit Eifer, und lud die Königin vor das Gericht. Vierzehn Tage blieb das Gericht offen; die Königin erschien nicht; am letzten Tage ward sie verurtheilt und entschieden, ihre Ehe sei ungiltig. Der Primas eröffnete diese Entscheidung dem Könige schriftlich und bat ihn mit der niederträchtigsten Heuchelei, sich dem Gebote der Kirche zu unterwerfen und die Kirchenstrafen zu vermeiden, so er sich durch längeren blutschänderischen Umgang mit der Wittwe seines Bruders zuziehen müßte! Catharinen ward der königliche Titel genommen; sie sollte Prinzessin von Wales heißen. Der Papst erklärte sogleich diesen Ausspruch für ungiltig. Heinrich aber ließ Anna auf das Feierlichste unter großer Theilnahme des englischen Adels krönen, hatte aber den größten Verdruß, als sie ihm statt des ersehnten Thronerben ein Töchterlein, Elisabeth, gebar.

Von nun an ward Heinrich der Tyrann seiner Unterthanen, und der Henker seiner Gemahlinnen. Gänzlich vernichtete er die Gewalt des Papstes; vom Gerichtshofe des Erzbischofs ward an die königliche Gewalt appellirt; Heinrich war jetzt König und Papst in England zugleich, und der Supremateid schrieb allen geistlichen und weltlichen Beamten vor, den König von England durch einen Schwur als das Oberhaupt der englischen Kirche zu erkennen. Der war Hochverräther, der ihn verweigerte; Kanzeln und Schulen sollten den Supremateid vertheidigen, des Papstes Name nicht mehr gehört werden; schon hatte Cranmer, wie Luther gefunden, es sei der Papst der Antichrist. Den Thomas Cromwell, einen Menschen, der nie studirt, nie eine Weihe erhalten, ernannte der König zu seinem Generalvicar, wie er sagte, zur Abstellung aller Ketzereien und Mißbräuche der Kirche. Alle Bischöfe setzte er ein; jetzt gab er statt des Papstes ihnen die geistliche Vollmacht; er selber verfaßte einen Katechismus, den alle Schulen des Landes annehmen mußten. Darin hatte er die Gegenwart Christi im heiligen Altarssakramente, die Communion unter einer Gestalt, die Messe, die Ohrenbeicht, die Verbindlichkeit der Gelübde, den Cölibat der Geistlichen strenge beibehalten; er wollte Katholik bleiben, und Cranmer hatte Mühe genug, mit seinem heimlichen Lutherthume durchzukommen. Schon hatte es Luthern gereut, also den König geschmäht zu haben; jetzt, wo der Bruch mit Rom ihn des Königs Uebertritt hoffen ließ, bat er in einem kriechenden Schreiben den König um Verzeihung, und erbietet sich ein Buch zu seinem Lobe zu schreiben. Mit Verachtung wies Heinrich den Heuchler zurück, worauf der Reformator ergrimmt drohte, seine Feinde sollten zittern!

Nun begann Heinrich auch das Vermögen der Kirche anzugreifen. Cromwell schlug die Aufhebung der Klöster vor, und zu diesem Zwecke verordnete das Oberhaupt der englischen Kirche eine Visitation der kleinern Stifter; es sollten die Visitatoren heimlich die Mönche ermahnen, ihre Besitzthümer dem Könige zu überlassen, und nur im Falle der Weigerung solche Inzichten, welche ihre Aufhebung rechtfertigen könnten, beibringen. Nur sieben Stifter ließen sich betrügen. Aber während des Winters hatten die Visitatoren eine Menge Anklagen wider die

Klöster gesammelt und dem Parlamente vorgelegt, und darin den größern Klöstern das Lob der Ordnung und Thätigkeit ertheilt, den kleinern aber alle Schlechtigkeit aufgebürdet. So hob das Parlament an dreihundert Klöster auf einmal auf, und zog ihr Hab und Gut ein, „zum Wohlgefallen des allmächtigen Gottes und dem Königreiche zur Ehre!" Die Mönche unter vierundzwanzig Jahren wurden ihrer Gelübde entbunden, die ältern in die größern Klöster vertheilt; wer das nicht wünschte, dem half Cranmer oder Cromwell zu einer andern Versorgung. Jede Nonne bekam vom König Einen Rock, und konnte hingehen, wohin sie wollte. Allein nicht ungestraft tastete er das Gut der Kirche und den Glauben des Volkes an. In den nördlichen Grafschaften, wo jetzt nach Aufhebung der Klöster die Armen hungerten und das Volk seine Wohlthäter, die Religiosen, selber betteln sah, brach ein Aufstand aus, der immer weiter um sich griff. Die Aufständischen trugen eine Fahne, darauf Christus mit einem Kelche sammt der Hostie. Laut klagten sie über die Aufhebung der Klöster, über die schlechten Räthe des Königs, die da die Kirche Christi stürzen wollten. Nur mit Mühe, mehr durch List und Versprechungen, gelang es dem Könige, den Aufstand zu beschwichtigen. Jetzt fiel Heinrich über die größern Klöster her; man suchte in ihnen nach Verbrechen, und fand sie, weil man sie suchte. Die Aebte und Mönche, die sich nicht willfährig zeigten, wurden verleumdet, mißhandelt, ja selbst getödtet; Gnade zumal denen, in deren Bibliothek man Schriften für die Obergewalt des Papstes fand! Bis zum Jahre **1540** waren alle Klöster im Reiche den rechtmäßigen Eigenthümern entrissen; mit der rohesten Zerstörungslust hatten Cromwell's und Cranmers Gesellen bei der Aufhebung gehaust; Werke langjährigen gelehrten Fleißes, Denkmäler der Kunst und Wissenschaft wurden vernichtet. Die Gräber des heiligen Augustinus, des Apostels von England und des heiligen Thomas von Beket wurden erbrochen, die Asche in die Luft gestreut, ja nicht einmal das Grab Alfreds, des Begründers der Größe Englands, ward verschont. Aus den eingezogenen Klostergütern stiftete Heinrich sechs neue Bisthümer, vierzehn Collegiate und Cathedralkirchen; mit Mühe nur hatte er die dazu nothwendigen Fonds zusammenbringen können; den Haupt-

gewinn hatten seine Günstlinge und Visitatoren gezogen; des Königs Schatz blieb leer, trotz alles Pressens seiner Unterthanen. Diese Einziehung und Versplitterung des Kirchenvermögens war eine Hauptursache der bald eintretenden Verarmung Englands geworden.

Also trat Heinrich Recht und Gefühl mit Füßen, mit Füßen die beschworne Verfassung des Reiches, worauf England immer stolz gewesen und die ihm durch die Vermittlung eines großen Papstes zu Theil geworden war. Die Macht des Clerus hatte er gebrochen, der Adel wagte keinen Widerstand mehr. Aber an Männern, welche seiner Ungerechtigkeit widerstanden, fehlte es doch nicht. Da litt und starb für seine Ueberzeugung der edle Bischof von Rochester, ein Greis, den der König in seinen bessern Tagen wie seinen Vater ehrte, und seines Besitzes sich rühmte, daß er sagte, kein Fürst hätte einen Unterthan, der mit Fisher zu vergleichen wäre. Seiner Treue an der Kirche halber ward er in den Tower geworfen, wo ihn der König an Allem Mangel, ja sogar oft hungern ließ. So litt er fünfzehn Monate. Da ernannte der Papst den edlen Märtyrer zum Cardinal; hohnlachend rief der König: „Mag ihm Paul einen Hut schicken; ich werde sorgen, daß er keinen Kopf hat, ihn mehr aufzusetzen.“ Den 25. Juni 1535 ward der Bischof zum Richtplatze geschleppt, gehen konnte er nimmer; heiter legte er sein weißes Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich. Und noch schien Heinrichs Haß nicht gesättigt; er ließ die Leiche mehrere Stunden auf dem Schaffote liegen.

Ein gleich edles Opfer festen Glaubensmuthes und der Liebe zum Rechte und Vaterlande ward der Lordkanzler Thomas Morus. Als er Fishers Tod vernahm, kniete er im Kerker nieder und flehte Jesum Christum an, ihn doch auch für seine Kirche sterben zu lassen. Seine Bitte ward erhört. Thomas More galt für eine Zierde Englands durch hohe Gelehrsamkeit, unbestechliche Tugend und eine lange Reihe ausgezeichneter Dienstjahre. Man bot Alles auf, im Gefängnisse ihn zum Abfall vom katholischen Glauben zu bewegen. Man fragte ihn, wie er das Ansehen des Papstes, das doch nur menschliche Erfindung sei, für göttliche Einsetzung halten könnte? Seine Ant-

wort war: „Diese Frage hat mich sieben Jahre Studiren gekostet.“ Man bemerkte ihm, ob er sich denn gelehrter dünke, als alle Bischöfe und Parlamentsmitglieder Englands?“ Er hätte nichts gegen die Kenntnisse dieser Männer, erwiederte Thomas; aber auf seiner Seite stünden alle Kirchenväter der Vorzeit, die Apostel nicht ausgenommen, und die ganze katholische Christenheit der jetzigen Zeit.“ Umsonst versuchten es auch seine Gattin und Kinder, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Ruhig hörte er ihre Klagen an. „Wie lange lebe ich denn noch wohl, wenn ich des Königs Willen erfülle?“ fragte Thomas seine Frau. „Etwa zwanzig Jahre noch.“ „Soll ich zwanzig Jahre der Ewigkeit vorziehen?“ Entschlossen zum Tode entließ er die Seinigen und starb, ein wahrer Held, der Edelste seines Volkes, fünfzehn Tage nach Fishers Hinrichtung.

Als Heinrich solch' edles Blut gekostet, schien er unersättlich; an sechzigtausend Menschen lagen in den Gefängnissen; ihr Verbrechen war, andern Glaubens als der König zu sein. Ohne Verhör, ohne ein Wörtlein nur zu ihrer Rechtfertigung vorbringen zu können, wurden sie hingerichtet; Protestanten wie Katholiken; man band gewöhnlich einen Katholiken und einen Protestanten aneinander, und verbrannte sie zusammen. Englands Boden ward erweicht mit dem Blute zahlloser Schlachtopfer, die Luft mit dem Geruche gebratenen Fleisches erfüllt. Cranmer, im Herzen ein Protestant, billigte alle Todesurtheile des Königs und half seine eigenen Glaubensbrüder auf das Schaffot bringen. Nicht der eigenen Verwandten, wie der siebzigjährigen Gräfin von Salisbury, der Mutter des Cardinals Pole, verschonte Heinrich, ja selbst nicht einmal seiner eigenen Gemahlinnen. Catharina, die erhabene Dulderin, starb erschöpft von Leiden, und genoß nimmer die Freude, ihr einziges Kind Maria zu sehen. Nichts hatte sie bewegen können, den Königstitel abzulegen oder dem Rechte ihrer Tochter auch das Mindeste zu vergeben. Heinrich ließ sie mit geziemendem Gepränge in der Abteikirche zu Peterborough begraben und befahl seinem Hofe, die Trauer zu tragen. Anna aber kleidete sich in gelbe Seide, und äußerte laut ihren Jubel über Catharina's Tod. Aber schon gefiel Johanna Seymour, die Tochter eines Edelmannes, dem Könige besser als sie. Heinrich ließ Anna des Ehebruchs

und des Hochverrathes anklagen, und durch seine allzeit willfährigen Lords zum Tode verurtheilen. Allein ehe sie zum Schaffot geführt ward, mußte Cranmer, der mit so viel Sünde und Schande diese Ehe geschlossen, selbe wieder trennen. Anna ward enthauptet, und Elisabeth, ihre Tochter, für unehlich erklärt. Johanna gebar dem Könige ein Söhnlein Eduard und starb im Kindbette. Anna, Herzogin von Cleve, ihre Nachfolgerin, mißfiel dem Könige und ward verstoßen. Die Schuld dieser unglücklichen Verbindung ward dem Generalvicar Cromwell beigelegt; der König ließ ihm den Prozeß machen, und trotz seines kläglichen Bittens um Gnade hinrichten; die Hunde leckten sein Blut auf der Straße auf. Jetzt gab er Catharina Howard die Hand; sie wurde als Ehebrecherin, nicht ohne Zuthun Cranmers, enthauptet. Die sechste Gemahlin, Catharina Parr war nahe daran, als Ketzerin verurtheilt zu werden.

Da trat der Tod zu dem Wütherich selber; seit vier Jahren litt er an einer Wunde am Bein und an ungeheurer Corpulenz die größten Schmerzen; aber der Schmerz machte ihn nur noch blutgieriger. Am Ende seiner Tage glich er einem reißenden Thiere; keiner wagte es, ihm nahe zu kommen, keiner ihm die Gefahr zu entdecken. Als endlich sein Chirurg dazu sich das Herz nahm, schrack er zusammen, furchtbar erwachte sein Gewissen. Er sandte nach Cranmer; als dieser kam, hatte er die Sprache bereits verloren. Er starb den 28. Jänner **1547**, nachdem er siebenunddreißig Jahre seine Unterthanen gepeinigt. In dieser Zeit hatte er zwei Königinnen, zwei Cardinälen, zwölf Erzbischöfe, achtzehn Bischöfe, dreizehn Aebte, fünfhundert Prioren und Mönche, achtunddreißig Doctoren der Theologie und Jurisprudenz, zwölf Herzoge und Grafen, einhundert vierundzwanzig Bürger und einhundert zehn Weiber hinrichten lassen.

Nach seinem Willen folgte ihm Eduard, sein erst neunjähriges Söhnlein, auf den Thron. Statt seiner herrschte, unter dem Namen eines Protectors, sein Oheim, der Herzog von Sommerset; er bekannte sich zu den Grundsätzen der Reformirten, betrieb deren Verbreitung, und ließ auch den jungen König darin erziehen. Ein Predigtbuch und Catechismus ward verfertigt, und Cranmer verfaßte unter „Eingebung des heiligen

Geistes" das Buch von dem gemeinsamen Gebete und der Ausspendung der heiligen Sakramente. Die Messe ward abgeschafft, die Priesterehe gestattet, die Bilder und Altäre und Meßgewänder mit Hohn vernichtet. Die neue durch Gesetz verordnete Kirche ward dem widerstrebenden Volke mit Gewalt aufgedrungen, jeder Widerstand mit Schwert und Scheiterhaufen unterdrückt. Freiheit des Glaubens ward Keinem mehr in England gestattet, und selbst Prinzessin Maria gequält, der Kirche abzusagen; aber sie rief entschlossen: „Ehe ich mich zu einem andern Gottesdienst verstehe, will ich lieber mein Haupt auf den Block legen und sterben." Man ließ sie nun in Ruhe, verbot ihr aber die heilige Messe zu hören, und warf ihren ersten Caplan in das Gefängniß.

Das Elend des Reiches ward furchtbar; Schaaren von Bettlern, welche einst die Kirche genährt, zogen umher und machten das Land unsicher; statt Brod gab man ihnen Schläge, Ketten und Brandmale auf Stirn und Brust. Alles natürliche Gefühl schien zu ersterben. Sommerset brachte unter Cranmers Mitwirkung den eigenen Bruder auf das Schaffot, und Latimer rechtfertigte in einer Predigt die grause That. Aber das Bruderblut schrie um Rache; kurze Zeit darauf ward Sommerset von dem Grafen Warwick gestürzt, und auch sein Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. Nun suchte der Graf — jetzt Herzog von Northumberland — die Thronfolge mit Ausschließung der beiden Schwestern Eduards, der Gemahlin seines Sohnes, Johanna Gray, deren Großmutter Heinrich **VIII.** Schwester gewesen, zuzuwenden; denn der baldige Tod des kränkelnden Eduard war vorauszusehen. Wirklich erklärte sie dieser in seinem Testamente zu seiner Nachfolgerin, und Northumberland ließ sie als Königin ausrufen; aber der Adel und das Volk erhoben sich für die Prinzessin Maria als die rechtmäßige Herrscherin. Nichts halfen Cranmers Ränke, nichts Ridley's Predigten wider Maria; Northumberlands Haufen wurden geschlagen, und wie im Triumphe zog Maria in London ein. (1553.)

Die Königin Maria.

Sie zeigte gegen die Aufrührer eine Milde, die in der Geschichte jener Zeiten ohne Beispiel ist; aus der großen An-

zahl der Schuldigen ließ sie blos drei mit dem Tode bestrafen. Selbst Kaiser Carl V. und einige ihrer Räthe tadelten diese übergroße Güte und riethen zu größerer Strenge. Bald darauf, als ihr Entschluß, sich mit Philipp, König von Spanien, zu vermählen, bekannt ward, brach eine neue Verschwörung aus. Auch diese stillte Maria mit Kraft und Klugheit; aber Johanna Gray, mit ihrem Gemahl mithinein verwickelt, fand keine Schonung mehr; sie Beide wurden hingerichtet; wohl hätte hier Gnade der Königin größere Ehre gemacht, als dieses Urtheil.

Jetzt ging Maria daran, die katholische Religion, die ihr Leiden und Verfolgung nur um so lieber gemacht, wieder herzustellen. Ein schweres Werk! Weislich enthielt sich die Königin, die Rückgabe des geraubten Kirchengutes von den Betheiligten zu verlangen; aber die Annaten und die Zehnten, die der Krone zugefallen, gab sie der Kirche zurück. Die Macht des Papstes ward wieder anerkannt, die Messe und der Cölibat wieder hergestellt, die beweibten Priester entlassen, und die protestantischen Bischöfe durch katholische ersetzt. Eine neue Stütze für die Ausführung ihres großen Planes gab ihr die Heirath mit Philipp **II.**, Könige von Spanien, dem Sohne Kaisers Carl **V.** Aber es rieth ihr dieser, in ihrem Eifer das rechte Maß zu halten. Bald nach der Hochzeit kam auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Reginald Pole, in England an; feierlich ward er empfangen, und einmüthig äußerten die beiden Häuser das Verlangen, mit der Kirche sich wieder zu vereinigen. Nun sprach der Cardinal im Namen des Papstes das Königreich vom Kirchenbanne los, bestätigte alle während der Spaltung gestifteten Cathedralen, Hospitäler und Schulen, wie alle Heirathen im verbotenen Grade und trat das der Kirche entwendete Gut den gegenwärtigen Besitzern ab. Auch Reginald Pole rieth, auf dem Wege der Milde und des Friedens die Wiederherstellung des Glaubens zu vollenden.

Leider theilte Maria seine Ansicht nicht; wie so Viele ihrer Zeitgenossen hegte auch sie den unseligen Irrthum, es wären die hartnäckigen Ketzer mit dem Feuertode zu vertilgen, und setzte (**1554**) die alten Satzungen, welche die Ketzerei zugleich als bürgerliches Vergehen bestraften, wieder in Wirksamkeit. — An Opfern fehlte es nicht. Da starben auf dem

Schaffote Ridley, der gegen sie gepredigt, der treulose Latimer, endlich auch Cranmer. Dieser zeigte hiebei seine ganze Nichtswürdigkeit. In seiner Haft stellte er sechs Erklärungen aus, er sei vom wahren Glauben abgefallen, die protestantische Religion sei falsch, er habe das heilige Sakrament gelästert, sich des Hochverrathes und des Mordes schuldig gemacht, er hoffe keine Begnadigung, nur bitte er, für seine arme Seele zu beten. Diese Erklärung las er noch auf dem Richtplatze ab und beschwur sie, alles in der Hoffnung, Gnade zu erlangen. Als solche aber ihm nicht gewährt ward, widerrief er, was er eben so hoch mit Eiden betheuert hatte. Reginald Pole ward nun Primas von England. Aber es gab Männer, welche die Königin an die durch das Gesetz Gottes gebotene Liebe erinnerten. Alphonso de Castro, der Beichtvater des Königs Philipp, tadelte offen und ernst solches Verfahren als dem Geiste des Evangeliums zuwider, worauf vier Wochen lang die Verurtheilungen ausgesetzt und eine mildere Behandlung der Angeklagten den Obrigkeiten eingeschärft ward. — Die Zahl derjenigen, welche unter Maria den Tod erlitten, wird auf zweihundertneunundsiebzig angegeben; darunter aber sind viele Schurken und Hochverräther; diese Zahl ist offenbar ohne Vergleich geringer, als die unter ihrem Vater und Bruder Hingerichteten, zumal wenn man die wegen Hochverrathes und anderer Verbrechen Verurtheilten davon abzieht.

Den **17.** November **1558** nahte sich Maria der Tod; da ließ sie ihre Schwester Elisabeth, die Tochter Anna Boleyns, um Dreierlei bitten: ihrer Dienerschaft gnädig zu sein, die gegen Privatverschreibung von ihr geborgten Summen zu bezahlen, und die katholische Kirche aufrecht zu erhalten. Sie ließ sich in ihrem Zimmer die heilige Messe lesen; kurz vor dem Ende derselben entschlief sie. Cardinal Pole, ihr Freund und Verwandter, überlebte sie nur zweiundzwanzig Stunden.

Maria's edle Eigenschaften wurden vergessen über ihrer harten Verfolgung der Reformirten, wozu sie mehr irrige Ansicht und das Beispiel ihrer Zeitgenossen als angeborne Grausamkeit verleitete. Sie liebte die Musik leidenschaftlich und verstand französisch, italienisch und spanisch; das Lateinische sprach

sie fertig und zierlich. Dabei war sie rastlos thätig und in der Politik wohl bewandert. Die Gerechtigkeit liebte sie aufrichtig, und ausdrücklich gebot sie Morgan, dem Präsidenten des bürgerlichen Gerichtshofes, in Streitigkeiten zwischen der Krone und den Unterthanen, ja ohne Ansehen der Person nach dem Rechte zu sprechen. „Ihr sitzet da, sprach sie, nicht als meine Advokaten, sondern als unparteiische Richter zwischen mir und dem Volke.“ Almosen gab sie gerne, und es war ihre Freude, wenn sie sich auf dem Lande aufhielt, verkleidet die Hütten der Armen zu besuchen. Strenge hielt sie an ihrem Hofe auf Sittlichkeit und Anstand, daß er andern als Muster galt, hing mit Eifer ihrer Religion an, und wäre mit Freuden dafür gestorben. So vieler Tugenden halber haben selbst die gemäßigteren reformirten Schriftsteller sie zwar nicht zu den größten, aber doch zu den besten Fürsten Englands gezählt.

Elisabeth.

Maria's mühsamen Bau, die Aufrichtung der katholischen Religion in England, riß Elisabeth wieder ein. Geboren aus einer Verbindung, welche die Reformation geschlossen, in ihren Grundsätzen erzogen, hatte sie sich nur zum Schein und nothgedrungen den Glauben ihrer Schwester Maria angenommen. Jetzt war sie frei, und sie wählte das Bekenntniß ihres Vaters, als dasjenige, welchem ihrem Ehrgeiz und ihrer Sinnlichkeit am meisten zusagte. Schien ihr ja nur die Wahl zu bleiben zwischen Protestantismus und Aufgebung des Thrones. Sie hatte dem Papste Paul **IV.** ihre Thronbesteigung angezeigt: er aber geantwortet: „Das Erbrecht einer nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugten Person sei ihm nicht klar: die Königin von Schottland, Maria Stuart, mache als der nächste rechtmäßige Sprosse Heinrich **VIII.** Ansprüche auf die Krone; wolle aber Elisabeth die Sache seiner Entscheidung überlassen, so dürfe sie jede mit der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht gewärtigen.“ — Da fand Elisabeth nur am Protestantismus die Stütze ihres Königthums, und England zog sie der Königin von Schottland vor, weil diese an den Dauphin (Kronprinz von Frankreich) verehelicht war, und so das Land an Frankreich fallen konnte; das aber wäre jedem englischen Gemüthe unerträglich gewesen.

So war England für Elisabeth gestimmt, Elisabeth für den Protestantismus. Es kannte Elisabeth diese Stimmung in England gar gut, und wußte sie wohl zu benützen, wie ihr denn große Geistesgaben, Scharfsinn und Schlauheit, Thätigkeit und Entschlossenheit verliehen waren.

Darum täuschte sie nur wenige, als sie sich nach katholischem Ritus krönen ließ, und hiebei die Aufrechthaltung der katholischen Religion beschwur. Aber alsbald darnach ward der Gesandte von Rom abberufen; die vertriebenen Protestanten kehrten zahlreich zurück, und traten als Mitglieder in das Ober- und Unterhaus. Das Parlament selber ward den 25. Jänner 1559 mit einem katholischen Hochamte und einer reformirten Predigt eröffnet; es hob die kirchliche Verordnungen Maria's auf, setzte dagegen die Eduards VI. wieder in Wirksamkeit; es bewilligte der Königin den Zehnten und die Annaten, und übertrug ihr die Suprematie, so, daß sie die höchste geistliche und weltliche Gewalt in sich vereinigte. Jetzt verlangte sie von den Geistlichen des Reiches den Suprematseid. Aber nun hielten sich diese weit würdiger, als unter Heinrich und Eduard. Alle Bischöfe verweigerten den Suprematseid bis auf einen, und legten ihr Amt nieder. Auch von neuntausenddreihundert und sechsundachtzig niedern Geistlichen leisteten nur zweihundert und vierundzwanzig Pfarrer und fünfundneunzig Beneficiaten den Eid. Man ersetzte sie durch protestantische. Matthäus Parker ward Erzbischof von Canterbury, und ließ sich von einem protestantischen Bischofe weihen, um dann die übrigen zu weihen. Das Gebetbuch zum gemeinsamen Gebrauche ward auf das Neue umgeändert; wo Geistliche fehlten, sprachen Handwerker das Gebet. Die zweiundvierzig Glaubensartikel wurden in neununddreißig zusammengezogen; sie verwarfen das Papstthum, die Messe als gotteslästerliche Erdichtung, die Transsubstantiation, das Fegfeuer, die Verehrung der Heiligen und Bilder; nur die Taufe und das Abendmahl unter beiden Gestalten wurden als Sakramente beibehalten, die heiligen Schriften als die alleinige Quelle der Offenbarung anerkannt. Aeußerlich sah übrigens die englische Kirche ganz katholisch aus; sie hatte die ganze Ordnung des Clerus mit ihren Freiheiten und sogar mit ihrer Kleidung beibehalten. Dieß fanden Viele der strengern Reformirten

anstößig; sie fanden den ganzen Gottesdienst und die Einrichtung der englischen Kirche als dem Papstthume noch zu sehr ähnlich (conform, daher: Nonconformisten, auch Puritaner); die Suprematie der Königin ließen sie sich zwar gefallen, aber sie verwarfen die Einsetzung von Bischöfen, namentlich ihre Ableitung von den Aposteln mittelst der katholischen Kirche; was ja voraussetzte, daß die katholische Kirche, wenn auch verderbt, dennoch die wahre sei. Anderes Aergerniß machte ihnen der Chorrock, die Mütze und andere äußerliche Dinge, welche sie durchaus als ihr Gewissen beschwerend erklärten. Sie beschlossen ihre förmliche Trennung von der bischöflichen Kirche. Nur mit Widerwillen und Mißtrauen betrachtete die Königin diese Secte.

Das Schicksal der Katholiken in England war hart, war drückend; zur rechten Verfolgung kam es erst im Jahre **1570**, als Papst Pius **V.** die Königin Elisabeth excommunicirte, und Verschwörungen und Aufstände der Gedrückten ausbrachen. Da reichten die Gefängnisse nicht aus, alle standhaften Bekenner der katholischen Religion einzusperren; man mußte neue bauen. Elisabeth war zu klug, als daß sie öffentlich so viel Blut vergoß, wie ihr Vater; aber desto mehr ließ sie heimlicher Weise die Gefangenen durch neuerdachte Qualen peinigen, um sie zum Abfalle zu bringen. Jetzt wurden alle katholischen Priester vertrieben, ihnen bei Todesstrafe die Ausübung ihres Amtes untersagt; las ein Priester Messe, spendete er ein Sakrament, so war er des Todes schuldig. Gleiche Strafe traf den, der einen Priester beherbergte, der Messe beiwohnte, oder ein Sakrament empfing. Anfangs wurden die Verurtheilten gehängt, späterhin schlitzte man ihnen den Bauch auf und riß die Gedärme heraus — Elisabeths gewöhnliches Todesurtheil! Jeder war gehalten, dem Gottesdienste der englischen Kirche beizuwohnen, oder sich davon mit jährlichen zwanzig Pfund zu lösen — eine sehr große Summe nach dem damaligen Geldwerthe. So viel konnten die Wenigsten aufbringen; wer nicht zahlen konnte, verlor sein ganzes bewegliches Vermögen, dann alle sechs Monate ein Drittel seines unbeweglichen Vermögens; hatte man ihm Alles genommen, so ward er in das Gefängniß gebracht, und widerstand er auch jetzt noch, so lange gemartet, bis ihm die Knochen aus den Höhlen sprangen! — Um Schuldige aus-

findig zu machen, ward eine eigene Commission niedergesetzt; sie brach des Nachts in die Häuser ein, suchte nach Heiligenbilder, Gebetbüchern und andern Zeichen katholischen Glaubens; sie konnte alle Strafen, die Todesstrafe ausgenommen, verhängen. Ja, Verdächtige konnten sogar durch den Eid gezwungen werden, ihre Gedanken, z. B. über den Papst und die Suprematie der Königin, zu offenbaren! So war nicht einmal der Gedanke im Herzen mehr vor der Tyrannei sicher, und Jeder, den man verderben wollte, war so rettungslos verloren! Standhafte Katholiken sandte man in protestantische Häuser, um sie zum Abfalle zu bringen; waren die Gefängnisse übervoll, so entließ man einige Hunderte, nachdem man ihnen mit einem glühenden Eisen die Ohrlappen durchstochen, in ihre Heimat. — Jetzt neideten die Katholiken Englands das Loos ihrer Glaubensbrüder unter der Herrschaft des Sultans. In einem Jahre tödtete Elisabeth mehr, als Maria während ihrer ganzen Regierung.

Das edelste ihrer Opfer aber ist **Maria,** die Königin von Schottland.

Maria, Königin von Schottland.

Auch Schottland zeigte keine Kraft, der Lockung zum Abfalle zu widerstehen; das Volk war unwissend, die Bisthümer in den Händen unehelicher oder der jüngern Söhne des Adels, der niedere Clerus meist verkommen. Darum fand Patrik Hamilton, der die Grundsätze der Reformation in Wittenberg und Marburg kennen gelernt, zahlreiche Anhänger, zumeist unter den Edelleuten, die nach den Gütern der Kirche lüstern waren. Der Primas und Erzbischof von Sct. Andrews, der Cardinal Beatoun, versuchte zwar die Irrlehre mit Strenge zu unterdrücken und ließ Georg Wishart, den Hauptprediger der Reformation, hinrichten. Aber das war auch sein Tod. Die Anhänger Wishart's überfielen den Cardinal; Jacob Melvil, ihr Führer, erklärte ruhig und kalt, er tödte ihn nicht aus Haß, sondern weil er ein Feind Christi und des Evangeliums sei."

Jetzt ward Johann Knox, ein Schüler Calvin's, das Haupt der Protestanten. Er hatte dem Georg Wishart auf seinen Wanderungen das Schwert vorgetragen, und vertheidigte des Cardinals Ermordung als ein Werk göttlicher Eingebung, als eine gottselige That. Bald gefangen, bald flüchtig, predigte Johann

nach seiner Heimkehr in das Vaterland mit wüthendem Eifer gegen die Kirche, erklärte es für einen abgöttischen Greuel, der heiligen Messe beizuwohnen und reizte Alle auf, die Kirche zu plündern und die Altäre umzustürzen. Schon ward ein Bündniß „die Congregation Christi" zum Schutze der neuen Lehre geschlossen, und diese breitete sich mehr und mehr aus; nichts half es mehr, daß der Erzbischof Hamilton einen abgefallenen Priester (nach den alten Gesetzen des Reiches wider die Ketzer) verbrennen ließ, nichts mehr das Gebot der Regentin Maria von Lothringen, der Wittwe Jacob V., Königs von Schottland, nach katholischem Brauche das Osterfest zu feiern. Schon drohte die Congregation mit dem Schwerte; die katholische Kirche erhielt von ihr ein Schreiben mit der Aufschrift: „Die Congregation Christi in Schottland an die Brut des Antichrists, die abscheulichen Prälaten und ihre Priester in demselben Reiche." Es kam zum offenen Kriege zwischen den Protestanten und der Regierung; bis nach Edinburg, der Hauptstadt des Reiches, drangen die Protestanten; sie ward geplündert, die Kirchen und Klöster zerstört, und der Regentin nicht einmal eine Kirche für den katholischen Gottesdienst zugestanden. Die Regentin wandte sich um Hilfe nach Frankreich, ihrer Heimat, die Reformirten erhielten Unterstützung aus England; allenthalben loderte das Feuer des Bürgerkriegs, und inmitten der Verwirrung starb die Regentin. (1560.)

Jetzt ward ihre Tochter Maria Stuart, die Gemahlin Franz II., Königs von Frankreich, Schottlands Königin. Sie mußte der Uebermacht der Reformirten nachgeben; schon erließ das Parlament ein Glaubensbekenntniß, und verpönte die Anhörung der heiligen Messe mit dem Verluste des Vermögens, das zweitemal mit Gefängnißstrafe, das drittemal selbst mit dem Tode. Als Maria nach Ableben ihres Gemahls nach Schottland heimkehrte, konnte sie, die Königin des Landes, ohne Lebensgefahr keine Messe hören, ihr Priester kam in Gefahr gesteinigt zu werden; schamlos und aufrührisch predigte Knox wider sie; öffentlich sah sie ihre Religion verhöhnt, und unter denen, welche der Magistrat aus Edinburg verwies, als Ehebrecher, Räuber, Trunkenbolde, waren auch Alle, die Messe lasen und hörten. Der Adel des Landes, statt die Stütze der

jungen Königin zu werden, vermehrte nur ihre Bedrängniß durch Aufstände, Trotz und Verschwörung. Dabei fachten das Gold und die Gesandten Elisabeths die Unruhen immer auf das Neue an; war ja Maria selber nur mit Mühe der Gefangenschaft entronnen, mit welcher sie die würdige Base durch ihre Flotte auf offenem Meere bedroht hatte.

Erschütternd ist die Verlassenheit und das Geschick der jungen unerfahrnen Königin. Sie sucht in der Ehe mit Darnlei, einem der mächtigsten Großen, ihre Stütze; ihr Gemahl wird in einem einzeln stehenden Hause während der Nacht in die Luft gesprengt; und Maria, von den Ihrigen verlassen, steht sich, um der Schmach zu entgehen, genöthigt, mit dem Mörder Darnlei's und dem Schänder ihrer Ehre, dem Grafen Bothwell, zu vermählen. Umsonst sucht sie bei ihren Unterthanen Hilfe; die Lehren Knox's haben alles Mitleid und allen Gehorsam erstickt; ihr eigener Halbbruder, Graf Murray, greift lüstern nach ihrer Krone, und wirft die Schwester und Königin in den Kerker. Zwar gelingt es ihr, aus dem Kerker zu entrinnen; aber ihr Bruder schlägt ihr kleines Heer, und zwingt die Schwester zur Flucht nach England. So war das seit Jahren gehetzte Lamm in die Höhle des Wolfes gegangen. (1568.)

Elisabeth haßte Maria als Nebenbuhlerin ihrer Krone, und mehr noch als Weib wegen ihrer bewunderten Schönheit; denn sie galt für die anmuthigste Fürstentochter Europa's. — Es wollte aber Elisabeth trotz ihres ungeschlachten Wuchses und rothen Haares die erste Schönheit sein, und alle Damen, deren Schönheit sie rühmen hörte, verabscheute sie als ihre ärgsten Feindinnen. Statt der verfolgten Base Trost und Hilfe zu gewähren, ließ Elisabeth ihr bedeuten, sie hätte wegen Darnlei's Ermordung, welche ihr die öffentliche Stimme zur Last lege, sich zu rechtfertigen. Darauf ward Maria nach Tewlsbury in Haft gebracht und processirt, als wäre sie, eine Königin, die Unterthanin Elisabeths.

Umsonst erhoben sich kühne Freunde, wie Norfolk, umsonst bildeten sich Verschwörungen, um die schöne schuldlose Fürstin zu retten. Das Alles reizte nur noch mehr den Grimm ihrer Feindin, die sich vor der Gefangenen bald nicht mehr sicher

glaubte. Das Gericht verurtheilte Maria zum Tode den 5. Februar 1587, indem es erklärte, das Leben der Königin von Schottland sei mit der Sicherheit der reformirten Religion unverträglich. Nie gab es ein ungerechteres Gericht, nie ein schlechteres Verfahren. Nach dem Wunsche Elisabeths sollte sie heimlich ermordet werden; aber die Wächter Maria's wiesen diese niederträchtige Zumuthung zurück; jetzt unterschrieb Elisabeth arglistig das Todesurtheil, es ihren Räthen zur Vollziehung überlassend. Mit Würde und Heiterkeit vernahm Maria die Ankündigung ihres Todes. Ihre Dienerschaft brach in Thränen aus. „Jetzt ist nicht Zeit zu weinen, sprach sie tröstend, sondern Zeit sich zu freuen. In wenigen Stunden werdet Ihr das Ende meiner Leiden sehen. Meine Feinde mögen sagen, was sie wollen; der Graf von Kent hat das Geheimniß verrathen, daß meine Religion die eigentliche Ursache meines Todes ist. Seid denn gefaßt, und überlaßt mich meiner Andacht!" — Sie verlangte einen katholischen Beichtvater; statt dessen aber sandte man ihr einen protestantischen Geistlichen, der sie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, falls sie ihrem Glauben nicht entsagte. „Beunruhigt Euch darüber nicht, sagte sie ihm mehrmals mit Lebhaftigkeit, ich bin in der katholischen Religion geboren, habe darin gelebt, und werde darin sterben."

An ihrem Todestage (den 18. Februar 1587) kleidete sie sich mit größerer Sorgfalt, als sonst an, um auch äußerlich als Königin zu erscheinen, verrichtete voll brünstiger Andacht die letzten Gebete und reichte sich selbst die heilige Communion, mittelst einer Hostie, welche der Papst selber consecrirt und ihr zur Wegzehrung übersandt hatte. Dann flehte sie zu Gott für die bedrängte Kirche, für Jacob, ihren Sohn, und für Elisabeth. Am Schlusse hielt sie das Crucifix empor und rief: „Wie deine Arme, o Gott, ausgestreckt waren am Kreuze, so nimm auch mich auf in die Arme Deiner Barmherzigkeit, und vergib mir meine Sünden!" — „Gnädige Frau, sprach der Graf von Kent, Ihr thätet besser, solche papistische Betrügereien hinweg zu lassen und Ihn im Herzen zu tragen." Sie erwiederte: „Ich kann das Sinnbild Seiner Leiden nicht in der Hand halten, ohne Ihn zugleich im Herzen zu tragen." — Sie ward zum Blocke geführt, und rief niederknieend: „In Deine Hände em-

pfehle ich meinen Geist!" Erst am dritten Hiebe fiel ihr Haupt; der Henker rief: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!"

„Mögen alle ihre Feinde so sterben!" fügte der Dechant von Peterborough bei. — „Mögen alle Feinde des Evangeliums also sterben!" rief noch lauter der fanatische Graf von Kent.

Aber keine Stimme hörte man Amen! rufen; Mitleid und Bewunderung hatten jede Regung des Partheigeistes erstickt. —

Aber auch jetzt noch spielte Elisabeth die Heuchlerin; bei der Nachricht von Maria's Hinrichtung brach sie in Thränen und Wehklagen aus, betheuerte mit Eiden vor Gott und den Menschen ihre Unschuld, und warf die Schuld auf ihre Minister, zumal auf Davison, der ohne ihr Wissen und Geheiß den von ihr unterschriebenen Befehl zur Hinrichtung expedirt hätte. Ja, so weit trieb sie das Spiel, daß sie die Minister ihres Amtes entsetzte, Davison in den Tower schickte. Doch dieser Zorn dauerte nicht lange; bald kamen die Minister wieder zu Gnaden und in ihre Aemter, nur Davison mußte büßen bis an sein Ende.

Elisabeth's Ende.

Noch fünfzehn Jahre regierte Elisabeth nach Maria's Tod. Den Katholiken ward keine Erleichterung; gleichwohl blieben sie der Königin getreu, als König Philipp von Spanien eine mächtige Flotte absandte, sie vom Throne stürzen. Doch Stürme und englische Tapferkeit vernichteten Philipps Macht, und selbst die Minister bekannten öffentlich, sie hätten bei diesen Kämpfen keinen Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken wahrgenommen. Dennoch dauerte die Verfolgung, die Marter und Tödtung der Katholiken bis zum Tode Elisabeth's fort. Man berechnet, daß unter ihrer Regierung mehr als zweihundert Katholiken, und unter diesen einhundert und sechsundzwanzig wegen Ausübung ihres priesterlichen Amtes hingerichtet wurden. Allein so viel schuldlos vergossenes Blut schien um Rache zu schreien. Von Elisabeth wich der Friede; der Verrath und die Hinrichtung ihres Lieblings, des Grafen von Essex, erschütterte sie auf das Tiefste; sie zehrte ab zum Skelett; düstere Schwermuth erfaßte, jedes leere Gerücht schreckte sie. Zuletzt verfiel sie in eine Art von Starrsucht, und lag einstmals Stunden lang für todt da. Sobald sie wieder zu sich gekommen war, ließ sie Kissen bringen und auf den Boden legen. Hier nahm sie ihr Lager, weil sie

des Glaubens war, läge sie zu Bette, so würde sie nie wieder aufstehen. Zehn Tage saß sie da, den Finger im Munde, die Augen weit geöffnet und auf den Boden geheftet. Man brachte sie mit Gewalt zu Bette; nun ernannte sie auf die Anfrage ihrer Lords den König Jacob von Schottland, Maria Stuarts Sohn, zu ihrem Nachfolger. Der **24.** März **1604** war ihr Sterbetag.

Elisabeth wird zu den größten Regenten Englands gezählt; sie hob den Handel und die Seemacht des Reiches, und gewann hiedurch und durch eine schlaue hinterlistige Politik, die immer in den andern Staaten schürte und hetzte, großen Einfluß auf die Angelegenheiten Europas. Sparsam bis zum Geiz, führte sie dennoch einen Hofstaat voll morgenländischen Prunkes. Trat sie auf als Königin, so begleiteten sie Schaaren von Grafen, Baronen, Rittern und Damen im prachtvollsten Schmucke; ihnen folgte der Kanzler mit den Siegeln, die Lords mit Siegeln und Scepter, dann kam Elisabeth, und wohin sie blickte, fielen alle Anwesenden auf die Kniee. Sie wußte sich viel mit ihrem jungfräulichen Stande, ließ sich gerne die jungfräuliche Königin heißen; allein in Wahrheit war sie sittenlos und ausschweifend, und ihr Hof ein Ort, wo alle Abscheulichkeiten im höchsten Grade herrschten. Ihre Gerechtigkeitspflege war höchst willkürlich und partheiisch, die Gerichtshöfe bestechlich, und ihre Verschwendung ging über die Massen, so daß sie, wie ein Engländer ihrer Zeit berichtet, mehr unbezahlte Privatschulden hinterließ, als ihre Ahnen in hundert Jahren hätten aufnehmen können. Die Protestanten können nicht genug das Glück preisen, das England unter Elisabeths Regierung genoß; allein diese theilte das Volk in zwei an Zahl fast gleich große Parteien, in Bedrücker und Bedrückte; die Bedrücker, die Protestanten, waren reich und ansehnlich geworden durch die Aemter und Güter der Katholiken; sie priesen natürlicher Weise Elisabeths Herrschaft, der sie ihre Macht und ihre Schätze verdankten. Aber ihr Glück war nicht das Glück des Volkes, sondern nur der einen Hälfte derselben, erworben auf Kosten der andern.

XXIII. Kapitel.

Die Reformation in Frankreich. — Die Anfänge des Lutherthums und Calvinismus. — Verbreitung des Calvinismus. — Die Gewaltthaten der Calviniſten. — Die politiſchen Parteien. — Ausbruch des Bürgerkrieges. — Die Bartholomäusnacht. — Die Liga. — Heinrich IV. Bekehrung. — Das Edict von Nantes. — Neuer Aufſtand der Calviniſten. — Ihre völlige Beſiegung.

In Frankreich gewann die Reformation an der Königin Margaretha von Navarra eine thätige und mächtige Beſchützerin; ſchon hatte ſie ihren Bruder, den König Franz I., beredet, Melanchton, als den gelehrteſten und friedlichſten Mann, nach Paris kommen zu laſſen; da hintertrieb der Cardinal Tournon ihre Pläne und warnte. Nun wagten es die Proteſtanten, eine Schmähſchrift wider die katholiſche Religion und die Perſon des Königs in den Straßen von Paris und ſelbſt an der Pforte des königlichen Gemaches anzuheften. Franz, empört über die darin ausgeſprochenen Läſterungen des heiligen Sakramentes, begleitete öffentlich mit ſeinem Hofſtaate das Allerheiligſte in Prozeſſion durch die Stadt. Sechs der Läſterer ſtrafte er nach den damaligen Geſetzen mit dem Scheiterhaufen. Da flohen viele der Prediger erſchrocken, unter ihnen auch Calvin. Aber fortwährend begünſtigte Margarethe die Proteſtanten, und ihr Land — Bearn — ward bald der Sitz der franzöſiſchen Proteſtanten (Hugenotten). Doch ſo lange König Franz herrſchte, konnten ſie nicht aufkommen; auch die Waldenſer nicht, von denen bewaffnete Banden, aufgereizt durch die Fortſchritte der Proteſtanten, in der Schweiz und Teutſchland, aus ihren Gebirgen in die Provence einbrachen, Kirchen zerſtörten, und die Heiligthümer der Katholiken entehrten. An dreitauſend der Waldenſer wurden niedergehauen, ihre Flecken und Dörfer verwüſtet und niedergebrannt — eine Grauſamkeit, welche den König und das Volk zugleich entrüſtete und zu ſtrenger Beſtrafung der Schuldigen veranlaßte.

Nach Franz I. und Heinrich II. ſeines Sohnes Tode († 1559) mehrten ſich die Hugenotten und erhoben ſich; die

Schweiz sandte ihnen Lehrer, Geld und Bücher, und zumal Calvin wirkte für sie von Genf aus mit rastlosem Eifer. Die Schwäche der Regierung begünstigte das Wachsthum der Secte; kein Verbot, nicht die Strafe des Beiles und des Feuers hielt sie mehr zurück; schon saßen die Hugenotten neben Katholiken im Parlamente; sie hielten des Jahres 1559 zu Paris eine Synode, und sprachen offen die Grundsätze Calvins aus; ja, was sie an den Katholiken bitter tadelten, die Hinrichtung der Ketzer, das erhoben sie darauf durch einen Beschluß zum Gesetze, und gaben hiedurch selber ihren Feinden gegen sie das Schwert in die Hände. Unter Franz II. schwacher Regierung bildeten sich Parteien; an seinem Hofe waren vor Allen mächtig die Prinzen von Lothringen, Franz und Carl, Herzoge von Guise, jener ein berühmter Feldherr, dieser Cardinal-Erzbischof und ein tüchtiger Theologe; sie waren die Führer der Katholiken. Ihnen gegenüber standen zwei Prinzen von königlichem Geblüte, Anton von Bourbon, König von Navarra, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, ein tapferer und unbesonnener Herr. Ihnen schlossen sich an der Admiral Coligny, ein erfahrner Kriegsmann, und Andelot, sein Bruder; sie waren die Häupter der Reformirten und der Guisen erbitterte Feinde. Sie faßten den Plan, die Guisen zu stürzen, den König in ihre Gewalt zu bringen, und den Prinzen von Condé zum Regenten des Reiches zu erklären. Französische, schweizer und teutsche Theologen um ihre Meinung befragt, hatten dieses Unternehmen — die Verschwörung von Amboise genannt — gebilligt. Da verrieth ein Hugenotte den ruchlosen Plan: die Verschworenen wurden überfallen, theils getödtet, theils gefangen. Ungewarnt brach der Prinz von Condé zum andern Male los; er hätte diesen zweiten Verrath mit dem Tode gebüßt, wäre nicht König Franz II. plötzlich gestorben (1560). Sein Bruder und Nachfolger Carl IX. zählte erst zehn Jahre.

Seine Mutter, Katharina von Medicis, übernahm nun die Regentschaft. Voll Ehrgeiz und Ränkesucht, ohne Religion und Gewissen, war sie dennoch abergläubisch genug, einem Wahrsager zu trauen, der ihr verkündigt hatte, es würden ihre Söhne ohne Kinder sterben. Diese Prophezeiung bestimmte

ihre Politik; eine von den Parteien, die da in Frankreich um die Herrschaft stritten, mußte siegen, entweder die katholische oder die calvinische; darum wollte sie es mit keiner verderben; darum schmeichelte sie jeder, und suchte sich zwischen beiden schaukelnd zu erhalten; darum verheirathete sie die eine ihrer Töchter an einen Guisen, die andere an den Bourbon Heinrich von Navarra, damit, nach dem kinderlosen Tode ihrer Söhne, ihr Geschlecht doch noch in ihren Eidamen über Frankreich herrschte. Nun begann ein heilloses Spiel von Ränken und Intriguen, von Bündnissen und Empörungen, welche Frankreich mit Blut und Feuer überdeckten, und allermeist mußte zu solchen Kriegen die Religion den Vorwand hergeben. Katharina erhielt dem Prinzen von Condé das Leben und suchte sonst den Bourbons wieder aufzuhelfen. Dagegen verbot das Edict vom Julius **1561** den Calvinisten alle Versammlungen, und setzte gegen die der Ketzerei Ueberwiesenen die Strafe der Landesverweisung fest. Allein die Hugenotten kehrten sich nicht daran; schon hatten sie ihre Macht kennen gelernt und waren des Beistandes ihrer Religionsgenossen in England und Teutschland versichert. Katharina wollte nun durch Religionsgespräche den Frieden vermitteln; allein weder das Gespräch zu Orleans, noch jenes zu Poissy beschwichtigten die aufgeregten Gemüther. Zu Poissy stritt der Cardinal von Lothringen mit Theodor Beza, Calvin's bestem Schüler, edel und gelehrt; brach aber mit Unwillen das Gespräch ab, als dieser das heilige Sakrament lästerte, und weiter nur war die Kluft geworden. Darauf erschien das Edict vom Januar **1562**; es bewilligte den Hugenotten freie Religionsübung und Versammlung außerhalb der Städte, gebot ihnen jedoch die Zurückgabe der den Katholiken entrissenen Kirchen. Damit waren die Hugenotten nicht zufrieden; sie trotzten offen. Schon am **27.** Dezember des Jahres zuvor hatten sie zu Paris die Kirche des heiligen Medard erstürmt, deren Vespergeläute einen ihrer Prediger im Vortrage gestört, und gräulich verwüstet. Ueberall brachen sie los; nicht mehr wollten sie blos geduldete und gleichberechtigte, sie wollten die herrschenden seyn. Hier überfielen sie die Mönche und Priester, und tödteten sie; dort rissen sie die Kirchen nieder, und schändeten die Heiligthümer der Katholiken mit empörender Wildheit.

In Montpellier allein wurden sechsundvierzig Kirchen zerstört, die Domkirche von Beziers in einen Stall verwandelt. Zu Nismes plünderten die Hugenotten die Kirche, trugen dann die Bücher, die Reliquien und Bilder zusammen und zündeten sie an. Als das Feuer aufloderte, warfen sie die consecrirten Hostien hinein, tanzten um die Flammen und schrieen, sie wollten weder Messe, noch Götzen, noch Götzendiener! Aehnlichen Gräuel verübten sie zu Castries, selbst zu Paris unter den Augen Beza's! Die Synode der Hugenotten zu Castries beschloß, Jeden ohne Ausnahme mit Gewalt von der Straße in ihre Predigten zu führen; ein Concil zu Nismes, aus zwanzig Predigern bestehend, befahl alle katholischen Kirchen der Diöcese niederzureissen. Zumal ward Bearn, wo Johanna von Albret, Margaretha's Tochter und Mutter Heinrich **IV**., herrschte, eine wahre Martergrube für die Katholiken; sie nahm den Katholiken gänzlich die freie Religionsübung, und wollte sie mit Gewalt zu Hugenotten machen. Bei der Einnahme in Orthez allein wurden dreitausend Katholiken, worunter Weiber und Kinder und Greise, hingeschlachtet. Wie auf scheues Wild machte man auf die Mönche und Priester Jagd; es blieb ihnen, wurden sie ergriffen, nur die Wahl zwischen Tod und Abfall; bei Saint-Sever allein wurden zweihundert Priester in den Abgrund gestürzt. Zu Nismes brachen die Hugenotten in die Häuser der Katholiken, und mordeten am hellen Tage achtzig derselben und warfen die Leichen in die Brunnen. Ueberall sah man rauchende Trümmer von Kirchen und Abteien; auf den Straßen lagen die Leiber der getödteten Mönche und geschändeten Nonnen. Einer der Hauptanführer der Hugenotten, Briquemaut, trug ein Halsband von Ohren ermordeter Priester! Der hugenottische Baron von Andrets trieb mit Schwertern das Parlament von Grenoble in die Predigt, und zwang seine beiden Söhne im Blute der Katholiken zu baden. Offen lehrte Roziere, ein hugenottischer Prediger, man dürfe einen König oder eine Königin, die der Ausbreitung der Reformation hinderlich wären, aus dem Wege räumen. Nicht einmal der Todten in den Gräbern ward geschont. Mit wachsendem Hasse wurde der Krieg auf beiden Seiten geführt. Auch die Katholiken, auf das Tiefste empört durch den Mord ihrer Priester, durch die Entehrung dessen, was

für sie am Heiligsten war, ließen sich zu Grausamkeiten hinreissen, und übten mitunter furchtbare Vergeltung.

Der Kampf dauerte, mit kurzen Unterbrechungen, an siebenzig Jahre; es scheuten sich die Hugenotten nicht, Teutsche in das Land zu rufen und das eigene Vaterland an den Erbfeind zu verrathen, indem sie der Königin Elisabeth von England Havre de Grace überlieferten. Dennoch unterlagen sie in offenen Schlachten dem begeisterten Muthe der Katholiken, die der Herzog von Guise mit großem Feldherrntalente zu den Siegen bei Dreux und Rouen führte. Der tapfere Held, unüberwunden in der Feldschlacht, fiel von einer vergifteten Kugel getroffen, die ein hugenottischer Meuchler, Poltrot, unter Mitwissen und Mitwirkung des Admirals von Coligny, aus einem Hinterhalte auf ihn abschoß.*) Der Verbrecher ward hingerichtet, aber von Beza dafür in das Märtyrerbuch von Genf gesetzt.

Trotz aller Niederlagen bei Sct. Denys, bei Jarnac, wo der Prinz von Condé erschossen ward, bei Montoncour, wo der Admiral von Coligny kaum den vierten Theil seiner Macht rettete, erlangten die Hugenotten im Frieden von Sct. Germain en Laye Bedingnisse, die sie kaum als Sieger hatten hoffen dürfen. In ganz Frankreich, Paris ausgenommen, erhielten sie freie Religionsübung, Zutritt zu allen Staatsämtern, und vier Sicherheitsplätze, die sie bewaffnen und besetzen durften: La Rochelle, Cognac, Montauban und La Charité. Dieser Friede schlug Frankreich eine tiefe Wunde; es kam durch ihn eine der Regierung feindselige Partei zur Mitherrschaft; ein dumpfer Groll bemächtigte sich der Katholiken, die in diesem Vertrage nur den Anfang zu neuen Gefahren für die Kirche und zu neuen Kämpfen sahen (**1570**).

Indessen hatte es doch den Schein, als hätte der Hof sich aufrichtig mit den Hugenotten versöhnt; Coligny und andere angesehene Hugenotten wurden nach dem Hofe geladen, und Catharina's Tochter Margaretha mit Heinrich von Navarra verlobt. Carl **IX.** zeichnete den Admiral bei jeder Gelegenheit aus, schenkte ihm sein Zutrauen, und nannte ihn sogar Vater. — Carl haßte die Guisen und der Admiral bot Alles auf, diesen

*) Der Herzog hinterließ zwei Söhne; der eine zeichnete sich, wie sein Vater, als Feldherr aus, der andere als Cardinal.

Haß noch mehr zu entflammen. Bald zeigte es sich, daß Coligny des Königs Gemüth auch von der Mutter und dem Bruder abzuwenden suche; der König ward gegen seine Mutter kaltsinnig, verwarf ihren Rath, und gab sich ganz an Coligny hin. — Nun schwur das verletzte Weib dem Admiral Rache; er sollte untergehen, aber so, daß sie nicht im Mindesten dabei in Gefahr käme. Da ward am 22. August 1572 aus einer Straße auf Coligny geschossen und er schwer verwundet; man glaubte, es hätte der Herzog von Guise durch diesen Schuß den Meuchelmord seines Vaters rächen wollen; aber Coligny vermuthete richtiger, es möge derselbe von der Königin herrühren. Nun ward Katharina bange; die wegen der Hochzeit zahlreich versammelten Hugenotten drohten mit furchtbarer Rache; es schien ihr Alles auf dem Spiele zu stehen. Darum wagte sie das Aeußerste, das Schrecklichste. Den 23. August Nachmittags eröffnete sie mit ihrem Sohne Heinrich, dem Herzoge von Retz und Nevers, dem Marschalle Tavannes, dem Grafen von Angouleme, einem natürlichen Sohne Heinrich II, und dem Kanzler Birague, dem Könige, wer auf den Admiral die Kugel abgesandt, und wie nothwendig es sei, ihn aus dem Wege zu schaffen; er gebiete über die ganze furchtbare Macht der Hugenotten; schon in diesem Augenblicke beriethen sich die Häupter derselben über die Vernichtung ihrer Gegner; zögere der König auch nur bis zum nächsten Morgen, so würden sie seine Mutter, seine Brüder, seine Getreuesten, ja vielleicht ihn selbst ihrer Rache opfern; es sei dringende Nothwendigkeit, ihnen zuvorzukommen und ihnen das Geschick zu bereiten, das sie dem Hause und den Anhängern des Königs zugedacht hätten. Karl erschrack; erst nach langer Weigerung gab er seine Einwilligung, und der Herzog von Guise übernahm die Ausführung des grausamen Beschlusses. Um Mitternacht, als, vor dem Feste des heiligen Bartholomäus, die Sturmglocke vom königlichen Palaste ertönte, brach der Herzog mit Bewaffneten in das Haus des Admirals, tödtete ihn, und nun begann das Würgen der Hugenotten. Bei der Dunkelheit der Nacht und bei der Entfeßlung der Leidenschaften würgte das Volk, was ihm zur Hand kam, Katholiken wie Protestanten; Parteihaß, Raubsucht, persönliche Rache, und religiöser Fanatismus suchte seine Opfer. „Hugenott zu sein, sagt ein Geschichtschreiber jener Zeit,

hieß so viel: als Geld, beneidete Aemter, oder hungrige Erben besitzen." Der König hatte bei Beginn des Mordens den jungen Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé in seinem Palaste zurückgehalten und ihnen wüthend zugerufen: „Messe, Tod, ewiger Kerker! wählet augenblicklich!" Da schwuren sie, freilich nur mit den Lippen, den Calvinismus ab. Der König selber zeigte sich, wie von der Gräßlichkeit der Blutthat überwältigt, rathlos und schwankend. Er warf die Schuld auf die Guisen; aber den 26. August erklärte er öffentlich im Parlamente: „die That sei auf seinen ausdrücklichen Befehl vollbracht worden, weil er einer furchtbaren Verschwörung der Hugenotten gegen seine eigene Person, das ganze königliche Haus, den König von Navarra, und die edelsten Unterthanen des Reiches hätte zuvorkommen müssen." Das Parlament billigte hierauf das Geschehene. — Aber als die königliche Aussage sich in den Provinzen des Reiches verbreitete, erhob sich das Volk an mehreren Orten, meistens wo es früher von den Hugenotten mißhandelt worden, plündernd und mordend gegen dieselben.

Jetzt nahm König Carl Glückwünsche für die Rettung seines Lebens und des Staates an; er ließ ein Dankfest halten. Dem Papste Gregor machte er zu wissen, er und sein Reich seien einer großen, durch die Hugenotten angesponnenen Gefahr und Verschwörung entgangen; worauf auch dieser des Königs Rettung zu Rom kirchlich feierte.

Die Zahl der gemordeten Hugenotten ward in das Uebertriebene, bis auf 100-, ja 150,000 angegeben. Nach der zuverläßigsten Angabe fielen zu Paris und in den Provinzen etwa an 4000 Opfer. Viele Katholiken gewährten den Verfolgten edelmüthige Hilfe; offen sprach die Geistlichkeit ihren Abscheu über die Blutthat aus. Johann Hennuyer, Bischof von Lisieux, sagte zum königlichen Abgeordneten, der den Befehl zum Morden überbrachte: „Nein, nie werde ich darein willigen; ich bin der Hirt dieser Kirche, und diejenigen, die man schlachten will, sind meine Schäflein. Sie sind zwar aus der Heerde getreten, sie können aber wieder zurückkehren. In keinem Falle kann ich zugeben, daß man ihr Blut vergieße; vielmehr gebietet mir das Evangelium, für sie mein eigenes Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen." Der Abgeordnete ging wieder nach

Paris, der König nahm seinen Blutbefehl in Betreff des Bisthums Lisieux zurück, und der würdige Bischof hatte die Freude, daß beinahe sämmtliche Hugenotten seiner Diöcese, gerührt durch solche Liebe, in seine Hände den Irrthum abschwuren. In den übrigen Bisthümern fanden die Bischöfe bei den Abgeordneten des Königs nicht so leicht Gehör; aber sie thaten das Mögliche zur Rettung der Hugenotten. So gewährte der Erzbischof von Lyon während des Mordens **300** Hugenotten Schutz in seinem Palaste, vertheidigte sie gegen die Mörder und erst nach Ueberwältigung der Thore konnten diese über die Schlacht-Opfer herfallen. —

Immerhin bleibt die Bluthochzeit ein grauses Verbrechen; aber offenbar ungerecht wäre es, die Kirche ihrethalben anzuklagen, die Kirche, die ein solches Beginnen verabscheut und deren Diener im mindesten nicht — auch nicht einer — mit Rath oder That dazu mitgewirkt haben. Es mögen ferner auch Diejenigen, welche sich in Klage und Mitleid über die gemordeten Hugenotten ergießen, doch auch mit Theilnahme der dreitausend zu Orthes erschlagenen Katholiken und der viertausend Priester und Mönche gedenken, welche allein von **1560** bis zur Bartholomäusnacht von den Hugenotten hingeschlachtet wurden.

Die Hugenotten erhoben sich nach der Bartholomäusnacht mit der Kraft der Rache und der Verzweiflung. Karl vermochte nichts wider sie und bewilligte ihnen neue Vortheile. Da starb er (**1574**), das Reich in der größten Verwirrung hinterlassend. Unter seinem Bruder und Nachfolger Heinrich **III.** schien das Reich sich vollends aufzulösen. Neue Parteien standen auf; die Hugenotten behaupteten das Uebergewicht; sie setzten es durch, daß sie im Parlamente eben so viele Mitglieder zählten, als die Katholiken. Wider diese Uebermacht vereinten die Katholiken ihre Kräfte zu einer neuen Verbindung, Ligue genannt; der König selbst trat an die Spitze derselben, während Heinrich von Navarra und der junge Prinz von Condé die Häupter der Hugenotten waren. Auf das Neue loderte das Feuer des Bürgerkrieges, und Bäche von Blut flossen; grauenhaft wird nun die Geschichte Frankreichs. Heinrich **III.** war kinderlos; sein Bruder, der junge Herzog von Alençon, bereits gestorben; sein Thronerbe war Heinrich von Navarra; aber er war Hugenotte; ihn

verwarf die Ligue, sie suchte für ihre Pläne die Unterstützung des Papstes Sixtus **V.**, er aber wies sie als eine gefährliche Verbindung zurück. Nun stieg die Verwirrung in das Heillose. Heinrich **III.** ließ den Herzog von Guise und seinen Bruder, den Cardinal, ermorden, und floh dann zu Heinrich von Navarra, seinem Gegner. Da traf auch den König der Dolch eines Mörders, des Jakob Clemencet; der Mannsstamm der Valesier war mit ihm erloschen (**1589**). —

Ihm folgte, obgleich gebannt, Heinrich **IV.**, und fand Anerkennung unter der Bedingung, daß er zur katholischen Religion übertrete. Allein Heinrich gedachte auch ohne Glaubensänderung König zu werden. Er schloß Paris ein; mit schauerlicher Standhaftigkeit ertrug die Stadt die Pein einer gräßlichen Hungersnoth; dreizehntausend Menschen verschmachteten; aus den Beinen der Todten bereitete man Mehl. An solchem Widerstande, den König Philipp von Spanien kräftigst unterstützte, erkannte Heinrich, daß er nur als Katholik über Frankreich herrschen würde. Das war auch die Meinung Sully's, seines weisesten Rathes und treuesten Freundes. So bat denn Heinrich den Papst Clemens um Aufnahme in die Kirche und Lösung vom Banne. Den **17.** September **1595** willfahrte ihm der Papst. Vor der Peterskirche saß Clemens **VIII.**, vor ihm knieten zwei Minister Heinrichs in Bußkleidern, und beschwuren den katholischen Glauben im Namen des Königs. Dann ward der fünfzigste Psalm gesungen; bei jeglichem Verse berührte der Papst die Gesandten sanft mit einer Ruthe, wie es bei einer feierlichen Absolution der Brauch ist; dann betete er mit bloßem Haupte für Heinrich von Navarra, den allerchristlichsten König von Frankreich, setzte sich und sprach, mit der Tiara geschmückt, im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit und der heiligen Aposteln Peter und Paul, Heinrich **IV.** von Frankreich, den geliebtesten Sohn der Kirche, vom Banne los. Nun öffneten sich die Thüren der Peterskirche; der Papst führte die Gesandten zum Altare, und das **Te Deum** bezeugte die Freude der Kirche über die Bekehrung eines mächtigen Königs und das Ende des unseligen Religionskrieges. Als Buße ward dem Könige auferlegt, täglich einen Rosenkranz zu beten, täglich die heilige Messe zu hören, in jeder Provinz Frankreichs ein Kloster zu gründen, und wenig-

stens viermal des Jahres zu beichten und zu kommuniziren. Das that Heinrich, und noch mehr; es zeigte sich bald, daß es mit seiner Bekehrung ein Ernst war. Jetzt erkannte ihn Frankreich als seinen König; im Jahre 1598 ward zu Paris das Friedens-fest gefeiert, und das Bild des Mars (Kriegsgottes der Römer) auf dem Greveplatze feierlich verbrannt.

Aber die Hugenotten gaben nicht nach; sie ruhten nicht eher, als bis sie von Heinrich IV. das Edict von Nantes (1598) erpreßt hatten. Dieß gestattete ihnen allenthalben freie Religionsübung, Aufnahme in das Parlament von Paris, ertheilte ihnen die Erlaubniß zu Synoden, und bestätigte ihre vier Universitäten. Der alte Haß gegen das Papstthum verließ sie nie. Fünf Jahre darnach, auf der Synode zu Gap (1603), behaupteten sie: „Wir glauben, daß der Papst wahrhafter Antichrist und der Sohn der Verdammniß ist.“*) So glimmte das Feuer noch immer unter der Asche. Heinrich IV. ward von Ravaillac ermordet (1610). Seine Gemahlin, Maria von Medici, führte die Regierung statt ihres unmündigen Söhnleins Ludwig XIII. (1610—43). Da griffen die Hugenotten auf das Neue zu den Waffen; aber nicht mit dem früheren Erfolge. Ihre Anstrengungen vereitelte die Kraft und Klugheit des Kardinals Richelieu, des eigentlichen Regenten von Frankreich; La-Rochelle, ihre Hauptfestung, die Stütze ihrer Macht, ward genommen, und der siebenzigjährige Bürgerkrieg beendigt (1628).

Jetzt sandte der Herr den Ueberwundenen Apostel; es kamen der heilige Franz von Sales und Vincenz von Paul, lehrend, tröstend, heilend; im Geiste der Liebe zogen sie die Gebeugten an sich, erweichten die starren Herzen, und machten sie empfänglich für die Wahrheit und den Segen der Kirche.

Anmerkung. Ueber diese Verläumdungen oder „starken Ausdrücke,“ wie er sie nennt, enthält Benoit, ein calvinischer Schriftsteller Frankreichs, ein merkwürdiges Geständniß: „Sie seien nothwendig gewesen, um in dem Volke stets den gehörigen Haß und Abscheu gegen die katholische Kirche rege zu erhalten, damit es sich nicht so leicht zu dieser Kirche hinüberziehen lasse.

XXIV. Kapitel.

Die Reformation in Schweden.

Im Norden Europa's, in Schweden, Norwegen und Dänemark, welche durch die Union von Calmar (1397) Ein Reich unter der Oberherrschaft des Königs von Dänemark bildeten, blühte die Religion, die Geistlichkeit war angesehen, das Oberhaupt der Kirche geehrt und geliebt. Fröhliche Volksfeste wurden zu Abo (1513) und Linköping (1520) gefeiert, als die Heiligsprechung frommer Bischöfe des Landes, Hemmnigs und Nicolaus, angelangt war. Aber gerade zu der Zeit, als Luther auftrat, erhob sich das Volk von Schweden wider den tyrannischen König Christiern von Dänemark. Sein Führer im Kampfe gegen die Dänen war ein kühner ehrgeiziger Jüngling, Gustav Wasa; er schlug die Dänen, und das dankbare Volk ernannte ihn auf dem Reichstage von Strengnäs zum Könige. (1524—60) Gustav trachtete nun sein Königthum zu befestigen, dessen Macht zu vermehren. Das bequemste und zugleich sicherste Mittel schien ihm die Einführung des Luthertums; hiebei verfuhr er mit eben so großer Schlauheit, als Beharrlichkeit; kein Mittel galt ihm zu schlecht. Anfänglich begnügte er sich, die Verkündiger der lutherischen Lehre zu begünstigen; diese waren vorzüglich sein Kanzler, Lorenz Anderson, und die zwei Brüder, Olof und Lorenz Peterson, ehemalige Schüler Luthers zu Wittenberg. Allein das Volk ließ sich den Glauben seiner Väter nicht so leicht nehmen; als Olof Peterson von der Kanzel herab in Stockholm die Katholiken mit Heftigkeit schmähte, ward er mit Steinwürfen aus der Kirche getrieben und entging nur mit Mühe dem Tode. Aber der König schwur, „sich nicht eher krönen zu lassen, als bis er die katholischen Bischöfe und mit ihnen die Kirche seines Vaterlandes gestürzt hätte." — Mit Gewalt unterdrückte er den Widerstand, vertrieb die eifrigen Dominicaner, als angebliche Freunde der Dänen; aber deßungeachtet heuchelte er vor dem päpstlichen Legaten Johannes Magnus Gothus die größte Anhänglichkeit an die Kirche, und nannte sich in mehreren Briefen an Papst Hadrian VI. ihren treuesten Sohn. Allein Gustav konnte erleuchtete Bischöfe, wie Johann Braske von Lin-

köping, und Peter Jacobsohn von Westeräs, nicht täuschen. Laut und kühn warnten diese Männer, hochverdient und angesehen überall, das erschütterte Volk vor der Gefahr, den Glauben der Väter zu verlieren. Dafür erklärte Gustav den Letztern als Hochverräther, nahm ihm seine Würde und Einkünfte, und belegte mit gleicher Strafe den Dompropst Knut, der um Milderung dieses Urtheiles gebeten. Auf jede Weise beförderte der König das Lutherthum. Dennoch scheute er sich nicht, dem Papste zu schreiben: „Um nun aber vorzüglich jene verderbliche Lehre der Hussiten, die ein gewisser Martin Luther, Augustinermönch, zum Nachtheil der öffentlichen Ruhe eines jeden christlichen Staates von Neuem aufbringt, so schnell als möglich auszurotten, so befehlen wir Allen und Jedem insbesondere aus unsern Unterthanen unter der Strafe des Verlurstes aller Güter und selbst des Lebens, daß Niemand sich erkühne, die Lehre Luthers zu verbreiten, seine Schriften im Staate einzuführen, sie zu verkaufen oder zu kaufen, noch auch sich ihrer zu bedienen."

Darauf veranstaltete der König ein Religionsgespräch zu Upsala zwischen Olov Peterson und Peter Galle. Olov zeigte sich äußerst unwissend, und schmähte auf das, was er nicht widerlegen konnte; aber Gustav sprach ihm doch den Sieg zu, „weil er alle Beweise einzig aus der heiligen Schrift geholt hätte." — Das Jahr darauf heirathete Olov, der Magistrat von Stockholm schaffte die lateinische Messe ab, aber es wollte mit dem Lutherthume doch nicht vorwärts. Jetzt suchte der König den Adel auf seine Seite zu ziehen; er ließ ihm gewahr werden, „was er durch Einziehung der Kirchengüter gewinnen könne." — Viele vom Adel folgten der Lockung. Ein Kloster um das andere zog der König ein; er berief sich dabei auf Luthers Werk „von der Einziehung der geistlichen Güter." Die Professoren der Universität von Upsala, meist Lutheraner, mußten seine Plünderung rechtfertigen. Der Erzbischof protestirte, und haufenweise zog das Volk nach Upsala, um ihn wider die Gewaltthätigkeiten des Königs zu vertheidigen.

Dieß erbitterte den König auf das höchste; den Erzbischof lockte er nach Stockholm, beschimpfte und mißhandelte ihn. Die Nonnen des Klosters Wadstena, der Stiftung der heiligen Brigitta, widerstanden heldenmüthig allen seinen Anträgen zum

Abfalle; dafür ward es ausgeplündert, die Nonnen schonungslos entehrt. Als ein wahrer Tyrann, alles Menschengefühl verleugnend, wüthete jetzt Gustav; mit Mord und Gefängniß suchte er nun das tiefgekränkte Volk niederzudrücken. Der Erzbischof Magnus Knut von Upsala und Peter Jacobson wurden unter dem Vorwande, sie hätten das Volk wider den König aufgehetzt, zum Tode verurtheilt. Schmachvoll verhöhnend setzte man Jacobson eine Strohkrone, Knut eine Inful von Baumrinde auf das Haupt, setzte sie rücklings auf Schindmähren und führte sie also durch die Straßen von Stockholm. Nach ihrer Hinrichtung flocht man ihre Leichname auf das Rad. Während Jacobson seinen Todeskampf bestand, erschienen, wie zu seiner Verherrlichung, drei Sonnen am Himmel.

Trotz all' dieser Grausamkeit, trotz aller List und Schlauheit des Königs blieb die Mehrheit des Volkes noch immer der Kirche getreu. Da berief Gustav die Stände Schwedens nach Westernäs, den großen Streit zur Entscheidung zu bringen. Ob auch einige Prälaten sich feige bewiesen, die übrigen Geistlichen, an der Spitze der muthvolle Brasle, erklärten, nie von ihren Rechten lassen, und nur der Gewalt weichen zu wollen. Ein Theil des Adels trat der Geistlichkeit bei. Da drohte Gustav mit heuchlerischer Tücke, die Krone niederzulegen; er kannte seine Leute: fußfällig, dreimal mußten ihn die Bürger und Bauern, welche die Anarchie und das alte Joch der Dänen fürchteten, bitten, ehe er sich zur Fortführung der Regierung bewegen ließ. Aber er setzte seine Bedingungen; Alles, was er verlangte, ward ihm gewährt. Demgemäß wurden alle Besitzungen und Einkünfte der Bischöfe, Capiteln und Klöster zu den Einkünften der Krone geschlagen; dem Adel wurden alle Schenkungen an den Clerus (seit **1453**) wieder zurückgegeben, dem Clerus sollte nur der nothdürftigste Unterhalt bleiben.

So kam die schwedische Kirche ganz in die Gewalt des Königs; er konnte alle Bischöfe und Geistlichen absetzen, ihre Stellen Andern geben. Jetzt befahl der König, überall das reine Wort Gottes, wie es von den evangelischen Predigern verkündigt ward, zu lehren. Die noch bestehenden Klöster wurden aufgehoben; die Monstranzen, Kelche, Rauchfässer

behielt der König für sich, und ließ sie einschmelzen. Mit der Reformation ging es schnell; die treuen Priester wurden vertrieben; es floh auch mit bitterm Schmerz der edle Braske; überall mußten die neuen Prediger heirathen, und den Gottesdienst in der Landessprache halten — zum großen-Mißvergnügen des Volkes, dem ein solcher Gottesdienst nicht mehr die alte Würde zu haben schien; „ein Kind könne ja, sagten die Smaländer, jetzt Messe lesen.“ Ueberhaupt konnte Gustav nur mit der äußersten Gewalt seine Neuerungen in Schweden durchführen; mehr als einmal standen die tapfern Thalmänner, mit deren Hilfe er vornämlich die Dänen überwunden hatte, auf, und konnten nur mit Mühe zur Ruhe gebracht werden. Die Versammlungen der schwedischen Geistlichkeit zu Oerebro 1527 und 1537 vollendeten die Einführung des Protestantismus, und schafften den letzten Rest katholischer Gebräuche ab. Der König erhob jetzt den Lorenz Peterson zum Erzbischofe von Upsala, und gab ihm, um ihn noch mehr zu binden, eine vornehme Dame zur Gemahlin. Aber der Erzbischof und die Bischöfe sollten nur seine Diener, seine Werkzeuge seyn. Er hielt sie deßhalb in strenger Unterwürfigkeit, und duldete keinen Widerspruch. Dadurch gekränkt, griffen die Häupter der neuen Kirche, Olov Peterson und Lorenz Peterson, den König in ihren Predigten an; ja, sie schmiedeten sogar eine Verschwörung gegen das Leben desselben. Ihr Plan ward offenbar; sie wurden zum Tode verurtheilt; aber sie kauften sich mit Geld von der Strafe los. Nur Anderson verlor seine Stelle; er starb arm und verachtet zu Strengnäs, wo er als Dompropst von der Kirche abgefallen.

Ueberhaupt hatte die Reformation auch in Schweden die Sitten verschlechtert; in einem furchtbaren über Schweden hereingebrochenen Sturmwetter glaubte König Gustav den Zorn Gottes zu erkennen, und gedachte denselben durch ein achttägiges Fasten zu besänftigen, das er als Oberherr der Kirche den 5. Juni 1544 ausschrieb. Dasselbe Fasten erneuerte (1558) der Erzbischof von Upsala unter bittern Klagen über die wachsende Sittenlosigkeit.

Unter Erich XIV., seinem Nachfolger, kam der Calvinismus in Schweden auf; erst nach den heftigsten Kämpfen ge-

wann das Lutherthum den Sieg. Aber auch die katholische Kirche schien sich zu neuem Leben zu erheben, als Johann III. (1568—92) Schwedens Thron bestieg. Johann fühlte sich durch die Leere und Kälte des Protestantismus abgestoßen, und forschte selber in den Kirchenvätern; sie führten ihn zur Kirche zurück. Seine edle Gemahlin, Catharina, eine katholische Prinzessin Polens, ermunterte ihn, offen der Irrlehre abzusagen und den Glauben der Kirche zu bekennen. Allein Johann wollte nichts übereilen; er verfuhr mit bedächtiger Vorsicht. Doch verbarg er seine Hinneigung zum Katholizismus nicht; und es war nur seine Ansicht, als der alte Erzbischof Lorenz Anderson in einem Schreiben an seine Geistlichkeit aussprach: „Der heilige Anschar und die übrigen Heiligen Schwedens haben den wahren Glauben Christi verkündet; zum Verständniß der heiligen Schrift sind die Werke der Kirchenväter nothwendig." — Die alten Bischöfe Gustavs, die Häupter des Lutherthums, starben nach und nach; er besetzte ihre Stellen mit Männern seiner Gesinnung. Schon ward der Erzbischof von Upsala, der milde Lorenz Peterson Gothus, nach katholischem Ritus consecrirt. Im Einverständnisse mit ihm erließ der König eine ganz neue Ordnung des Gottesdienstes; sie sollte den Uebergang zum katholischen Cultus bilden, und ward fast allgemein angenommen. Nur Johanns Bruder, der Herzog Carl von Südermannland, widersetzte sich; er hoffte, wie sein Vater, für seine Person größern Vortheil vom Lutherthum. In mehreren Religionsgesprächen ernteten die Katholischen glänzende Siege über die lutherischen Gegner. Um die Einigung mit der Kirche vollends zu bewirken, sandte König Johann den Grafen de la Gardie nebst seinem Kanzler Fecht nach Rom; bedung sich aber zwölf Punkte, darunter die Gestattung des Laienkelches, den Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienste, und die Priesterehe. Der Kanzler Fecht ertrank bei einem Sturme im adriatischen Meere. Pontus de la Gardie aber erreichte Rom, wo Papst Gregor XIII. ihn mit Ehren und Freuden aufnahm. Er gab dem gelehrten Jesuiten, Anton Poissevin, einem ausgezeichneten Priester, den Auftrag, ihn nach Schweden zu begleiten und als Nuntius die Vereinigung zu besiegeln. Poissevin tilgte die letzten Zweifel des

Königs, er schwur die Irrlehre ab und bekannte den Glauben nach der Vorschrift des Concils von Trident. Beim Abschied von Poissevin sprach Johann gar beweglich: „Ich umarme dich und die römische Kirche auf ewig!“ (1578). Hätte doch der König mit Festigkeit an den für wahr erkannten Glauben gehalten! — Gregor hatte die zwölf Forderungen Johanns einer eigenen Congregation vorgelegt; diese aber verwarf mehrere derselben. Johanns Liturgie ward vornämlich auf Anstiften lutherischer Geistlichen immer heftiger angegriffen; immer drohender ward auch die Stellung des Herzogs Carl; schon hatte er die lutherischen Fürsten in Teutschland zu einem Bündnisse wider seinen Bruder und König aufgefordert. Da schwankte Johann; von böswilligen Rathgebern aufgereizt, bestand er um so heftiger auf seinen Forderungen, die Rom ihm nicht alle gewähren konnte. Umsonst war es, daß der würdige Poissevin zum andern Male kam und den König umzustimmen suchte. König Johann verblieb hartnäckig auf all' seinen Forderungen. Allein Rom war nicht gewohnt, um den Preis der Pflichtvergessenheit Könige zu erkaufen. Mit edler Entschiedenheit erwiederte der Papst: „Haben wir dann Alles, was in unsern Kräften steht, gethan, und gefällt es gleichwohl dem Herrn nicht, daß das Land wieder zum Leben gelange, zur katholischen Kirche zurückkehre, so werden wir im Angesichte der göttlichen Majestät entschuldigt seyn und uns begnügen, ohne solches zu leben, wie dieß schon durch mehr denn vierzig Jahre geschehen.“

König Johann versuchte erneuerte Unterhandlungen mit Rom; aber sein Eifer erkaltete sichtbar, und erlosch ganz, als seine fromme Gemahlin Catharina starb, die, wie in Wahrheit die Leichenrede ihr nachrief, „neben vielen erhabenen Eigenschaften auch die katholische Religion ihrer Altvordern, der Jagellonen (der Fürsten aus dem Geschlechte Jagello's, des ersten christlichen Herrschers der Litthauen) und der übrigen christlichen Könige, ohne die Niemand selig werden kann, stets auf das Standhafteste bekannt und beibehalten hat.“ Der König schritt zur zweiten Ehe mit Gunila Bjelke; sie eiferte eben so sehr für das Lutherthum, als Catharina für die Kirche. Nun schien alle Hoffnung für die Aufrichtung der katholischen Religion verschwunden; die Jesuiten wurden verwiesen, die katholische Kirche

zu Stockholm geschlossen; unschlüssig und schwankend blieb König Johann bis zu seinem Tode. (1592.)

Ihm folgte sein Sohn Sigismund III., bereits als letzter Sprosse der Jagellonen, König von Polen. Die Mutter Katharina hatte ihm ihre Liebe und Treue für die Kirche eingeflößt und entschlossen entgegnete er der Aufforderung schwedischer Großen, nun das Lutherthum anzunehmen: „Nicht achte ich die weltliche Macht so groß, um solche gegen das Himmlische zu vertauschen.“ Aber Herzog Carl bereitete durch Ehrgeiz und offene Parteinahme seinem Neffen noch größere Verlegenheit als vorher seinem Bruder; schon ward den Klügern klar, daß er sich durch den Protestantismus den Weg zum Throne bahnen wollte. Zu Upsala versammelte Karl die geistlichen und weltlichen Stände des Reiches; Alles, was katholisch schien, ward verworfen, das Bekenntniß von Augsburg angenommen, und nur Die solches beschworen, sollten zu öffentlichen Aemtern Zutritt haben. Unter dem seltsamen Ausrufe: „Nun ist Schweden wie Ein Mann geworden und alle haben Einen Gott!“ ging das Concil auseinander, und drohend fügte Herzog Carl bei: „Wenn Sigismund diese Beschlüsse nicht unterschreibt, so soll er auch nicht König werden!“ Zugleich bot er Alles auf, die Ankunft Sigismunds in Schweden zu verhindern. Allein Sigismund kam dennoch, von Flemming, seinem treuen Feldherrn unterstützt, in sein Reich. Ein päpstlicher Legat, Malaspina, begleitete ihn. Ueberall fand der König abgeneigte Gemüther; offen hetzten Herzog Carl und seine Anhänger, die lutherischen Geistlichen zumal, das Volk wider den gerechten und milden Monarchen auf. Man wagte es, dem Könige sogar die öffentliche Ausübung seiner Religion zu verbieten, ihm eine Kirche zu verweigern. Als ein katholischer Pole, ein Begleiter des Königs, feierlich begraben ward, da tobte Erich Schepper, ein lutherischer Prediger, zu Stockholm von der Kanzel als über einen begangenen gotteslästerlichen Frevel, und verhängte über ganz Stockholm das Interdict. Auf allen Seiten traf Sigismund Mißtrauen und Widerspenstigkeit, die bald in offene Empörung ausbrachen. Gleichwohl ermüdete der König nicht, seinen Gegnern das Böse mit Gutem zu vergelten, wie auch die besten Anordnungen zum Wohle des

Reiches zu treffen. Als er nach Polen zurückging, übertrug er die Regierung Schwedens dem Herzoge Carl und dem Reichsgerichte; er bestätigte die Privilegien und Freiheiten zu Gunsten der Landesreligion, vermehrte die Einkünfte der höhern und niedern Geistlichkeit und erweiterte die Macht der Prälaten. Zum Danke dafür erklärte die lutherische Geistlichkeit, an ihrer Spitze Erich Schepper, die Fußwaschung, die der König am Gründonnerstage an den Armen vorgenommen, für einen abgöttischen papistischen Brauch; die Armen selber, denen der König die Füße gewaschen, wurden mit dem Banne belegt und weiterer Almosen unwürdig erklärt, so daß sie fast Hungers starben. Bald hernach empörte sich Herzog Carl offen gegen seinen König; er stellte ihn als Verräther an der Verfassung und der Religion des Landes dar. Auf dem Reichstage zu Süderköping ward es Sigismund als ein Verbrechen angerechnet, den Katholiken Gewissensfreiheit und Belassung ihrer Aemter gegönnt zu haben, da wurde die katholische Religion gänzlich abgeschafft, jeder Schwede, so ihr anhinge, aus dem Lande verwiesen; die katholischen Geistlichen sollten binnen sechs Wochen das Reich verlassen. Nun ward auch Wadstena, das letzte Kloster des Reiches, dessen Nonnen mit unerschütterlichem Heldenmuthe der Kirche treu geblieben, verwüstet und geplündert und die Jungfrauen in das Elend hinausgestoßen. — Schonungslos, zum großen Mißvergnügen des Volkes, zog der Erzbischof Abraham im Lande umher, schaffte die noch übrigen katholischen Ceremonien ab, und ließ die Reliquien und Bilder der Heiligen zerstören. Die Besitzungen der Kirche, die vom Raube Gustavs noch übrig geblieben, nahm Herzog Carl; die kostbarsten Kirchengeräthe und Kirchengewänder überließ er als Beuteantheil der lutherischen Geistlichkeit.

Gegen den Empörer zog Sigismund und schlug ihn; er konnte ihn ganz vernichten, mit unweiser Großmuth schonte er seiner. Der Herzog sammelte neue Truppen und überwand am Ufer des Stängestromes bei Linköping Sigismund; es ging dieser wieder (1599) nach Polen zurück. Auf dem Reichstage zu Linköping ward dem Herzoge, „der das Vaterland von den Banden des Papstthums befreit hätte," die Krone Schwedens übertragen und Sigismund des Thrones entsetzt, vornämlich,

„weil er von einem Gesandten des Papstes, des Erbfeindes ihrer Seelen und Leiber, begleitet nach Schweden gekommen sei und seinem Gefolge katholischen Gottesdienst gestattet hätte!“ Aber noch zählte König Sigismund der Anhänger viele in Schweden; gegen sie wüthete Carl mit unmenschlicher Grausamkeit, mehr als einhundertvierzig, darunter neun Reichsräthe und die edelsten und ersten Männer des Reiches, ließ er als Staatsverbrecher hinrichten. Der Herzog herrschte unter dem Namen Carl IX. noch sieben Jahre mit eisernem Despotismus über die Schweden.

Seine Politik wie sein Haß gegen die Kirche gingen über auf Gustav Adolph, seinen Sohn (1611—1632). Drei schwedische Jünglinge, Georg Bere, Zacharias Anthelius und Nikolaus Camponius hatten auf Reisen im Auslande und während ihres Verweilens auf katholischen Universitäten den alten Glauben lieb gewonnen und waren Söhne der Kirche geworden. Nach ihrer Heimkehr waren sie wegen ihrer Kenntnisse zu bedeutenden Aemtern gelangt; der Eine wurde königlicher Secretär, der Andere Mitglied des gesetzgebenden Rathes, der Dritte Rector einer gelehrten Schule. Gustav Adolph erfuhr, daß diese Männer katholisch geworden; sogleich ließ er sie in den Kerker werfen und ernstlich ermahnen, der Kirche abzusagen und wiederum Lutheraner zu werden. Sie weigerten sich standhaft; da ließ sie der König durch den Reichssenat als Abtrünnige und Hochverräther zum Tode verurtheilen. Sie wurden im Jahre 1624 enthauptet; der Geistliche, den sie mitgebracht, des Landes verwiesen. Dieser Gustav Adolph ist es, der den bedrängten Protestanten in Teutschland zu Hilfe zog, die Katholiken und den Kaiser Ferdinand II. in große Noth brachte, aber bei Lützen (1632) sein Leben ließ.

XXV. Kapitel.

Die Reformation in Dänemark und Norwegen.

Zu Anfang der Reformation herrschte über Dänemark König Christiern, derselbe Christiern, der durch seine Grausamkeit

die Schweden zur Empörung gereizt hatte. Eben so roh und wild zeigte er sich auch gegen seine Dänen. Zu jener Zeit war die größere Macht in Dänemark bei dem Adel und bei dem Clerus; sie wählten den König, schränkten seine Gewalt oft durch lästige Wahlbedingnisse ein, und besaßen bei weitem den größten Theil des Grundbesitzes. Diese Macht zu brechen war die Absicht Christierns; das Mittel hiezu das gewöhnliche, die Einführung des Lutherthums. Durch einen lutherischen Magister Martin ließ er bereits (1520) die Irrlehre in Kopenhagen predigen und ihm eine Kirche einräumen. Die Reichsstände, das Volk und der Clerus protestirten; Christiern suchte den Widerstand durch die roheste Gewalt zu unterdrücken, ja auf seinen Befehl ward sogar der Erzbischof von Lund enthauptet. Da griffen die Dänen wie die Schweden zu den Waffen und verjagten den Wütherich.

Die Krone ward dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holstein angeboten; er nahm sie an. Da er bereits der neuen Lehre zugethan war, so forderten ihm die Stände Dänemarks einen Eid ab, die römisch-katholische Kirche im Reiche aufrecht zu erhalten; er schwur. Die Bischöfe bauten auf sein Wort und sahen sich betrogen. Offen sprach sich der neue König für das Lutherthum aus, hob die Verbindung mit Rom auf und bestätigte selber die Bischöfe. Als man ihn an seinen Krönungseid erinnerte, antwortete er spöttisch: „er habe nicht versprochen, auch die Mißbräuche der katholischen Kirche zu dulden.“ — Das Lutherthum griff immer weiter um sich; ein Religionsgespräch führte zu Nichts, und der König gab auf die Beschwerden der Katholiken den Bescheid: „die lutherische Lehre sei göttlich.“ Nun traten Viele aus dem Adel und Volke zur Religion des Landesherrn über; Klöster und Geistliche wurden mißhandelt, die Güter der Kirche, wie allenthalben, eingezogen. Noch schwerer litt die Kirche unter Friedrichs Sohn und Nachfolger Christian III.; im Jahre 1536 ließ er an Einem Tage alle Bischöfe gefangen nehmen und ihnen ein Verzeichniß von angeblichen Verbrechen vorlegen; erst dann gab er ihnen die Freiheit und ihre Erbgüter zurück, nachdem sie ihrer Würde entsagt und gelobt hatten, der neuen Lehre kein Hinderniß in den Weg zu legen. Der einzige Bischof von Roskild, Rönnow,

blieb standhaft und starb lieber im Gefängnisse, als daß er auf Kosten seines Gewissens sich die Freiheit erkauft hätte. Nun brach eine schwere Verfolgung über die Katholiken aus; alle Priester, die nicht lutherisch werden wollten, wurden vertrieben, die Mönche und Nonnen aus den Klöstern, die noch bestanden, hinausgestoßen. Die Katholiken wurden aller Aemter und alles Erbrechtes, für verlustig erklärt; oft blieb ihnen nur die Wahl zwischen Abschwören und Auswandern; bei Todesstrafe ward den katholischen Geistlichen der Aufenthalt im Lande verboten, ihre Beherbergung mit gleicher Strafe bedroht. Jetzt berief der König den trauten Freund Luthers, den Johann Bugenhagen, und ließ sich von ihm krönen. Bugenhagen entwarf eine Ordnung des Gottesdienstes, welche fast die ganze geistliche Gewalt in die Hände des Königs legte, und bestellte sieben Superintendenten, die bald den leeren Titel „Bischöfe" annahmen.

Auf ähnliche Weise, durch Gewalt und List, ward auch in Norwegen und Island dem Volke der heilige Glaube der Väter genommen; wer sich widersetzte, erlitt Tod oder Verbannung. Island empörte sich gegen die Zumuthung, lutherisch zu werden; da schleppte man den Bischof John Aresen auf's Schafot; nun ließ der Widerstand der Isländer nach, und auch hier im Blute und der Mißhandlung der treuen Priester und Bischöfe feierte die Reformation ihren Triumph.

XXVII. Kapitel.

Die Lutheraner. — Die Calvinisten. — Ihre religiösen und politischen Händel miteinander.

Nach Luthers Tod offenbarte sich große Verwirrung und Zerfallenheit unter seinen Anhängern; nur der Eigennutz und der Haß gegen die katholische Kirche und den Papst hielt sie zusammen. Die seltsamsten Lehren und Dinge sah da die Welt. Es schien, als wollte Gott zeigen, in welche Irrthümer, Absurditäten und Lästerungen diejenigen verfielen, welche die Lehre Seiner Kirche verwerfen. Da lehrte Amsdorf, „ge-

stützt auf den Apostel Paulus (!) und Luther," es seien die guten Werke zur Seligkeit sogar schädlich! Victorin Strigel meinte schüchtern, es wirke doch der Wille des Menschen mit der Gnade Gottes; dieß war lutherischen Ohren unausstehlich zu hören; hatte ja der Meister gelehrt, Gott wirke allein Alles in dem Menschen, und Strigel büßte seine Abweichung vom Glauben mit dreißigjährigem Gefängnisse. Flacius, der Hauptgegner Strigels, hatte wider diesen behauptet, es sei die Erbsünde das Wesen des Menschen und keineswegs etwas Zufälliges. Das war selbst den treuesten Anhängern Luthers, der wahrlich die sittliche Natur des Menschen tief genug erniedrigt hatte, zu arg. Sie folgerten daraus, der Mensch sei ein Geschöpf des Teufels und gar nicht erlösungsfähig; Flacius mußte fliehen und starb im Elende. Seine Anhänger wurden aus Churfachsen mit Gewalt getrieben; dann stritten Ostander und Stancarus, ob Christus mit seiner göttlichen oder menschlichen Natur die Erlösung gewirkt. Der Streit ward zu Königsberg mit größter Heftigkeit geführt; bald verbreitete er sich über ganz Preußen, und erledigte erst (1565) durch die Unterdrückung der Ostandristen. Als offene Läugner der heiligsten Dreifaltigkeit und der Gottheit Jesu trat Lälius Socini, ein Arzt aus Siena, mit seinem Neffen Faustus Socini auf. In Polen sammelten sie Anhänger; bald trennten sie sich von den Protestanten, zu denen sie sich bisher äußerlich wenigstens gehalten hatten, und bildeten eigene Gemeinden. Ihr Hauptsitz war das Städtchen Rakow, welches ihnen der Erbauer desselben, der Woiwode von Podolien, Johann Sienninsky, schenkte. Lälius Socini starb nach kurzem Aufenthalte in Polen, zu Zürich **1562**. Er war Melanchthons guter Freund gewesen. Am bedrohlichsten ward für die altlutherische Lehre der Calvinismus, der mehr und mehr sich heimlich einschlich; besonders zur Ansicht Calvins über das heilige Abendmahl neigten sich Viele der Lutheraner, darunter selbst Melanchthon.

Es galt Dieser nach Luthers Tod als Haupt der Protestanten; aber es fehlte viel, daß er sein Ansehen besaß; es war im Grunde ein schwacher Mann, der nie auf eigenen Füßen stand. Obgleich er alle Irrthümer seines Meisters angenommen hatte, so dachte er doch in etwelchen Glaubenspunkten wie Zwingli, in

andern, wie Calvin, über gar viele konnte er gar zu keiner Ueberzeugung gelangen; mehr als vierzehnmal — eine wahrhaft theologische Wetterfahne — änderte er seine Meinung über die Rechtfertigung. Die, welche mit ihm die calvinische Lehre vom heiligen Abendmahle annahmen, erhielten nach ihm den Namen Philippisten; sie kamen mit den strengen Lutheranern in Streit, der um so heftiger ward, als diese noch behaupteten, daß Christus nicht nur als Gott, sondern auch als Mensch überall zugegen sei, und nicht blos dem Geiste, sondern auch dem Leibe nach Alles auf eine himmlische, wenn auch unbegreifliche Weise erfülle. Melanchton mußte sich wegen seiner Rechtgläubigkeit zu Naumburg einer Untersuchung unterwerfen; sie fiel zwar zu seiner Rechtfertigung aus, aber gebeugt und voll Kummer über den Verlust des Zutrauens starb er (1560) zu Wittenberg.*)

Nach seinem Tode trat sein Schwiegersohn Peucer an die Spitze der Philippisten; sie heuchelten lutherische Rechtgläubigkeit und gewannen den Churfürsten August von Sachsen. Schon glaubten sie gesiegt zu haben; schon sprachen sie offen die Verwerflichkeit der lutherischen Lehre aus — da stand das Volk gegen die heimlichen Calvinisten auf; Viele derselben wurden eingekerkert, wie Peucer, der zehn Jahre im Gefängniß saß, Cracau ward gefoltert, und hungerte sich zu todt. Allgemeine Gebete flehten um Ausrottung der calvinischen Ketzerei; eine eigene Denkmünze verherrlichte die Feier „des Sieges Christi über den Teufel." Doch fühlten die Protestanten selber, daß solche Zwietracht ihnen verderblich sei und nur den Katholiken nütze. Deßhalb versuchten sie eine Vereinigung mit den Calvinisten, und setzten zu Torgau (1577) ein neues Glaubensbekenntniß, das Torgauerbuch, die Concordienformel auf, das da beide Theile versöhnen sollte. Das Bekenntniß war größtentheils lutherisch, und wurde von den Calvinisten verworfen. Dennoch ward das Tor-

*) Melanchton ward einst von seiner Mutter, die noch katholisch geblieben, befragt, was sie denn in mitten dieser Religionsstreitigkeiten thun sollte. Er antwortete: „Fahrt fort zu glauben und zu beten wie bisher, und laßt Euch darin nicht durch diese Unruhen stören." So zwang ihn kindliche Liebe der katholischen Kirche das Zeugniß der Wahrheit zu geben; es läßt sich nicht annehmen, daß Melanchton seiner Mutter zur Beharrlichkeit im alten Glauben gerathen hätte, wäre er nicht der Ueberzeugung gewesen, sie würde durch das Bekenntniß desselben die Seligkeit sicher gewinnen.

gauerbuch sammt der Augsburgerconfession, den schmalkaldischen Artikeln, und Luther's Catechismen von den Ständen zu Dresden angenommen, und erhielt mit diesen gleiches Ansehen. Nach des Churfürsten August's Tod erhoben sich jedoch die Philippisten wieder; ihr Haupt ward der Kanzler Nicolaus Crell, und sogar der neue Churfürst Christian I. für sie gewonnen. Allmälig sollte das Lutherthum verdrängt und der calvinische Lehrbegriff dem Volke beigebracht werden. Da vereitelte der baldige Tod des Churfürsten ihre Pläne; Crell selber ward gefangen und nach zehnjähriger Gefangenschaft enthauptet; eine allgemeine Kirchenvisitation ward in Sachsen vorgenommen, allen Beamten und Geistlichen zur Unterschrift ein Glaubensbekenntniß vorgelegt, das die streng-lutherische Lehre enthielt. Nur Ein Pfarrer und zwei Schullehrer unterzeichneten nicht, die Andern alle; sie hatten Weib und Kind, und gaben lieber ihre Ueberzeugung auf, als ihr Brod. Aber der Kampf und die Eifersucht zwischen Protestanten und Calvinisten hörte nicht auf, und ward sogar in politischer Hinsicht einflußreich. Bei den Lutheranern stand die Ansicht fest, es sei der Calvinismus nur der Anfang zu gänzlichem Abfalle vom Christenthume. Im protestantischen Volke begann ein bitterer Haß gegen die Calvinisten Wurzel zu fassen; schon betete man in lutherischen Ländern: „Unterdrücke die Türken, Papisten und Calviner!" — Der Calvinismus aber verbreitete sich nun mehr und mehr unter den höhern Ständen, und auch unter den Fürsten des Reiches; so traten die Fürsten von Anhalt, der Landgraf Moriz von Hessen zum Calvinismus über, und drangen ihn auch ihren Unterthanen auf. Dasselbe that, jedoch nur für seine Person und Familie, der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg (1613).

Seine Unterthanen zeigten den heftigsten Unwillen über die Religionsänderung; die Landstände protestirten. Da wollte der Churfürst zu Berlin ein Religionsgespräch halten lassen, und erklärte öffentlich: „Sollte ihm bewiesen werden, daß er eine Religion in sein Land einführe, welche wider Gottes Wort laufe, so sei er erbötig, wofern er aus Gottes Wort eines einzigen Irrthums überführt würde, von derselben alsbald abzustehen, sich zu bessern, und den Vater aller Gnade um Verzeihung zu bitten." — Allein die lutherischen Geistlichen zeigten in Branden-

burg so wenig Muth, als in Sachsen; als sie wirklich ihr Bekenntniß wider den Calvinismus vertheidigen sollten, baten sie, deren Häupter alle ihre Gemeinden fliehend verlassen hatten, oder beim Herannahen des Gespräches krank geworden waren, man möge sie mit dem Gespräche verschonen, sie wollten sich nach der landesherrlichen Verordnung halten. Churfürst Johann Sigismund ließ das Lutherthum unangetastet. Die eigentliche Stütze für den Calvinismus ward die Pfalz.

Der Calvinismus in der Pfalz.

Was Sachsen für das Lutherthum geworden, das ward jetzt die Pfalz für den Calvinismus. Ludwig V., ihr Churfürst, hatte am **15.** Juni **1524** ein Mandat erlassen, daß nur die katholische Religion in den beiden Pfalzen bestehen sollte. Allein sein Bruder Philipp, der ihm nach seinem kinderlosen Tode **1538** in der Regierung folgte, kehrte sich nicht im mindesten daran und öffnete dem Lutherthum Thor und Thüre. Mit großer Härte setzte Otto Heinrich, Philipps Nachfolger in der Rheinpfalz, Neuburg und Oberpfalz, das Reformationswerk fort, alle Kirchen wurden den Katholiken genommen, die Klöster in der Oberpfalz aufgehoben und ihr Gut für den Churfürsten eingezogen. Mit Grausamkeit wurden zumal in der Oberpfalz die Mönche und Nonnen behandelt, und in das Elend gestossen (**1556**). Zu Amberg setzte der Churfürst einen evangelischen Kirchenrath ein, und zum Generalsuperintendanten ernannte er den Tileman Heßhus, einen erst dreißigjährigen, aber aufgeblasenen, streitsüchtigen Mann, der wegen Anmaßlichkeit und Hetzerei schon von den Bürgern zu Bremen, Goßlar und Rostock ausgewiesen worden. Das Alles ward anders, als Churfürst Otto Heinrich starb (**1558**). Sein Nachfolger Friedrich **III.** war entschiedener Calvinist; ohne Scheu und Schonung, sich berufend auf das Recht zu reformiren, d. i. den Glauben seiner Unterthanen zu bestimmen, führte er in seinen Landen den Calvinismus ein, zwang alle Gemeinden den auf seinen Befehl verfaßten Heidelbergerkatechismus und den reformirten Cultus anzunehmen, und vertrieb die widerspenstigen Geistlichen aus dem Lande. Aber Amberg und die Oberpfalz wollten sich nicht so leicht fügen. Da ging Friedrich (**1566**)

selber nach Amberg und bot Alles auf, die Landstände der Oberpfalz, die Geistlichen und die Bürger der Stadt zu Calvinisten zu machen. Täglich mußten sie zu ihm auf das Schloß kommen. Allein die Amberger blieben starrsinnig, mußten aber doch zwei reformirte Prediger annehmen, die aber nur vor leeren Wänden predigten. Nicht einmal Friedrichs Sohn, der Churprinz Ludwig, wollte dem Vater folgen. Deßungeachtet ließ Friedrich nicht nach; die Mönche und Nonnen erhielten Pensionen, unter der Bedingung, daß sie seine Prediger anhörten; in den Kirchen blieb außer den Tischen und Bänken nichts stehen; die Hostien wurden mit Semmeln, die silbernen Kelche mit hölzernen Bechern, die Taufsteine mit zinnernen Becken vertauscht, die Orgeln geschlossen, selbst das Standbild des Churfürsten Friedrich des Siegreichen in der heiligen Geistkirche zu Heidelberg ward mit einem schwarzen Tuche verhüllt. Aber in der Rheinpfalz begannen schon calvinische Geistliche die Lehre von der Gottheit Christi und der heiligen Dreieinigkeit zu leugnen, und mit den Socinianern in Verbindung zu treten. Der Churfürst ließ mehrere dieser heimlichen Socinianer verhaften; und da fanden sich unter ihren Papieren gar seltsame Aufsätze, z. B. ein Schreiben an den Sultan, Teutschland zu überfallen und die teutschen Völker vom Drucke zu befreien. Adam Neuser, das Haupt dieser Secte, floh nach Konstantinopel, wo er sich beschneiden ließ und Muhamedaner ward. Johann Sylvanus ward auf Befehl des Churfürsten zu Heidelberg enthauptet; die andern Sectirer schwuren ihren Irrthum ab, und wurden des Landes verwiesen. Jetzt ergriff Friedrich auch gegen die Lutheraner von Amberg schärfere Maßregeln; er rief den Churprinzen Ludwig ab, entfernte ihre Prediger, und gebot den Bürgern, die Prediger des Calvinismus zu hören. Allein die Bürger wollten sich nun einmal den verhaßten Calvinismus nicht aufdringen lassen. Schon drohte ein Aufstand, da starb Churfürst Friedrich; sein Sohn, Ludwig IV., zog unter dem Jubel der Bürger nach Amberg; (sogleich ward das Lutherthum wiederhergestellt; an sechshundert reformirte Geistliche und Schullehrer mit Weib und Kind verwiesen;) sie riefen: „Calvinisten und Zwinglianer nach Hause! es geziemt sich auf Euch nicht, einen frommen lutherischen Fürsten zu empfangen.“ Die Unglücklichen zogen jammernd und bettelnd im Lande umher, und

trafen zuweilen mit Mönchen und Nonnen zusammen, welche wie sie im Elende schmachteten. Es mochte ihnen solch' Begegnen wenig Trost gewähren. Sie fanden nicht viel Mitleid, da der bei weitem größere Theil von Teutschland der Lehre Calvin's abgeneigt war; nirgends, denn in der Schweiz, fanden sie ein Unterkommen; Viele starben des Hungers.

Churfürst Ludwig hielt, so lang' er lebte, mit großer Strenge das lutherische Bekenntniß in seinen Landen aufrecht; aber nach seinem Tode (1583), trotz seines ausdrücklichen Gebotes, begann der Pfalzgraf Johann Casimir, als Vormünder des erst neunjährigen Churprinzen Friedrich, den Calvinismus wieder in den beiden Pfalzen einzuführen. Der junge Prinz ward in Calvin's Lehre erzogen, die Universität zu Heidelberg und der Kirchenrath mit reformirten Mitgliedern besetzt. Was vor sieben Jahren die Lutheraner den Reformirten Böses gethan, das ward nun ihnen in vollem Maße vergolten; zu Hunderten mußten die lutherischen Pastoren mit Weib und Kind den Wanderstab ergreifen und in das Elend ziehen. Binnen acht Jahren seiner Vormundschaft brachte Johann Casimir, freilich nicht ohne harten Kampf, die ganze Rheinpfalz und einen großen Theil der Oberpfalz zum Calvinismus. So hatte denn die Pfalz binnen sechzig Jahren viermal ihren Glauben geändert! Ambergs Bürger widerstanden auch dießmal; im Bunde mit mehreren Städten und Märkten der Oberpfalz wollten sie mit gewaffneter Hand ihre Religionsfreiheit vertheidigen. Da gab der junge Churfürst nach und ließ die Religion frei, „obgleich es die Pflicht der Unterthanen wäre, die Religion ihrer Obrigkeiten anzunehmen," wie er ihnen ausdrücklich vorhielt. In mitten seiner Bemühungen, den Calvinismus auszubreiten, starb der Churfürst Friedrich IV. (1610), wie sein Vater, in der Blüthe seiner Jahre. Um sein Werk aufrecht zu erhalten, und zumal die calvinische Erziehung seines erst 14jährigen Sohnes Friedrich zu sichern, hatte er in seinem Testamente die Vormundschaft nicht dem nächsten Verwandten, dem eifrig lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, sondern dem reformirten Johann Herzog von Pfalz-Zweibrücken übertragen. Wirklich ließ Herzog Johann seinen Mündel in dem strengsten Calvinismus erziehen, und seine Mutter, Louise Juliane, die Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien, duldete

an ihrem Hofe Niemanden, der nicht mit Leib und Seele Calvin ergeben und vor Luther größern Abscheu hatte, als vor dem Papste. So ward in dem jungen Friedrich ein fast fanatischer Eifer für den Calvinismus eingepflanzt — und er ward späterhin das Opfer desselben.

XXVIII. Kapitel.

Fortschritte der Protestanten. — Abfall und Vertreibung des Erzbischofs von Cöln, Gebhards von Truchseß-Waldburg. — Herzog Albrecht der Schirmherr der Kirche in Bayern.

Carl V. hatte die katholische Kirche in tiefer Bedrängniß gelassen; seine Nachfolger, Ferdinand I. (1555 — 1563) und Maximilian II., waren schwächer noch, als Karl; immerfort in Sorgen vor den Türken; sie thaten im Ganzen nur wenig, um ihr aufzuhelfen. Maximilian zumal zeigte Vorliebe für die Protestanten, befreundete sich mit ihren Fürsten, und las die Schriften der Reformatoren. Seltsamer Weise wollte der gute Herr eine katholische Religion, aber keine römisch-katholische!

So machten die Protestanten, von keinem Kaiser zurückgehalten, Fortschritte von Tag zu Tag. Immerwährend betrachteten sie die katholische Kirche als das Reich des Antichrists, das zu dulden Verrath gegen Gott wäre; indeß katholische Fürsten, wie Ferdinand, den Protestantismus als ein Unkraut ansahen, das man doch dulden könne. Unabläßig, eben so schlau als gewaltsam, griffen die Protestanten auf jegliche Art die Kirche an; es ist eine traurige Erscheinung, daß ihre Vertheidiger und Schutzherrn solchen Angriffen und Plünderungen gar keinen Widerstand, oder nur schwachen, entgegensetzten. Bald waren die Bisthümer im Norden, wie Magdeburg, Ratzeburg, Camin, Schwerin, Bremen, Minden, Verden und Osnabrück in ihren Händen; sie zwangen entweder die Bischöfe gegen einen Jahresgehalt zur Abdankung, oder reformirten die Bisthümer mit Gewalt; protestantische Prinzen, Söhne und Brüder von regierenden Fürsten drängten sich als Bischöfe ein, ließen sich katholisch

weihen, blieben aber Lutheraner. So gab es lutherische Erzbischöfe zu Magdeburg, zu Bremen, zu Minden, sie hatten Weib und Kinder, waren von Kaiser und Reich als solche anerkannt, und hatten Sitz und Stimme am Reichstage. In Osnabrück hatte man abwechselnd einen katholischen und protestantischen Bischof; zu Quedlinburg, in dem uralten Fräuleinstifte, war die Äbtissin Elisabeth ebenfalls lutherisch. Der kirchliche Vorbehalt hätte freilich die Katholiken schützen sollen; allein die Protestanten thaten, als ob er gar nicht da wäre, und verlangten auf jedem Reichstage dessen Aufhebung. Die Katholiken hatten blos Klagen, und fanden kein Gehör; die Kaiser mochten es mit den Protestanten nicht verderben; sie brauchten ihre Hilfe zu nothwendig gegen die Türken.

Beinahe wären auch die Erzbisthümer Cöln und Straßburg für die Kirche verloren gegangen. Gebhard, Truchseß von Waldburg, Erzbischof von Cöln, nahm die Aebtissin von Görresheim, eine Gräfin von Mannsfeld, zum Weibe, trat zu den Calvinisten über, und gedachte deßungeachtet Erzbischof und Landesherr zu bleiben. (1583) Allein das Capitel und die Stadt Cöln bewiesen sich jetzt eben so getreu, als ihre Vorfahren zur Zeit des Erzbischofs Herrmann. Der Papst bannte den Abtrünnigen, und das Capitel erwählte statt Seiner den Prinzen Ernst von Bayern, der mit Waffenmacht erschien und den Gebhard vertrieb. Es floh dieser mit drei abgefallenen Domherrn nach Straßburg; sie besaßen hier Canonicate; mit Gewalt drängten sie in den Besitz ihrer Pfründen. Darauf verließen der Bischof und die katholischen Domherrn Straßburg, und gingen nach Elsaß-Zabern. Als nun der Bischof daselbst gestorben, erwählte die protestantische Partei den Prinzen Georg von Sachsen, die katholische erbat (postulirte) bei dem Papste den Cardinal-Bischof von Metz, Carl von Lothringen. Erst des Jahres 1604 ward der Streit beigelegt; der Cardinal blieb Bischof, mußte aber an Georg neun und dreißigtausend Thaler bezahlen und acht protestantische Domherrn in sein Capitel aufnehmen. Eben so konnten nur mit größter Mühe die Bisthümer Paderborn und Münster für die Kirche erhalten werden; Böhmen und Schlesien aber gehörten bereits gänzlich den Protestanten.

Nicht weniger traurig sah es in Südteutschland, zumal in Oesterreich aus. Gegen das Beispiel lutherischer und calvinischer Fürsten hatte Kaiser Maximilian II. seinen protestantischen Unterthanen freie Religionsübung bewilligt; ja, was bei protestantischen Fürsten damals unerhört war, sogar Lutheranern Aemter an seinem Hofe anvertraut. Da hatten sich die Protestanten rasch vermehrt; fast kein adeliges Geschlecht in Oberösterreich blieb bei dem Glauben seiner Väter, kaum der dreißigste Einwohner in diesen Gegenden war noch katholisch; kein Studirender wollte mehr geistlich werden; auf der Universität zu Wien hatte seit zwanzig Jahren keine Weihe mehr stattgefunden; die katholischen Pfarreien standen unbesetzt, die Klöster leer; die protestantischen Prädicanten hatten freien Spielraum; das Abendmahl ward allermeist unter den beiden Gestalten ausgetheilt, die Ohrenbeicht hatte aufgehört, die meisten Geistlichen hatten Weiber.

Noch stand Bayern, die feste Burg der katholischen Religion; aber wie viele Mühe hatte nicht Albrecht, der Herzog, seinem Lande den heiligen Glauben zu erhalten! Auf dem Landtage von München begehrten laut die Stände von Bayern, es sollte dem Volke das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht, das Fleischessen an Fasttagen bewilligt, den Priestern die Ehe gestattet werden. Als ob durch die Gewährung solcher Forderung der Schaden der Kirche geheilt, die Spaltung hätte beseitigt werden können! Der Adel von Bayern, zum Theil heimlich, zum Theil schon öffentlich dem Lutherthume zugethan, unterstützte lebhaft diese Forderung; an dreiundvierzig lutherische Adelige hatten bereits einen Verein gebildet; sie nannten sich die erwählten Kinder Gottes; an ihrer Spitze standen die Grafen von Ortenburg. Herzog Albrecht trug, nach Berathung mit den bayerischen Bischöfen, durch seinen Gesandten, den Doctor Baumgartner, diese Forderungen dem Concil von Trident vor; es verwies sie dasselbe hinsichtlich der beiden ersten Forderungen an den Papst, dessen Weisheit hier die rechte Entscheidung geben würde; den Laienkelch bewilligte der Papst; die Priesterehe ward von ihm und dem Concile feierlich verworfen.

Da brausten die lutherischen Herren vom Adel auf, zumal

Graf Joachim von Ortenburg; er, der Graf von Marlrain, die Herrn von Eck, Freiberg und Laimingen drohten und hetzten die Bürger und Geistlichen wider diese Beschlüsse auf. Aber der Herzog zeigte Ernst und Muth. Er bedeutete ihnen im Landtagsabschiede: „Diejenigen Landstände, welche der Augsburger-Confession anhängig seien, sollten bedenken, daß der Herzog gemäß des Religionsfriedens nicht schuldig sei, andere Religionen in seinen Landen zu dulden.“ — Er ließ durch Bewaffnete die Ortenburg umringen, und den lutherischen Prädicanten sammt seinen Gesellen gefangen über die Donau führen, wo sie dann gegen die eidliche Versicherung, nimmermehr den Boden von Bayern zu betreten, entlassen wurden. Jetzt kam der Herzog in heftigen Streit mit dem Grafen von Ortenburg, erst kaiserliche Vermittlung legte ihn bei. Albrecht behauptete mit Kraft und Würde in Religionssachen sein Recht als Landesherr; er war der einzige katholische Fürst, der den Protestanten mit gleicher Münze vergalt, und das Recht zu reformiren mit Entschiedenheit in seinem Herzogthume ausübte. Die Andern wagten es nicht, oder nur schüchtern.

Jetzt ergriff Herzog Albrecht wohl das beste Mittel, durchgreifend die kirchlichen Zustände seines Landes zu verbessern; er entschloß sich, das Religions- und Erziehungswesen nach den Bestimmungen des Concils von Trident einzurichten, und die Besorgung desselben zumal den Jesuiten zu übertragen. Auf sein Bitten sandte ihm der heilige Ignatius (1556) achtzehn Väter; sie gingen zu Fuß über die Alpen; nur zwei Tage ruhten sie in München aus; dann eilten sie nach Ingolstadt, um auf der Universität daselbst als Lehrer zu wirken. Alle Väter erwarben sich Ruhm durch Gelehrsamkeit, Demuth und Eifer; aber vor Allen zeichnete sich Canisius (geboren zu Nymwegen 1521) durch apostolische Tugenden aus Er ward Rector der Universität, und entfaltete am Krankenbette, auf der Kanzel, wie in der Schule die segensreichste Wirksamkeit. Sein Catechismus namentlich hat für Begründung und Befestigung des katholischen Glaubens unendlich viel genützt und sich Jahrhunderte lang als das tauglichste Buch zum Unterrichte der Jugend bewiesen. König Ferdinand verlangte den Gottesmann nach Wien. Herzog Albert ließ ihn erst dann ziehen, als Ignatius ihm ver-

sprach: „er leihe blos den Canisius dem römischen Könige." — Bald übernahmen die Jesuiten die Schulen auch von München, und entwarfen eine eigene Schulordnung für Ober- und Niederbayern. Die vereinten Bemühungen des Herzogs, der Geistlichkeit und der Jesuiten trugen bald die schönsten Früchte. Der Irrlehre that man überall mit Ernst und Güte Einhalt; sittenlose Priester wurden entfernt und durch würdige ersetzt, gefährliche Bücher hinweggenommen, und genaue Aufsicht durch Visitatoren, die im Lande umherzogen, über ausgesandte Irrlehrer und Abfällige geführt. Der Glaube und die fromme Sitte begannen wieder aufzublühen. Selbst der Gebrauch des Laienkelches, den der Papst bewilligte, ward durch Güte und Belehrung beseitigt, und es zeigte sich, daß das Verlangen darnach nicht so fast von dem Volke, als von einzelnen Neuerungssüchtigen herrührte, die es damit irre geführt hatten. Mit diesem Troste, den wahren Glauben seinem Volke erhalten, demselben ein Vater, und der Kirche ein Schirmherr gewesen zu seyn, ging Herzog Albrecht zu Gott. Sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm (1579—98), war mit gleicher Liebe der Kirche zugethan. Nicht blos in Bayern; allenthalben, wo er's vermochte, beförderte er oft mit großen Opfern das Beste derselben; so in Cöln, wo sein Bruder Ernst mit seinen Truppen den abtrünnigen Churfürsten Gebhard von Truchseß vertrieb, so in Oesterreich. Daselbst herrschte Erzherzog Ferdinand, der Gemahl seiner Schwester Maria, einer der frömmsten und edelsten Frauen ihrer Zeit. In Allem, was die Festigung und Reinigung und Wirksamkeit der Kirche erzielen konnte, fand er an ihr die entschlossenste Rathgeberin, die fleißigste Gehilfin. Einstmals wollte sich der Erzherzog durch das Zureden lutherischer Räthe bewegen lassen, einen Prediger, den sie ihm hoch rühmten, anzuhören. Die Erzherzogin vernahm dieß; wie denn ihr Gemahl die Treppe hinabstieg, trat sie unter das Burgthor, den Erzherzog Ferdinand an der Hand führend, ein kleineres Kind auf dem Arme. Dieser Anblick überraschte den Erzherzog, und er fragte seine Gemahlin, was sie denn vorhabe? „Euer Liebden, sagte sie, wollen Sich in die lutherische Predigt begeben; ich aber will mit meinen Kindern nach meinem Vaterlande zurück-

kehren." — Der Erzherzog umarmte sie, und gab den Besuch der Predigt auf.

Wie sehr der religiöse Zwiespalt alle Verhältnisse im bürgerlichen Leben durchdrungen, selbst solche, die mit dem Glauben nicht das Mindeste zu thun hatten, zeigte sich auf eine auffallende Weise bei Einführung des von Papst Gregor XIII. (1585) verbesserten Calenders. Dankbar nahmen die Katholiken ihn an; die Protestanten und Calvinisten verwarfen ihn. Da der Papst der Antichrist sei und mit seinem Calender den Fuß in ihre Kirche setzen wolle, so sei, erklärten ihre Theologen, die Verwerfung desselben Gewissenspflicht.

Im Ganzen war die Lage der katholischen Kirche in Teutschland, trotz zeitweiligen Aufschwunges, in steigender Bedrängniß, der Protestantismus im sichtbaren Fortschreiten. Bayern ausgenommen, hatten die Protestanten in den Provinzen von Teutschland entweder die Oberhand schon ganz errungen, oder waren nahe daran, wie in Oesterreich, die Meister zu werden. Im Bewußtseyn ihrer Uebermacht zweifelten sie nicht an dem völligen Triumphe ihrer Lehre und der gänzlichen Vernichtung der Kirche. Aber noch hatte der Herr Erbarmen. Der Zwiespalt unter den Abgefallenen, den Lutheranern und Calvinisten, ward immer heftiger und hielt sie in ihrem Siegeslaufe auf. Immer kräftiger erhob sich anderseits die Gesellschaft Jesu zum Widerstande; und endlich erstanden den Katholiken in Maximilian von Bayern und Ferdinand von Oesterreich die längst ersehnten Führer im Kampfe, Führer voll Glaubensmuth, Einsicht und Entschlossenheit.

XXVIII. Kapitel.

Herzog Maximilian. — Eroberung Donauwörths. — Die Union und die Liga. — Vorboten des 30jährigen Krieges.

Es ist Maximilian einer der größten Männer seiner Zeit; seine Eltern, Herzog Wilhelm von Bayern, und Renata, Prinzessin von Lothringen, erzogen ihn eben so liebevoll als weise. **„Es ist uns vornämlich daran gelegen, so äußerte sich das**

besorgte Elternherz, daß die liebe Kindheit und angehende Jugend wohl und sicher geführt werde auf den Grund der Furcht Gottes, des Gehorsams gegen die Eltern, der Demuth, Zucht und Nüchternheit." — Nächst der Gottesfurcht ward dem jungen Prinzen die Demuth eingeprägt, als eine Tugend, „wodurch alles fürstliche Lob größer und herrlicher werde; ja ohne welche sich eines Fürsten Gemüth weder zum göttlichen Dienste noch zum heilsamen Gebrauche seines Standes wohl ordnen könne." Mit der Demuth vertragen sich Ernst, Tapferkeit und ein männliches Gemüth gar wohl; und auch in diesen Tugenden, als zu seiner künftigen Bestimmung so nothwendig, ward Maximilian geübt. Auf der Universität zu Ingolstadt leiteten die Jesuiten des Prinzen Studien; keine Wissenschaft blieb ihm fremd, und sein hochbegabter Geist erwarb sich in jungen Jahren schon eine Fülle von Kenntnissen und jenes sichere Urtheil, das die ergrauten Räthe seines Vaters bewunderten. Ueber Alles aber ging ihm sein heiliger Glaube, dem er mit brünstiger Andacht anhing, und für den er während seines Lebens als Christ und Fürst Alles opferte. Zu Anfang des Jahres **1590** bezog auch sein leiblicher Vetter, der Erzherzog Ferdinand von Grätz, die Hochschule von Ingolstadt. Ungeachtet der Verschiedenheit ihres Alters — Maximilian zählte siebzehn, Ferdinand erst zwölf Jahre — bildete sich zwischen den beiden Prinzen ein Verhältniß der traulichsten Freundschaft, das später alle Wirren der Politik überdauerte und von so großer Wichtigkeit für Teutschland und die Kirche ward. Vier Jahre hatte Maximilian zu Ingolstadt den Studien gewidmet; jetzt ging er zu seiner weitern Ausbildung mit dem Jesuiten Gregorius von Valentina auf Reisen, zuerst nach Prag an den Hof des Kaisers Rudolph, und dann nach Italien nach Loretto, wo er mit brünstiger Andacht die seligste Gottesmutter verehrte. Den **10.** April erreichte Maximilian Rom, die ewige Stadt; zwei seiner Brüder, Philipp und Ferdinand, zum geistlichen Stande bestimmt, waren ihm vorangegangen. Maximilian ward vom Papste Clemens **VIII.** auf das freundlichste aufgenommen und mit großer Auszeichnung behandelt. — Am Ostertage empfingen die bayerischen Prinzen mit den Cardinälen aus der Hand des Papstes

die heilige Communion. Nach vierwochentlichem Aufenthalte trat Maximilian die Rückreise über Loretto an, wandte sich über Mailand nach der Schweiz, um von da Lothringen, der Mutter Heimath, zu besuchen. Zu Nancy, Lothringens Hauptstadt, feierte er die Vermählung mit der Prinzessin Elisabetha Renata. Bald nach seiner Rückkehr legte Herzog Wilhelm die Bürde der Regierung auf die Schultern des kräftigen Sohnes, nahm ihn zum Mitregenten an, und übergab ihm vier Jahre darnach die volle Herrschermacht über Bayern. Er selber führte nun in klösterlicher Abgeschiedenheit ein gottgeweihtes Leben, ein wahrer Vater der Armen, der Nothleidenden und Kranken.

Maximilians heller Blick erkannte bald den nahen Ausbruch des Kampfes zwischen Protestanten und Katholiken; er rüstete sich mit Macht, ihn zu bestehen. Zuerst suchte er die Kirche in seinen Landen möglichst zu sichern und zu befestigen. Schon Herzog Wilhelm hatte das Lutherthum mit kräftiger Hand niedergehalten; Maximilian übte gleiche Wachsamkeit und Strenge. Die Jesuiten vornämlich hatten den Adel und die Bürgerschaft im Glauben erhalten; Maximilian berief jetzt die Capuziner, als ganz vorzüglich geeignet, das Landvolk durch Besuche in seinen Dörfern, durch Predigten und Beichtstuhl in der Anhänglichkeit an die Mutterkirche zu stärken. Alle Sorgfalt verwandte er, um mit den Bischöfen seines Landes einen tüchtigen Clerus heran zu bilden. In der Absicht, vornämlich seinen Vetter Philipp, Herzog von Neuburg, für die die Kirche zu gewinnen, veranstaltete er zu Regensburg zwischen beiden Theilen ein Religionsgespräch; es führte aber, wie alle früheren, zu Nichts.

Bayern war unter der Regierung des übergütigen Herzogs Wilhelm sehr herabgekommen; Maximilian hob es in kurzer Zeit auf eine hohe Stufe des Wohlstandes und Ansehens; er tilgte die Schulden, verbesserte den Staatshaushalt und schuf ein treffliches Heer, das von ausgezeichneten Offizieren, wie Tilly, Mercy, Johann von der Werth, befehligt, sich mit jedem andern in Europa an Tapferkeit und Kriegsruhm messen konnte. Ingolstadt befestigte er. Immer hielt er an dreißigtausend regulärer Truppen im Felde. Nach und nach übte er die ganze waffenfähige Mannschaft seines Landes zum Kampfe ein, so,

daß kein Stamm der Teutschen während des langen dreißigjährigen Krieges eine bessere Wehrverfassung hatte, als der bayrische.

Das Vorspiel des Krieges war Maximilians Zug wider Donauwörth; es hatten die Protestanten in dieser Stadt die Katholiken während einer Procession überfallen, und sie wie auch den Abt des Klosters mißhandelt (1595). — Die Protestanten weigerten sich, die verlangte Genugthuung zu leisten; so ward nach vieljähriger Verhandlung die widerspenstige Stadt von Kaiser Rudolph II. mit der Reichsacht belegt, die Vollziehung derselben dem Herzoge Maximilian aufgetragen. Er nahm Donauwörth und schaffte darin den lutherischen Gottesdienst ab (1607); darüber erhoben die Protestanten laute Beschwerden, Churpfalz am meisten. Auf dem Reichstage zu Regensburg traten zuerst die beiden Häupter der beiden wittelsbachischen Linien, Maximilian von Bayern und Friedrich von der Pfalz, einander zum erstenmale entgegen. Der Kaiser verlangte dringende Hilfe gegen die Türken; die Katholiken wollten sie leisten, aber die Protestanten verlangten ehevor Abstellung ihrer Beschwerden und Bestätigung des Religionsfriedens. Zum Letzten erklärten sich die Katholiken bereit, wenn zugleich in den Frieden die Clausel aufgenommen würde, daß Alles, was seit dessen Stiftung der katholischen Kirche entrissen worden, ihr wieder zurückgegeben würde. Aber mit dieser nur gerechten Forderung griffen sie den Protestanten in das Herz; für was waren denn die Meisten von ihnen Lutheraner und Calvinisten geworden? — Erbittert und drohend verließen die Protestanten den Reichstag und versagten dem Kaiser jede Hilfe.

Bald darauf schlossen die protestantischen Stände zu Ahausen im Ansbachischen, der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Christian, Fürst von Anhalt, Johann Friedrich von Würtemberg, Pfalzgraf Ludwig Philipp von Neuburg, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst zu Brandenburg und der Markgraf Georg Friedrich von Baden ein Bündniß, Union genannt. Die calvinische Churpfalz führte das Directorium; an dieselbe schlossen sich bald alle calvinischen Fürsten Teutschlands an; mit den Calvinisten Frankreichs unterhielten sie Verbindungen, und so bildete sich zu großer Gefahr des Reiches eine

französische Partei. Die Union stellte eine Kriegsmacht auf, ernannte Oberste, und ordnete Gesandte nach England und Frankreich ab. Des Bundes Absicht war, nöthigenfalls mit Hilfe von Ausländern die teutsche Verfassung zu stürzen, und dem Kaiser entgegen zu treten. Dieß zeigte sich offenbar, als nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Cleve wegen seiner Hinterlassenschaft Unruhen ausbrachen. Die Union trat mit Heinrich **IV.**, dem Könige von Frankreich, in ein förmliches Bündniß; das Haus Habsburg sollte unterdrückt, ganz Europa umgestaltet werden. In der That, für Teutschland, für das Kaiserhaus war das Aergste zu befürchten. Heinrich ward das Haupt des Bundes; schon hatte er eine Macht von fünfzigtausend Mann versammelt und Truppen nach Jülich gesandt; schon standen die Schaaren der Union schlagfertig, hatten Würzburg und Bamberg besetzt, und so dem Reichsfeinde den Weg zum Herzen des Vaterlandes gebahnt. Da trat ihnen Maximilian von Bayern entgegen. Schon im Jahre **1609** hatte er die katholischen Fürsten, die Churfürsten von Mainz, Cöln, Trier, die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Passau, Regensburg und Constanz zu einer Verbindung — Liga — vereinigt; Ferdinand, der Erzherzog, war ihr das Jahr darauf beigetreten. Unvermeidlich schien der Ausbruch des Krieges; da schützte noch die Vorsehung Teutschland in seiner schwächsten Stunde. König Heinrich ward von Ravaillac ermordet (**1610**), Churfürst Friedrich starb ein Vierteljahr nach ihm; der Verlust ihrer Häupter und Maximilians feste Haltung benahmen den Mitgliedern der Union die Kriegslust. Beide Theile, Katholiken wie Protestanten, schlossen zu München einen Stillstand, und legten die Waffen nieder. So ward vor der Hand der Kampf hinausgeschoben; der Ausbruch desselben nur um so gewisser.

XXIX. Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg. — Kaiser Ferdinand II. — Tilly und Wallenstein. — Gustav Adolph, König von Schweden. — Kaiser Ferdinand III. — Das Elend Teutschlands. — Der Westphläische Frieden.

Da loderte des Krieges Feuer in Böhmen auf. Mathias, von den Ständen gerufen, zwang seinen Bruder Rudolph, den Kaiser, die Krone Böhmens niederzulegen. Dem Kaiser brach der Gram das Herz (1612), und an Mathias kam die ersehnte Kaiserkrone; aber eben so wenig, als Rudolph, vermochte er der wachsenden Erbitterung der Parteien, der Verwirrung aller Orten zu wehren. Die Union und die Liga verklagten und bedrohten sich wechselweise, und die Stimmung ward nur um so gereizter, als Prinz Wilhelm von Neuburg zur katholischen Kirche zurückkehrte, Magdalena, Maximilians Schwester, ehlichte, und nach dem Tode des Vaters im Herzogthume Neuburg den alten Glauben wieder aufrichtete. Der Kaiser konnte nichts thun, als ermahnen; von keiner Partei ward ihm mehr Gehorsam geleistet; wollte er die eine begünstigen, so mußte er fürchten, daß die andere über ihn herfiele.

In Böhmen selber gewannen die Protestanten immer mehr das Uebergewicht: schon hatten sie den Kaiser Rudolph zur Ausfertigung eines Majestätsbriefes genöthigt, welcher den Herren, den Rittern und Städten freien Cultus gestattete und sie den Katholiken gleichstellte; nur diesen Ständen bewilligte der Brief, protestantische Kirchen auf katholischem Grunde zu bauen, keineswegs aber den Unterthanen katholischer Grundherrn. Dennoch erlaubten sich solches die Unterthanen des Erzbischofs von Prag zu Kloster Grab und des Abtes von Braunau; diese Prälaten protestirten, und auf kaiserlichen Befehl ward die lutherische Kirche zu Kloster Grab niedergerissen, die zu Braunau geschlossen. Die Protestanten, an ihrer Spitze der Graf Mathias von Thurn und ein Edelmann, Tschernembl, reichten gegen solches Verfahren in bitteren Ausdrücken eine Beschwerdeschrift bei dem Kaiser ein. Als dieser ihnen dafür einen drohenden Verweis gab, drangen die Protestanten zu Prag in

das königliche Schloß, und warfen die Grafen Martinitz und Slawata, als die vermeintlichen Verfasser der kaiserlichen Antwort, nebst dem Secretär Fabricius aus dem Fenster. Hierauf wurden die Jesuiten aus dem Lande vertrieben; ein Ausschuß von dreißig Räthen übernahm die Regierung, und ließ allenthalben Truppen werben. Da starb Mathias (1619); ihm folgte der Erzherzog Ferdinand, bereits gekrönter König von Böhmen und Ungarn, in den österreichischen Erblanden und noch selbigen Jahres erhielt er zu Frankfurt auch die Kaiserkrone.

So hatte nun einmal das Reich, was es so sehr bedurfte, — einen Kaiser, der nicht blos den Namen, sondern auch Muth und Kraft eines solchen in sich trug; so hatte denn auch die Kirche einen Schutzherrn, der voll der innigsten Ueberzeugung an ihr hing, und zugleich Willen und Macht hatte, ihr in ihrer Bedrängniß zu Hilfe zu kommen, und sie, die tiefgebeugte, wieder aufzurichten. Das war Ferdinand, und das wollte er. Habsburgs Adler war aus seinem Schlummer erwacht. Zu Rom hatte der Papst den jugendlichen Erzherzog zum Kämpfer für die Kirche eingesegnet mit den Worten: „Gott wird mit dir sein als ein starker Helfer, und alle deine Rathschläge auf dem Wege des Heiles leiten.“ — Mit Gebet und heiligem Ernste war Ferdinand an das schwere Werk gegangen, dem Abfalle in seinen Landen zu wehren und sie zur Mutterkirche zurückzuführen. Als er des Jahres 1596 in Grätz zu Ostern zum Abendmahle ging, soll er der Einzige gewesen seyn, der es aus der Hand eines Priesters empfing, und außer ihm hätten nur drei Bürger in seiner Hauptstadt den katholischen Glauben bekannt. Statt darüber muthlos zu werden, fühlte er nur größere Gluth für sein mühseliges Werk. Vielfach und übermüthig hatten die Protestanten in seinen Landen ihre Privilegien überschritten; er zog sie ein. Die Stände klagten und drohten. Der Erzherzog antwortete: „er werde eher alles verlieren, was er durch Gottes Gnade besitze, als daß er einen Fuß breit weiche.“ — Da beugten sich die Stände; binnen wenigen Jahren vollbrachte Ferdinand das scheinbar Unmögliche, die Ausrottung des Lutherthums und die Aufrichtung der Kirche in seinen Staaten, und verfuhr bei allem durchaus

nöthigen Ernste mit einer Milde, welche selbst protestantische Schriftsteller anerkennen.

Ferdinands Erhebung auf den Kaiserthron erfüllte die bedrängten Herzen der Katholiken mit neuer Hoffnung; aber die Protestanten gaben nichts verloren; sie hatten den neuen Kaiser fest umgarnt, es schien ihrerseits nur eine letzte Anstrengung zu bedürfen, um Ferdinand zu vernichten. Sie machten diese. Von allen Seiten zogen sie wider Ferdinand mit ihren Schaaren. In Ungarn spielte Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, den Herrn und streckte die Hand nach seiner Krone aus; Böhmen war für ihn bis auf Budweis verloren; die Ober- und Unterösterreicher verweigerten ihm die Huldigung und drangen mit böhmischen Schaaren nach Wien, ihren Herrn zu belagern. Ferdinands Lage war verzweiflungsvoll; er hatte weder Geld noch Truppen, schon flogen die Kugeln der Aufständischen in seine Burg, schon beriethen sich diese, was sie mit seiner Person, seinen Kindern, seinen Brüdern thun, wie sie seine Länder vertheilen sollten. Aber Ferdinand wankte nicht. Mit Ungestüm drangen Abgeordnete der Empörer zu Ferdinand; Einer derselben, Thonrädl, ergriff ihn am Knopfe seines Gewandes und mahnte frech und drohend: „Ferdinandlein, willst du unterschreiben!?“

Da ertönten in diesem Augenblicke zum größten Schrecken der Aufrührer Trompeten auf dem Burgplatze, die Ankunft des Cuirassirregimentes Dampierre verkündigend; ihnen zog Fußvolk nach; da flohen sie. Die katholischen Bürger und Studenten griffen zu den Waffen; Graf Buquoi, Ferdinands Feldherr, hielt die Böhmen auf; und bald war Wien, war der Erzherzog befreit.

Aber noch war für diesen die Gefahr nicht vorüber; es erklärten ihn die Böhmen mit den Schlesiern und Mähren des Thrones für verlurstig, und erwählten den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Umsonst warnte Maximilian von Bayern den Vetter; umsonst riethen ihm der Churfürst von Sachsen, ja sein eigener Schwiegervater, König Jacob von England, ab; der Glanz der Königskrone und das Zureden einer geliebten Gattin lockten den Jüngling. Den **4. Nov. 1619** ward Friedrich in Prag gekrönt; er, ein eifriger

Calviniſt, nahm gleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung den Katholiken die herrliche Domkirche, und übergab ſie ſeinen Glaubensgenoſſen; dieſe riſſen die Altäre nieder, zertrümmerten mit Aexten die Crucifixe, die Statuen der Heiligen, und entehrten die Gräber und Reliquien derſelben. Da, wo früher der Hochaltar geſtanden, ward nun ein Tiſch mit zwölf Seſſeln aufgeſtellt; auf dem Tiſche ſtand ein Kuchen und ein Trinkgefäß. Alsbald erſchien der neue König, ſetzte ſich, brach ein Stück vom Kuchen ab, aß und trank. Den Uebrigen, die dieſes Abendmahl mithalten wollten, wurden Stücke von dem Kuchen gereicht, worauf ſie einen ordentlichen Trunk thaten. Zum Schluſſe hielt Scultetus, der Hofprediger, eine Rede voll Schmähung des alten Glaubens. Bald wurden die katholiſchen Kirchen von ganz Böhmen auf calviniſche Weiſe, wie zu Prag, gereinigt; der Gottesdienſt, wie dort, gehalten. Ja, Friedrich ging ſo weit, die Ausſpendung des heiligen Abendmahles nach katholiſchem Ritus ſogar an Kranke zu verbieten.

Solch' eben ſo unkluge, als grauſame Maßregeln entzogen ihm die Liebe der katholiſchen Böhmen, und erbitterten auswärts Proteſtanten eben ſo ſehr, wie Katholiken. Laut jammerte der Hofprediger des Churfürſten von Sachſen, „daß nunmehr die Böhmen dem calviniſchen Antichriſt in den Rachen ſollten geſteckt werden!" Friedrich hatte mit Gewißheit auf den Beiſtand der Union gerechnet; allein ſie begnügte ſich, die Unterpfalz zu beſchützen; nach Böhmen ſandte ſie keine Hilfe. Dahin brach nun Maximilian von Bayern mit dem Heere der Liga auf; unter ihm befehligten Alexander Graf von Haßlang und Johann Tſcherclas Freiherr von Tilly. Zu Schärding weihte ein wunderbarer Mönch, der Carmelite Dominicus von Jeſu-Maria, die Hauptfahne mit dem Bilde der ſeligſten Mutter Maria, das Kindlein tragend, und trotz aller Hinderniſſe drangen die Bayern muthvoll in Böhmen ein. Sie litten ſchrecklich durch Mangel und Krankheit*), aber ihre Ausdauer über-

*) Thomas Geiger, der Oberfeldarzt der Bayern, berechnet ihren Verluſt auf 20,000 Mann. Tilly riß eines Tages dem Carmeliten Dominicus einen Apfel aus der Hand mit den Worten: „Ich ſterbe vor Hunger!"

wand alle Hinderniſſe; ſie erreichten, nachdem Buquoi mit den Oeſterreichern einigermaßen den Verlurſt erſetzt, den 8. November 1620 die Höhen vor Prag. Hier auf den ſogenannten weißen Berg hatten ſich die Böhmen und Ungarn in trefflicher Stellung verſchanzt. Buquoi rieth zur Umgehung derſelben; Maximilian von Bayern und Tilly waren für ſchnellen nachdrucksvollen Angriff. Die Generäle ſtritten. Da trat Dominicus von Jeſu=Maria zu ihnen, und rief: „Ach, ihr Söhne der Kirche; iſt es Zeit zu zweifeln und zu zaudern? Wie, jetzt, da der Herr Seine und eure Feinde euch in die Hände gibt, ſollten wir ſie nicht angreifen — ſie, die wir, ſo gewiß wir leben, überwinden werden?“

Dieſe Worte des gottbegeiſterten Mannes wirkten. Laut rufend: „Heilige Maria!“ die Hauptfahne voran, erſtürmten die Katholiken die Schanzen. Nur eine Stunde dauerte der Kampf; der Sieg der Katholiken war vollſtändig. Triumphirend zog Maximilian in Böhmens Hauptſtadt ein, wo alsbald des Kaiſers Herrſchaft und der katholiſche Gottesdienſt wieder hergeſtellt wurden. Den flüchtigen Friedrich traf Schlag auf Schlag; Spanier, des Kaiſers Verbündete, hatten ſeine Rheinpfalz beſetzt, die Union ihn verlaſſen. Für ihn erhob ſich jetzt der Graf Mannsfeld, ein kecker Feldherr; ohne einen fußbreit Land zu beſitzen, ſtellte er ein Heer von zwanzigtauſend Mann auf, und ernährte es mit Raub, Plünderung und Brandſchatzung, womit Freund und Feind und vor Allen die rheiniſchen und fränkiſchen Bisthümer und Stifter heimgeſucht wurden. Furchtbar war der Gräuel und die Verwüſtung, wo dieſe zuchtloſen Banden hausten. Zu dem Mannsfelder ſchlugen ſich der Markgraf von Baden=Durlach, Friedrich Georg, und Chriſtian von Braunſchweig, ein wahres Scheuſal. Er hatte bei ſeinem Heere eigene Brandmeiſter, welche Städte und Dörfer kunſtmäßig anzündeten. Laut rühmte er ſich, in katholiſchen Ländern Frauen und Jungfrauen geſchändet und Geiſtliche auf die ſchmachvollſte Weiſe verſtümmelt zu haben. Aber Tilly mit den Truppen der Liga zerſtäubte nach hartnäckigem Widerſtande dieſes Geſindel; Mannsfeld floh nach Frankreich, Chriſtian nach England; dort warben ſie mit fremdem Gelde auf das Neue Truppen wider ihr Vaterland.

Der Kaiser, welcher bisher gegen seine Feinde die äußerste Milde bewiesen, zeigte jetzt strengeren Ernst, er sprach über Friedrich V. die Reichsacht; seine Churwürde und die Oberpfalz übergab er Maximilian, und so ward Einer der ältesten und kräftigsten Stämme der Teutschen, der bayerische, wieder in sein uraltes Recht der Chur eingesetzt.

Nun trat König Christian von Dänemark auf den Kampfplatz; ihn gelüstete es, seine Söhne mit teutschen Bisthümern, als Halberstadt und Hildesheim, zu versorgen, und, wenn es ginge, ein Paar Stücke von Teutschland abzureißen. Zu ihm stießen mit ihren Schaaren der Mannsfelder und Braunschweiger. Aber auch der Kaiser, der bisher nur mit den Waffen der Liga gestritten, besaß jetzt ein eigenes Heer; Albrecht, Graf von Wallenstein, ein reicher Edelmann aus Böhmen, hatte ein stattliches Heer für ihn geworben, und unterhielt es, wie der Mannsfelder, aus den Brandschatzungen eroberter Länder. Wallenstein schlug den Mannsfelder bei Dessau gänzlich, Tilly überwand den König Christian bei Lutter am Barenberge. (1626) Der Däne bat um Frieden. Fortwährend stieg das Ansehen und die Macht des Kaisers; solches war hauptsächlich das Verdienst seines Feldherrn Wallenstein; es befehligte dieser ein Heer von einmalhundertfünfzigtausend Mann, zu dessen Erhaltung er Nordteutschland mit fürchterlichen Erpressungen aussaugte. Ferdinand belohnte ihn mit den Herzogthümern Meklenburg und Sagan. So ward Wallenstein nun selber Reichsfürst, ward der rechte Arm des Kaisers, der mit eiserner Faust jeden Widerstand niederhielt; alle seine Gegner sah jetzt Ferdinand zu seinen Füßen, und mächtiger war er jetzt, als Carl V. nach der Schlacht bei Mühlberg.

Ein wenig edler und fester Fürst, als Ferdinand II., hätte wohl jetzt blutige Rache an den Protestanten genommen. Ferdinand aber beschränkte sich blos darauf, von den Protestanten alle jene Stifter, Klöster und Bisthümer zurückzufordern, welche sie seit dem Passauer-Vertrage widerrechtlich den Katholiken entrissen hatten. Diese Zurückgabe befahl Ferdinand in einem Erlasse vom 6. März 1629, das Restitutionsedict genannt. Ein Dritttheil ihrer Besitzungen sollten die Protestanten nun herausgeben; in allen Gegenden, wo der katho-

lische Gottesdienst wider den Religionsfrieden unterdrückt worden, mußte er wieder hergestellt werden. Nur Chursachsen wurden hierin einige Begünstigungen zugestanden. Die Ausführung dieser Beschlüsse übernahm eine kaiserliche Commission; sie machte den Anfang mit Oberteutschland; zum Theile mit Waffengewalt wurden die lutherischen Kirchen geräumt, die Prädicanten vertrieben. Offenbar enthielt das Restitutionsedict nichts Ungerechtes; aber es verwundete die Protestanten auf das tiefste, und reizte die Erbitterung wider den Kaiser und die Katholiken auf das äußerste. Doch gegen ihre Macht und den gefürchteten Wallenstein schien kein Widerstand möglich.

Da ändert sich plötzlich die Lage der Dinge; Wallenstein wird auf Andringen der Churfürsten, zumal Maximilians, von Ferdinand entlassen; fast zu gleicher Zeit landet König Gustav Adolf von Schweden *) mit einem erlesenen Heere in Pom-

---

*) Den bedrängten Protestanten zu helfen, war bei Gustav Adolf nur Nebensache. Ehrgeiz und Eroberungslust führten ihn vornämlich nach Teutschland. So glaubt selbst seine Tochter Christine, und offen gesteht Oxenstiern, Gustavs erster Minister und vertrautester Freund, daß derselbe wegen Pommerns und der Seeküste halber gegen den Kaiser die Waffen ergriffen. Schon vor seiner Landung hatte er gegen den Kaiser eine gebieterische Sprache geführt und geradezu verlangt, es sollten alle festen Plätze an der Seeküste geschleift, ja keine Kriegsschiffe in den teutschen Häfen erbaut, die bereits erbauten wieder abgeschafft werden. Mit seinen Siegen erweiterten sich auch Gustav Adolfs Pläne; er streckte die Hände nach der Kaiserkrone aus; schon nach der Schlacht bei Leipzig verhieß ihm der Churfürst von Sachsen seine Stimme zum Kaiser; Augsburg schmeichelte sich, Gustav Adolfs Hauptstadt zu werden und schwur ihm bereits den Huldigungseid. In den Unterhandlungen mit dem Churfürsten Maximilian von Bayern verlangte der Schwedenkönig von ihm geradezu die Zusage seiner Stimme bei der nächsten Kaiserwahl. Die Churfürsten seines Reiches wollte Gustav aus seinen Ministern und Generalen nehmen und hatte bereits einen guten Theil Teutschlands unter ihnen vertheilt. Dieser Schwede, der einen großen Theil von Teutschland verwüstete, der nur seinen Vortheil suchte, der nicht blos gegen katholische, sondern gegen protestantische Reichsfürsten und deren Länder willkürlich, despotisch und treulos verfuhr, ward und wird noch immer von gar vielen Protestanten als der Retter ihres Glaubens und der teutschen Freiheit gepriesen.

mern, um im Kampfe wider den Kaiser sich Kriegerruhm und ein neues Reich zu erobern. Frankreich unterstützt ihn. Schnell treibt er die Kaiserlichen aus Pommern und Meklenburg, zwingt den Churfürsten von Brandenburg zu einem Bündnisse, und zieht dann wider Tilly, der da Magdeburg belagert und es mit Sturm nimmt. *) (1631.)

*) Magdeburg erlitt das fürchterliche Schicksal einer mit Sturm genommenen Stadt. Hierüber bemerkt der sehr geachtete protestantische Schriftsteller Leo: „Es bleibt die Art und Weise, wie sich Magdeburg freiwillig an die Schweden gegen den Kaiser angeschlossen, nichts mehr und nichts weniger als Reichs- und Volksverrath, und im Grunde hat die Stadt ihr Schicksal verdient.“ An dem Brande und Untergange Magdeburgs sei, so behaupten viele Geschichtschreiber der Protestanten, vornämlich Tilly Schuld; ja er hätte sogar einigen Officieren, die ihn gebeten, er möge dem Rauben und Morden Einhalt thun, geantwortet: „Kommt in einer Stunde wieder!“ — Allein dieß ist durchaus unwahr; Protestanten selber vertheidigen den verleumdeten Feldherrn der Katholiken: „Solche Beschuldigung, bemerkt der protestantische Geschichtschreiber Menzel, wird durch alle Umstände (sie geboten den Katholiken dringend die Erhaltung Magdeburgs) und durch Tillys sonstige Sinnesart widerlegt.“ — Tilly im Gegentheile bot Alles auf, die unglückliche Stadt zu retten. Nach dem Berichte eines Augenzeugen (des Paters Sylvius, Verwesers des im Jahre 1628 zu Magdeburg wieder errichteten Prämonstratenser-Stiftes des Liebfrauen-Klosters) ritt Tilly mit Thränen in den Augen durch die Stadt nach allen Richtungen, und zwang die Soldaten durch Versprechungen und Drohungen abzulassen vom Morden und die Flammen zu löschen. Dem Pater Sylvius, um den sich das Volk, weil er durch das weiße Kleid leicht bemerkbar, Schutz suchend schaarte, rief er auf französisch zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, so viel du kannst, dem Verderben!“ — Und er selbst stieg ab vom Pferde, und hob einen Knaben auf, der an der Brust der entseelten Mutter lag, sprechend: „Das sei meine Beute.“ — Bei dem allgemeinen Brande öffneten die Prämonstratenser die Pforten ihres Klosters, und nahmen die Hilfesuchenden auf, so viel es fassen konnte; siebenmal ward es vom Feuer ergriffen, und dennoch gerettet. Tilly behandelte alle Unglücklichen, so dem Verderben entronnen, mit innigstem Mitleid. Im Dome fand er tausend Menschen; sie hatten drei Tage nicht gegessen; sogleich ließ er unter die Hungrigen Brod austheilen; ohne Lösegeld gab er allen Geretteten die Freiheit; auf Mißhandlung der Frauen setzte er die Todesstrafe. Laut und mit übergroßem Danke erkannten die Magde-

Bei Leipzig treffen sie auf einander; Gustav Adolf hat sich durch die Sachsen verstärkt, und schlägt Tilly auf das Haupt. Diese einzige Niederlage raubt dem Kaiser und den Katholiken alle Frucht zehnjähriger Siege, und bringt sie in die größte Noth. Während die Sachsen in Böhmen einbrechen und Prag nehmen, eilt Gustav Adolf an den Rhein und Main, und erobert die Rheinpfalz, Speier, Mainz, Würzburg und Bamberg. In dieser Bedrängniß übergibt Ferdinand dem Wallenstein das Commando mit beinahe unumschränkter Machtvollkommenheit. Indeß Wallenstein in Oesterreich rüstet, zieht Gustav Adolf vom Main an die Donau. Bei Rain steht Maximilian, sein Bayern zu vertheidigen; aber der Schweden Ueberlegenheit und die schwere Verwundung seiner Feldherrn

---

burger solchen Edelmuth. Außer Tilly bezeigten sich gar viele kaiserliche Offiziere hilfreich gegen die Unglücklichen; so rettete Don Aynsa, ein Spanier, einen Pastor, Christoph Thodanus, nebst seiner jungen schönen Frau, was dieser selbst ausführlich beschrieben.

Es ist leider nur zu wahr, daß bei dem Sturme Magdeburgs furchtbarer Gräuel verübt ward; aber es darf auch nicht vergessen werden, daß die Magdeburger Alles thaten, die Belagerer auf das empfindlichste zu reizen, ja zur Wuth zu entflammen. Alle Friedensvorschläge wiesen sie trotzig zurück, wobei die lutherischen Prädicanten besonders hetzten: „Mit dem Frieden, so predigten sie, müßten sie ihre Religion verlassen, und mit dem Verluste ihrer Religion verlören sie auch ihr Seelenheil: die papistische Religion sei teuflisch und abgöttisch; besser sei, das Leben zu lassen, als das Seelenheil zu verlieren." Tilly forderte sie auf, einige bewährte Männer zu ihm in das Lager zu senden, und seine Minen zu besichtigen, und sich dadurch zu überzeugen, daß ihr Widerstand nutzlos sei und nur zu ihrem Schaden ausschlagen könne. Sie höhnten ihn dafür; das Oberhaupt des Reiches, den Kaiser, nannten sie einen Hund, auf Tilly verfertigten sie Spottlieder, den katholischen Soldaten riefen sie höhnisch zu: „Wo ist Eure Göttin Maria?" „Wird sie Euch nicht bald in die Stadt helfen? — Ihr Götzenanbeter!"

Neuere Forschungen lassen fast keinen Zweifel mehr übrig, daß Falkenberg, der schwedische Commandant von Magdeburg, an dem Brande die größte Schuld trägt. Ausdrücklich befahl er den Bürgern, sie sollten, falls die Hoffnung auf den Sieg schwinde, ja nach und nach ganz vernichtet sei, die Stadt dem päpstlichen Feinde durch angelegtes Feuer entreißen.

Tilly und Altringer zwingen ihn zum Rückzuge nach Ingolstadt. Hier behaupten sich die Bayern mit der entschlossensten Tapferkeit; mehr als dreitausend Mann seiner besten Truppen verliert Gustav Adolf in wüthenden Stürmen; nur mit Mühe entgeht er der Gefahr, durch eine Kanonenkugel, die bereits sein Pferd getödtet, zerrissen zu werden.*) — Da läßt der König von Ingolstadt ab; er geht nach Augsburg, und von da nach München. Die Stadt kauft sich mit schwerer, fast unerschwinglicher Schatzung von der Plünderung los; aber um München lodern an hundert Dörfer, von den Schweden angesteckt. Gustav Adolf ist jetzt am Gipfel seines Glückes; sein Ziel ist die teutsche Kaiserkrone, allein Gott erhält sie auf dem Haupte des katholischen Ferdinand.

Endlich bricht Wallenstein aus Böhmen auf, und vereinigt

---

*) Hier in Ingolstadt starb Tilly gottesfürchtig, wie er gelebt, die brechenden Augen auf das Kreuz gerichtet. Parteiische Geschichtschreiber haben seit Jahrhunderten den großen Feldherrn als Wütherich und Mordbrenner dargestellt. In Wahrheit ist Tilly ein Ehrenmann, wie Teutschland nur wenige zählt; von der untersten Stufe auf hatte er im Heere gedient, und nur durch seine Thaten sich die Oberfeldherrnwürde errungen. Sein Ansehen bei seinen Truppen, die unter seiner Anführung für die besten Europa's galten, war unbegränzt; sie hießen ihn nur den teutschen Josue. Tilly's Character zierten die schönsten Tugenden, ächte Gottesfurcht und die treueste Anhänglichkeit an die Kirche, Keuschheit, Demuth, Milde, Freigebigkeit und alle Gaben eines ausgezeichneten Feldherrn. Im hohen Alter konnte er sich rühmen, kein Weib berührt, keinen Rausch erfahren, und bis zum Treffen bei Leipzig keine Schlacht verloren zu haben. Irdische Glücksgüter waren ihm so gleichgültig, als Ehren; er starb arm. Kaiser Ferdinand II. hatte ihn bereits zum Fürsten erhoben; er aber lehnte diese Gunst ab, und zahlte dem kaiserlichen Secretär Geron fünfhundert Thaler, damit er das Diplom nicht ausfertige. Sein Herz war der Güte voll; so ließ er nach der Schlacht am weißen Berge (1621) zu Prag die Häupter des Aufstandes zu schleuniger Flucht, als das einzige Rettungsmittel, ermahnen; die Bewohner der protestantischen Stadt Nördlingen priesen ihn als ihren Erhalter. Obgleich an der Spitze eines eben so tapfern als zahlreichen Heeres verschwendete er fast Ermahnungs- und Warnungsschreiben, um die Reichsstände vom Kriege wider den Kaiser abzubringen und Frieden zu stiften. In Wahrheit, es war Tilly ein Feldherr, wie Bayern keinen, Europa wenige zählt.

sich bei Eger mit Maximilian. Sie ziehen auf Nürnberg. Rasch eilt der Schwedenkönig herbei, diese Stadt zu beschützen. Wallenstein bezieht ein trefflich verschanztes Lager, und schlägt den Sturm des Königs mit großem Verlüste zurück. Dieser mißlungene Angriff, der zunehmende Mangel und Krankheiten zwingen den König zum Abzuge; er wendet sich nach Bayern; aber auf die Nachricht, daß Wallenstein gegen Sachsen aufgebrochen, kehrt er um und eilt ihm nach. Da kommt es zwischen ihm und Wallenstein bei Lützen zur blutigsten Schlacht; (1632.) Gustav Adolf fällt, Wallenstein zieht sich nach Böhmen zurück. Hier entwirft er den Plan, mit Hilfe der Franzosen und Schweden sich zum Könige von Böhmen zu machen; da wird er zu Eger während der Nacht überfallen und als Hochverräther niedergestoßen. (1633)

Jetzt tritt des Kaisers Sohn, Ferdinand, der junge König von Ungarn, an die Spitze des Heeres; unter ihm befehligt Gallas; trotz aller Hindernisse entreißt er den Schweden Regensburg, und schlägt sie bei bei Nördlingen bis zur Vernichtung. (1634) Die Niederlage bei Leipzig ist mehr als gutgemacht. Darauf schließt Sachsen mit dem Kaiser den Frieden zu Prag, dem die meisten protestantischen Reichsstände beitreten; den Schweden scheint nichts anders übrig zu bleiben, als mit Schmach Teutschlands Boden verlassen zu müssen.

Da nimmt sich Frankreich der geschlagenen Schweden an, um Habsburgs Macht zu stürzen und Teutschland zu zerstückeln. Ein neuer Krieg beginnt, ein gemeiner Eroberungskrieg; für die Hilfe, welche Frankreich, das katholische Frankreich, den teutschen Protestanten leistet, bedingt es sich das schöne Elsaß aus, und Verräther des Vaterlandes, wie der würtembergische Vicekanzler Löffler und der badische Geheimrath Streif, sagen es zu. Oxenstirn, dem schwedischen Kanzler, soll als Churfürstenthum Mainz verbleiben, das ihm schon sein König zugedacht hatte, Bernhard, dem Herzoge von Weimar, dem besten Feldherrn Schwedens, wird ein Königreich am Oberrhein verheißen. Er nimmt Frankreichs Sold, und stellt für dasselbe ein Heer auf; mit besonderm Eifer dient dem schwedischen und französischen Interesse die Landgräfin Amalie

von Hessen, eine würdige Enkelin des Landgrafen Philipp. So entbrennt auf das Neue der Kampf, anfänglich mehr mit Schaden und Schande, als mit Ruhm für Frankreich. Mitten in diesen Kämpfen legt Kaiser Ferdinand das müde Haupt zur Ruhe. (1637.) Vielfach ist er gelästert und verleumdet worden; die ihn wirklich kannten, konnten ihn nur lieben und ehren; er war einer der edelsten Monarchen seiner Zeit gewesen. Selbst protestantische Schriftsteller sprechen zu seinem Lobe: „Seine Herzensgüte, gesteht einer von ihnen, war unverkennbar, seine Geradheit und Aufrichtigkeit liebenswürdig; seine Leutseligkeit natürlich und anziehend, sein Vertrauen zu Gott fest und unerschütterlich in allen Widerwärtigkeiten, seine Sitten und sein Lebenswandel streng und tadellos; in Staatssachen besaß er große Einsichten."

Sein würdiger Sohn, Ferdinand III., setzt mit Bayern und Sachsen wider die Feinde den Kampf mit gleicher Standhaftigkeit fort. Alle Friedensanträge scheitern an den maßlosen Forderungen der habsüchtigen Franzosen und Schweden. Da bieten der Kaiser und seine Verbündeten das Aeußerste auf, die Ehre und Unversehrtheit des Reiches zu erhalten. Glorreiche Thaten werden vollbracht; Johann von Werth, Maximilians General, dringt in das Herz von Frankreich, und Paris erzittert vor den bayerischen Reitern. Er, der tapfere Mercy, der Bayern Oberfeldherr, und der Herzog von Lothringen vernichten die französische Macht bei Tuttlingen (1643). Darauf schlägt Mercy den ersten General Frankreichs, Türenne, bei Mergentheim (1645) auf das Haupt; schon hat er bei Allersheim den Sieg über ihn und Condé errungen, als eine Kugel ihn durchbohrt und sein Tod die Bayern verwirrt. Auf der andern Seite treffen schwer die Schläge der Schweden und ihrer Verbündeten bei Wittstock, Leipzig, bei Jankau. Schauderhaft ist das Elend, herzzerreißend der Jammer Teutschlands; mit jedem Jahre wird es größer, der Krieg zuletzt nur mit Brand und Mord geführt: kein Frevel ist, den nicht die entmenschten Banden der Schweden verüben (der Schwedentrank!). „Nein, rief einst Bannier, ihr Feldherr, entsetzt, es wäre kein Wunder, wenn die Erde sich öffnete und Gottes gerechtes Verhängniß solch' ehrvergessene Frevler lebendig verschlänge." —

Drei Viertheile Teutschlands sind eine Wüste; Hungersnoth und gräßliche Krankheiten tödten mehr, denn das Schwert; die Todten werden die Nahrung der Lebenden; die Bevölkerung des so großen Reiches ist auf 4 Millionen geschmolzen; die Ueberlebenden sind oft mehr den Thieren, als den Menschen gleich; Sittenlosigkeit und Laster aller Art wuchern, und drohen den letzten Rest von Glaube und Ehre zu vernichten. Alles in Teutschland seufzt nach Frieden; der Kaiser ist bereit, Alles zu bewilligen, was Ehre und Glaube gestatten; allein die Teutschen sind nimmer Herr in ihrem Lande; Fremdlinge, die Franzosen und Schweden, die mit teutschem Blute ihre Siege wider Teutsche erfochten, gebieten und führen den Krieg so lange, bis daß der Kaiser und seine Verbündeten gänzlich erschöpft zu Osnabrück die maßlosen Forderungen ihrer Habsucht bewilligen müssen (1648).

Frankreich erhielt Elsaß, Schweden bekam Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem Theile von Hinterpommern, Wismar, Bremen, Verden zur Belohnung; hatten sie ja den Krieg als Teutschlands Freunde, als Beschützer seiner Freiheit und des protestantischen Bekenntnisses geführt! Die schwedische Armee ließ sich ihre unmenschlichen Gräuel und die zahllosen Raub- und Mordthaten von den Teutschen mit fünf Millionen Thalern bezahlen. Hessenkassel, so standhaft in der Empörung und im Kriege wider seinen Kaiser, erhielt die Abtei Hirschfeld und sechsmalhunderttausend Thaler, welche die angrenzenden geistlichen Stifter aufbringen mußten. Carl Ludwig, Friedrichs V. Sohn, ward wieder in die untere Pfalz eingesetzt, und für ihn die achte Churwürde errichtet; die obere Pfalz mit Cham verblieben bei Bayern.

In Sachen der Religion wurden der Passauer-Vertrag und der Religionsfriede von 1555 auf das Neue bestätigt; die Calvinisten erhielten mit den Lutheranern gleiche Rechte; jedoch ward es einem reformirten Fürsten nicht gestattet, in seinen jetzigen und später ihm zufallenden Ländern sein Bekenntniß einzuführen und die Güter der Kirche und Schulen an seine Glaubensverwandten zu bringen. Zur Rückgabe und Wiederherstellung der Kirchen, Schulen, geistlichen Besitzungen, Güter und Rechte ward das Jahr 1624 als Regel angenom-

men, d. h., wer den 1. Jänner 1624 in Teutschland im Besitze kirchlicher Dinge gewesen, sollte wieder in denselben eintreten. Das Jahr 1624 ward zugleich das Normaljahr für die Religion in den Reichsstädten und für die Religionsübung der Protestanten also, welche unter katholischen, und für Katholiken, die unter protestantischen Landesherren standen; diejenigen Katholiken und Protestanten, welche im Jahre 1624 öffentlichen oder geheimen Gottesdienst gehabt, sollten denselben behalten, alle Uebrigen bekamen nur die Erlaubniß der Auswanderung. In seinen eigenen Erbstaaten ließ sich der Kaiser nichts vorschreiben, bewilligte jedoch den Protestanten in Schlesien einige Vergünstigungen.

Dieß ist der westphälische Friede; Papst Innocenz XI. protestirte gegen ihn, in so weit er die Rechte und die Güter der Kirche beschädigte, und that demnach nur, was seine Pflicht gebot. Ein Religionskrieg — dieß Gute brachte der Friede — konnte nun nicht leicht mehr zwischen den Protestanten und Katholiken ausbrechen; aber um so heißer ward der Kampf zwischen ihnen auf der Kanzel und in Schriften geführt, und es hat dieser Kanzel- und Federkrieg fortgedauert bis auf diese Zeit.

Im Andern brachte dieser Friede nur Jammer und Schmach über Teutschland; fremde Mächte, wie Frankreich und Schweden, erhielten durch ihn ein förmliches Recht, sich in die Angelegenheiten des Reiches zu mischen, und übten dasselbe nur zu oft auf anmaßliche Weise aus; der Rest der kaiserlichen Gewalt ward vollends gebrochen, sein Name war blos mehr ein Schatten, und die Fürsten benahmen sich bald als völlig unabhängige Herren, die nach Kaiser und Reich nichts zu fragen hätten; beide Confessionen, fast einander gleich an Zahl und Macht, beobachteten sich nun wechselseitig mit Mißtrauen; jede Staatsfrage ward zugleich argwöhnisch zur religiösen gemacht; gelähmt und gehemmt waren alle gemeinsamen Bestrebungen, die das Reich wieder heben konnten. So im Innern entzweit, verlor Teutschland gegen das Ausland alle Macht, alles Ansehen, und es ging das einst so starke und so geehrte Reich seiner völligen Auflösung entgegen.

Noch drei Jahre nach dem westphälischen Frieden herrschte **Maximilian, und suchte die blutenden Wunden Bayerns zu**

heilen; er hatte als Katholik, Fürst und Landesvater den Kelch des bittersten Leidens getrunken, sein Land*) fünfmal durch die Einbrüche des Feindes verwüstet und Teutschland voll Jammer und Elend gesehen. Er nebst seinem Freunde Ferdinand und den Katholiken Teutschlands hatten in diesem schauerlichen Kriege die schwersten Opfer gebracht — mit Freuden, wenn nur um solchen Preis dem teutschen Vaterlande das Glück des wahren Glaubens erhalten werden konnte. Während seiner Regierung, trotz der jammervollen Kriegszeiten, stiftete er fünf Klöster, spendete den Hütern des heiligen Grabes, den Söhnen des heiligen Franziscus, an dreimalhunderttausend Gulden, richtete Spitäler auf, wie das zum heiligen Joseph in München, und verwendete zahllose Summen zum Loskaufe von Christen aus türkischer Gefangenschaft. Als Maximilian den Tod nahen fühlte, da ließ er durch die Prediger von den Kanzeln alle, die er beleidigt oder geärgert hätte, um Verzeihung bitten, gab seinem Sohne und Nachfolger Ferdinand Maria die letzten Lehren väterlicher Weisheit, seinem Lande den Segen und entschlief in dem Herrn am 27. September 1651 zu Ingolstadt.

XXX. Kapitel.

Von den Orden und Heiligen dieser Zeit.

Das Aergerniß, das während der Reformation viele Mönche und Nonnen durch Abfall und ausgelassenes Leben gege-

---

*) Noch hört man in Bayern das alte Volkslied:

Der Schwed ist gekommen,
Hat Alles mitgenommen,
Hat d'Fenster eingeschlag'n,
Hat's Blei rausgrab'n,
Hat Kugeln d'raus gossen
Und d' Bauern erschossen.

Und in Hessen sang man:

Bet', Kinder! bet!
Morgen kommt der Schwed,
Morgen kommt der Ochsestern,
Der soll Euch wohl bete lern'.

ben, ward durch neue Orden zu dieser Zeit gestiftet, mehr als gut gemacht. Gerade durch diesen Abfall wurden eine Reihe geistlicher Verbindungen hervorgerufen, welche neben dem beschaulichen Leben sich der Uebungen der werkthätigen Liebe des Nächsten beflissen, und sich der Pflege der Kranken, des Unterrichtes der Jugend, der Predigt des göttlichen Wortes, der Bekehrung der Heiden sich widmeten. Es lieferten diese Orden den Beweis, daß Christus Seine Kirche noch nicht verlassen, daß Sein heiliger Geist noch immer mit der alten Macht in ihr wirke. — Der berühmteste dieser Orden wurde durch umfassende Thätigkeit die Gesellschaft Jesu, deren Hauptziel war die Verherrlichung Gottes mittels Erhaltung und Ausbreitung des wahren Glaubens. Die andern Orden beflissen sich, die Ehre Gottes mehr durch die Werke der Liebe zu fördern.

Von dieser Liebe entzündet, stiftete Hieronymus Emiliani, ein Venetianer, das Verbündniß der Somasker. Mit großer Tapferkeit focht er in zwei Feldzügen für seine Vaterstadt, ward aber bei Castelnovo (1508) nach entschlossener Vertheidigung gefangen und in den Kerker geworfen. Hier ging ihm ein anderes Licht auf; er bereute die Unordnung seines frühern Lebens, und beschloß, ganz Gott zu dienen, falls er die Freiheit wieder erhielte. Der Friede öffnete ihm den Kerker, und nun widmete er sich mit heißem Eifer und größter Selbstverleugnung ganz den Uebungen der Frömmigkeit und den Werken der Liebe. Jeder bewunderte ihn, als er während der Hungersnoth und Pest zu Venedig (1528) mit nie ermüdender Hingebung Tag und Nacht die Kranken besuchte und pflegte, sie zur Buße ermahnte, sein letztes Gewand und den letzten Bissen mit ihnen theilte, bis er gänzlich erschöpft von der bösen Krankheit selber befallen und an den Rand des Grabes gebracht wurde. Es reinigte ihn diese Todeskrankheit von dem letzten Reste sinnlicher Anhänglichkeit; allen weltlichen Geschäften sagte er gänzlich ab, als ein Apostel der Liebe trat er nun auf, und der Gegenstand seiner Liebe und Fürsorge wurden nun die Waisen, welche durch die Pest ihre Eltern verloren hatten, und arm und verlassen der größten Noth preisgegeben waren. Für sie sorgte er zuerst in Venedig; in einem eigenen Hause, zu dessen Erbauung er das Geld selber von Thüre zu

Thüre gebettelt, brachte er hier die Waisen unter. Dann ging er wie ein Vater, der seine verlornen Kinder sucht, von Stadt zu Stadt, den Waisen nach; zu Brescia und zu Bergamo legte er für sie Häuser an. Mehrere Personen, darunter zwei Priester, verbanden sich mit ihm zu diesem Liebeswerke; mit ihnen ließ er sich zu Somasco, einem Dorfe zwischen Bergamo und Mailand nieder, und von hier aus betrieb er die Errichtung von Häusern für die Waisen, in denen sie nicht blos Speise und Trank, sondern mehr noch wahrhaft fromme Erziehung genossen. — Bald sah er in Mailand und Pavia Anstalten für seine Kinder erstehen. Unabläßig blieb er für ihr Wohl besorgt, bis der Herr seinen treuen Knecht zu sich berief (1537).

Sein Verbündniß bestand auch nach seinem Tode, ward von Papst Paul III. bestätigt und von Pius IV. durch viele Privilegien ausgezeichnet. Pius V. nahm die Söhne des heil. Hieronymus unter die Mönchsorden auf, gab ihnen die sogenannte Regel des heil. Augustinus. Von jenem Dorfe Somasco erhielten sie den Namen Somasker; man hieß sie auch von der Kirche Sct. Majol zu Pavia die regulirten Geistlichen von Sct. Majol. Ihre Vorschriften verpflichteten sie bei strenger Lebensart, anhaltendem Gebete auch während der Nacht, zum Unterrichte des Landvolkes, und besonders zur Erziehung der Waisen. — Der Orden der Somasker hat für sie des Guten unendlich viel gethan.

Die Barnabiten.

Noch bei Lebzeiten des heiligen Hieronymus vereinigten sich drei Edelleute, Antonio Maria Zaccaria aus Cremona, Bartholomäus Ferrera und Jacob Antonio Morigia von Mailand, wie die ersten Christen ein gemeinsames Leben zu führen und für die Lehre und den Unterricht der Jugend zu wirken. Clemens VII. bestätigte dieses Verbündniß (1532). Ihren Namen haben sie von einer Kirche des heiligen Barnabas zu Mailand; eigentlich hießen sie die regulären Cleriker des heiligen Paul. König Heinrich IV. berief sie (1608) nach Frankreich und Kaiser Ferdinand II. nach Wien. Auffer den drei gewöhnlichen Gelübden versprechen sie noch eidlich, sich weder in noch außer ihres Ordens um ein Amt zu bewerben, und Wür-

den, die ihnen von Außen her sollten angeboten werden, nur mit Erlaubniß des Papstes anzunehmen. Außerdem hielten sie strenges Fasten und Stillschweigen. Ihre Kleidung ist das damals gewöhnliche lange schwarze Priestergewand.

Die Barnabiten stifteten großen Nutzen durch fleißiges Beichthören und Predigen, namentlich aber durch Unterricht der Jugend in Leitung von Seminarien. Trefflich waren sie auch als Missionäre, und ihre Missionen zu Vicenza, Pavia und Venedig reichlich gesegnet.

Mit den Somaskern verband sich (1616) die Gesellschaft der Väter der christlichen Lehre; ihr Stifter war Cäsar de Bus aus Cavaillon in der Grafschaft Venaissin. Sie widmeten sich, wie jene, dem Unterrichte der Armen, der Unwissenden und der Landleute. Papst Clemens VIII. billigte die Gesellschaft der Väter der christlichen Lehre (1597); aber es trennten sich diese bereits (1647) von den Somaskern, und bildeten nun einen Verein von Weltgeistlichen mit einfachen Gelübden.

In eben dieser Zeit bildete auch ein edler Spanier, der heilige Joseph Calasanze († 1648) für die Erziehung der Knaben seine Congregation, die später durch die Vergünstigungen der Päpste Paul V. und Gregor XV. sich zu einem religiösen Orden erhob (**Ordo piarum Scholarum**), daher ihr Name Piaristen. Allenthalben zeigte sich der regste Eifer für die religiöse Bildung der Jugend; so gründete der Priester Johann Augustin Adorno aus Genua ein Institut zum Unterrichte der Jugend; es ward von Papst Sixtus V. (1588) bestätigt. Cäsar Bianchetti, ein Edelmann aus Bologna, verband sich mit mehreren Laien, vorzüglich an der religiösen Belehrung der Kinder und Unwissenden zu arbeiten. Alle diese Orden und Congregationen waren meist für die Erziehung der Knaben und Jünglinge bestimmt; für den Unterricht der Mädchen und Jungfrauen ward zumal Angela von Merici berufen.

Die Ursulinerinnen.

Voll Liebe zu den armen Waisen war auch Angela Merici (1506) zu Desenzano, einem Dörflein am Gardasee, geboren. In zarter Kindheit schon hatte sie erfahren, was es

heiße, Vater und Mutter verlieren, und das Andenken an diese Noth war ihr immer geblieben. Ein gutthätiger Oheim nahm sie und ihr nur ein wenig älteres Schwesterlein zu sich, und zog sie in Gottesfurcht auf. Eine glühende Liebe zu Gott erfüllte damals schon ihr Herz, so, daß sie den Gedanken faßte, ferne von aller Welt in einer Einöde Ihm allein zu leben; wirklich, sie verließ auch ihr Haus. Aber der Oheim eilte ihr nach und bewog sie, wieder mit ihm heimzukehren. Im dreizehnten Jahre erst hatte sie das heißersehnte Glück, ihren Herrn in der heiligen Communion zu empfangen; damals war die Unwissenheit und das Verderbniß groß, der öftere Gebrauch der Communion fast unbekannt, und die, welche sie öfter empfingen, wurden verspottet und angefeindet. Seitdem Angela das Brod der Engel genossen, fühlte sie eine brennende Sehnsucht, dasselbe so oft als immer zu empfangen. Deshalb nahm sie das Gewand des dritten Ordens des heiligen Franziskus, nahm den Namen Angela an und machte sich desselben durch ein wahrhaft englisches Leben würdig. Der Anblick einer so gänzlichen Hingabe an Gott und so herrlicher Tugenden erregte das Staunen der Bewohner von Brescia; sie ehrten die Jungfrau um die Wette, empfahlen sich in ihr Gebet, und Jeder fühlte sich beglückt, wenn sie sein Haus betrat, und zu den Bewohnern von der Liebe Gottes von dem Leiden des Heilandes sprach, und ihnen die Nichtigkeit alles Irdischen und die Freuden des Himmels an das Herz legte. Vorzüglich pflegte sie zur Reinigkeit zu ermahnen, und nie endete sie, ohne zum öftern Empfange der heiligen Sakramente aufzufordern. Eine ganz besondere Gabe hatte sie, Feindschaften auszusöhnen. Auf ihr Bitten und Vorstellen legten zwei angesehene Männer von Brescia, Philipp von Sala und Franz Martinengo, den alten Haß ab und wurden zum Erstaunen der Stadt unzertrennliche Freunde.

Ihre Sehnsucht, die Oerter zu sehen, wo der Heiland gelitten, trieb sie nach dem gelobten Lande. Sie sollte dieselben betreten, aber sehen nicht; denn kaum war sie auf dem Meere, so erblindete sie plötzlich. Nur um so brünstiger ward ihre Andacht im Besuche der heiligen Oerter und der Verehrung des bittern Leidens Jesu. Auf der Rückfahrt erlangte sie auf der Insel Candia, in einem Kirchlein vor dem Ge-

kreuzigten betend, wunderbar und plötzlich ihr Augenlicht wieder, und erreichte, durch Gottes gnädigen Schutz aus dem Meeressturme und den Nachstellungen der Saracenen gerettet, dann Venedig. Angela gönnte sich keine Ruhe; sie eilte nach Rom; hier empfing sie das Oberhaupt der Kirche als eine treue Tochter Christi mit Liebe, und wollte sie zur Vorsteherin über Spitäler und Armenhäuser machen, ließ sie aber auf ihr Bitten nach Brescia ziehen; denn dorthin fühlte sich Angela wie vom Geiste Gottes getrieben.

Hier gründete sie nach dem Willen des Herrn ihre Genossenschaft, die sich der Erziehung junger und verlassener Mädchen, dem Unterrichte der Unwissenden, und der Pflege der Kranken und Armen weihte. Zweiundsiebzig Jungfrauen verbanden sich mit Angela zu diesen Liebeswerken, erwählten sie als ihre Oberin, und so herrlich war ihr Wirken zu jener Zeit, wo Unglaube und Aberglaube und Sittenlosigkeit allenthalben wucherten, daß man ihre Gesellschaft nur die heilsame, die göttliche hieß. Sie begaben sich unter den Schutz der heiligen Ursula, und davon hießen sie Ursulinerinnen. Unter diesem Namen bestätigte sie Papst Paul **III.** (**1544**).

Die Stifterin selber legte sich im Jahre **1540** auf das Sterbebett; in heiliger Ungeduld sah sie dem Augenblicke entgegen, der sie zu Jesu führen sollte; im Augenblicke ihres Hinscheidens leuchteten ihre Augen in himmlischer Klarheit, und englische Verklärung verschönerte ihre Züge (den **22.** März).

Der Orden der Ursulinerinnen breitete sich in Italien sehr aus; er bestand in der Folge theils aus Jungfrauen, die ohne Clausur zusammenlebten, und sich blos durch die einfachen Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit banden, theils aus solchen, die in geschlossenen Häusern lebten, theils aus getrennt wohnenden Schwestern. Magdalena von Saint-Beuve gründete (**1604**) ein Kloster der Ursulinerinnen zu Paris, das als ein viertes Gelübde den Unterricht der kleinen Mädchen auf sich nahm. — Paul **V.** bestätigte diesen Zweig der Ursulinerinnen als eigenen Orden. Immer weiter verbreiteten sich die Ursulinerinnen; im Verlaufe eines halben Jahrhunderts wurden nur allein in Frankreich dreihundertzwanzig Häuser errichtet.

Für die Bildung der weiblichen Jugend wirkte höchst wohlthätig die von dem gottseligen Pater Peter Fourier zu Pouffey in Lothringen gegründete Gesellschaft der Nonnen von Notre=Dame (Unserer lieben Frau) (1597). Sie verbreiteten sich in Frankreich, Teutschland und Savoyen. Für denselben Zweck arbeiteten die Jungfrauen der heiligen Genovefa, gestiftet (1636) von der Frau von Miramion; und die Schwestern der Schulen des Kindes Jesus, welche ein Minime, Nicolaus Barré, (1681) um sich versammelte. Er gründete Seminarien, wo Lehrerinnen gebildet und zum unentgeldlichen Unterrichte der Jugend ausgesandt wurden. Englische Fräulein, welche ihr Vaterland des Glaubens wegen verlassen mußten, bildeten in Frankreich, Teutschland, den Niederlanden und Italien einen religiösen Verein, und widmeten sich mit großem Eifer und bestem Erfolge der Erziehung der Mädchen (um 1620—30).

Die barmherzigen Brüder.

Ihr Stifter ist ein Portugiese, Johannes, geboren zu Monte=major (1495). Aus Begierde die Welt zu sehen, verließ er seine fromme Mutter, und diente in der Fremde eine Zeit lang als Schäfer, bis ihn die Kriegslust ergriff und er als Soldat wider die Türken zu Felde zog. Er kam bis nach Ungarn. Das unter seinen Kameraden herrschende Sittenverderbniß steckte auch ihn an; er verlor die Furcht Gottes, die Liebe zum Gebet, und gerieth immer tiefer in die Sünde. Es ward Friede mit den Türken; Johannes erhielt seine Entlassung und wanderte nach seiner Heimath; unterwegs aber, in der Gegend von Sevilla, trat er als Schäfer in den Dienst einer reichen Frau. Hier seine Schafe hütend, ferne von dem Waffengelärm und den Lockungen der Welt, erwachte in ihm, wie einst in dem verlornen Sohne, eine heiße Sehnsucht nach der Heimkehr zum Vater, den er in seinen Sünden verlassen; in brünstiger Reue, flammendem Gebete und strenger Abtödtung suchte er ihn wieder auf, und bald ward Johannes ein anderer Mensch. Er sann darauf, sein früheres böses Leben wieder gut zu machen und die Liebe des himmlischen Vaters wieder zu gewinnen. Als das beste Mitrel erschien ihm die Hin=

gabe seiner selbst in der Pflege und Bedienung der Unglücklichen. Deshalb wollte er nach Afrika gehen, um den Christensclaven — nach seiner Ansicht die Unglücklichsten — Trost und Beistand zu bringen. Auf dem Wege dahin traf er in Gibraltar einen Edelmann, der auf Befehl des Königs von Portugal, Johann III., seiner Güter beraubt und sammt seiner Familie nach Ceuta in's Elend verwiesen war. Sein Jammer ging Johannes sehr zu Herzen; aus reiner Nächstenliebe trat er unentgeldlich in den Dienst des Edelmannes, und wartete ihn Tag und Nacht, als er in eine bösartige Krankheit gefallen. Bald sah sich der Edelmann mit seiner Familie von Allem entblößt; da verkaufte Johannes Alles, was er mitgebracht hatte, gab den letzten Heller her, und arbeitete, als er nichts mehr hatte, um Taglohn, auf daß er damit die Armen nähren konnte. Auf den Rath seines Beichtvaters gab er die Reise nach Afrika auf, und ging nach Granada, wo er sich von dem Verkaufe geistlicher Bilder und Bücher nährte. Am Feste des heiligen Sebastian hörte er den edlen Johannes von Avila über die Nächstenliebe predigen, und ward durch sein Wort also erschüttert, daß er weinend und seufzend durch die Straffen nach Hause lief und alsbald sein Hab und Gut unter die Armen vertheilte. Wegen solch' übermäßiger Freigebigkeit und seines unaufhörlichen Klagens und Seufzens hielten sie ihn für wahnsinnig, und führten ihn zu Johannes von Avila. Dieser sah tiefer; er tröstete den ob seiner Sünden Zerknirschten, nahm ihm eine Generalbeicht ab, und brachte ihn in ein Spital, wo er ihn binnen Kurzem völlig wieder aufrichtete. Hier im Spitale bei dem Anblicke der Noth und des Elendes der Kranken fühlte sich Johannes stärker als je getrieben, sie zu pflegen und zu erleichtern. Dieß war sein Beruf, und mit aller Liebesglut und Aufopferung widmete er sich nun der Wartung der Kranken; er miethete sich selber ein Haus zu ihrer Aufnahme, und sorgte mit rastloser Thätigkeit für ihre Bedürfnisse. Hatte er den ganzen Tag gearbeitet oder am Lager der Kranken gedient, so nahm er Abends einen Korb auf den Rücken und zwei Töpfe unter den Arm, und ging so durch die Straffen von Granada, mit lauter Stimme bittend: „Thut Gutes, liebe Brüder! Thut Gutes, liebe Brüder!"

Diese neue Art Almosen zu sammeln und sein Beispiel rührte alle; die Bürger gaben reichliche Beisteuer, der Erzbischof und der Präsident der königlichen Kammer von Granada schossen solche Summen her, daß sein Spital vor aller Noth gesichert ward. Der Bischof von Tuy in Gallizien gab ihm den Namen „von Gott," rieth ihm Gehilfen anzunehmen und schrieb ihm ein eigenes Kleid vor. Das that auch Johannes, und so ward der Wirkungskreis seiner Liebe immer ausgedehnter. Denn auch den Hausarmen uud Hauskranken leistete er allen Beistand; er selber schleppte auf seinem Rücken die Kranken herzu, so, daß er oft unter der Last zusammenbrach. Auch der Sünder nahm er sich an; mehr als einmal sah man ihn, das Cruzifix in der Hand, die Sünderinnen aufsuchen und mit Thränen zur Buße und zur Nachfolge Magdalenens ermuntern. Da mahnte ihn der Erzbischof zur Vorsicht und eröffnete ihm, wie man über ihn klage, daß er Landstreicher und berüchtigte Weibspersonen in sein Spital aufnehme. Johann warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Ist doch der Sohn Gottes zum Heile der Sünder in die Welt gekommen, so sollen auch wir an ihrer Bekehrung arbeiten mit Seufzern und Thränen, mit Flehen und Ermahnen. Ich bin in meinem Berufe untreu gewesen, und zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich Keinen im Hospitale unwürdig finde, das Brod der Armen zu essen, als mich allein."

Nie ermüdete der Eifer des Johannes, ob er auch noch so schweren Undank erfuhr, auch noch so böswillige Mißhandlungen erlitt. Darum war denn sichtbar der Herr mit seinem Knechte. Dieß zeigte sich augenscheinlich, als einstmals im Spitale Feuer mit solcher Wuth ausbrach, daß binnen wenig Minuten Alles lichterloh stand, und Niemand ob der Glut und des Rauches sich in die Nähe des Gebäudes wagte. Da stürzte sich Johannes, erschüttert durch das Angstgeschrei seiner Kranken, in die Flammen, und drang durch Brand und Rauch in die Säle; den Kranken, die noch gehen konnten, wies er die Wege; Andere wurden getragen, noch Andere bisweilen paarweise geschleppt; die Untern wurden durch die Fenster herabgelassen; das Alles geschah mit solcher Kraft und Behendigkeit, daß alle, besonders solche, die seinen durch Wachen und Fasten

entkräfteten Körper kannten, darüber erstaunten. Als Johannes die Kranken in Sicherheit gebracht, rettete er vom Geräthe, was noch zu retten war, und stieg, den Flammen zu wehren, auf einen Speicher. Da schlugen die Flammen über ihn zusammen; eine halbe Stunde lang hatten die Anwesenden ihn aus den Augen verloren und ihn schon aufgegeben, als er auf einmal aus den Flammen hervorsprang; seine Kleidung war unverletzt, nur die Augenbrauen und Wimpern verbrannt. Siebzig Zeugen haben dieß eidlich bestätigt.

Sein Ansehen wuchs durch dieses offenbare Wunder, und hochgeehrt durch ganz Spanien ward sein Name; doch er blieb fortan der Diener der Armen und der Kranken. Der König und die Prinzen zeichneten Johannes auf jegliche Weise zu Madrid aus, und gaben ihm bedeutende Summen Geldes; er aber theilte sie alsbald mit bewunderungswürdiger Umsicht unter die Armen der Stadt aus. So hatte Johannes zehn Jahre mit völliger Hingabe sich den Leidenden inner und außerhalb seines Spitales geopfert; da erkrankte er in Folge einer Erkältung, die er sich bei der Rettung eines in das Wasser gefallenen Mannes zugezogen. Ganz Granada erschrack ob der Gefahr, den frommen Diener Gottes zu verlieren; es kam der Adel von Granada, ihn auf seinem Krankenbette zu besuchen, die Behörden eilten herbei, und baten ihn, die Stadt vor seinem Hinscheiden zu segnen. Vor dem Altare knieend, gab Johannes seinen Geist in die Hände Jesu den 8. März **1550.** Papst Urban **VIII.** sprach ihn heilig (**1630**).

Johannes hatte seinen Brüdern keine Regel hinterlassen; erst sechs Jahre nach seinem Tode ward sie ihnen gegeben; vor dem Jahre **1572** legten sie kein Gelübde ab. Die barmherzigen Brüder sind nicht Priester, doch sind für jedes Haus zwei bis drei Priester aufgestellt. Bald verbreitete sich dieser so wohlthätige Orden in Spanien, Frankreich und Teutschland, und hat der leidenden Menschheit unendlich viel Gutes gethan. In Frankreich und Oesterreich zählt er sehr viele Mitglieder, in Oesterreich hat er neunundzwanzig Häuser, in Bayern zwei, zu Neuburg und Straubing.

Der heilige Vincenz von Paul.

Die Noth der Armen und Kranken zu lindern, sandte in einer Zeit voll Drangsal und Jammer die Barmherzigkeit Gottes den heiligen Vincenz. Zu diesem Ende goß sie ihm ein überströmendes Maß der Liebe zu Gott und dem Nächsten in das Herz, und ließ ihn, damit er es an seiner Person erfahre, wie Armuth und Leiden drücke, von Kindheit an durch die Schule der Noth und Schmerzen gehen. Vincenz war das Söhnlein frommer Landleute, die sich und ihre sechs Kinder redlich im Schweiße ihres Angesichtes ernährten, und **1576** zu Pouy, der Diözese Acqs in der Gascogne, geboren. Er hütete als Knabe die Schafe seines Vaters, und brach da schon sein Brod mit den Armen, in denen er Jesus ehrte; aber sein ernstes Betragen, seine Liebe zum Gebet, sein heller Geist, der sich deutlich in seinen Worten und Werken aussprach, bewogen den Vater, ihn nach Ajus zu den Franziskanern zu führen. Unter ihrer Anleitung und mit ihrer Unterstützung begann Vincenz seine Studien, und vollendete sie zu Toulouse, wo er **1606** die Priesterwürde erhielt. Schon dazumal erbaute er Alles durch seine Demuth, Liebe und Wissenschaft. Als er im Jahre **1605** nach Marseille segelte, um ein kleines Vermächtniß zu erheben, ward sein Fahrzeug von drei türkischen Raubschiffen angegriffen, und trotz des tapfersten Widerstandes genommen, Vincenz selber schmerzlich durch einen Pfeil verwundet. Die Türken schleppten ihre Gefangenen in Ketten nach Tunis, und boten sie zum Verkaufe aus. Ein roher Fischer erhandelte Vincenz, verkaufte ihn jedoch bald wieder an einen Arzt. Dieser gewann ihn also lieb, daß er ihm alle seine Reichthümer, ja sogar den Stein der Weisen, den er nach seiner Meinung gefunden, zu geben verhieß, falls er seinen Glauben ändern würde. Allein Vincenz wies mit Abscheu solchen Antrag zurück, und wollte lieber das Schwerste erdulden, als seinen Heiland verläugnen. Es starb jedoch gar bald der Arzt, und sein Neffe und Erbe verkaufte den Heiligen an Mehemet. Sein neuer Herr war ein Edelmann aus Savoyen, Ludwig von Merccourt, der, um sein Leben zu retten, den Islam angenommen hatte und die Christen hart behandelte. Er sandte Vincenz nach einem Pachthofe. Als

eines Tages Zulma, die Gattin des Renegaten, dahin kam, verwunderte sie sich über die Ordnung und Ruhe, die daselbst herrschte; sie fand alles auf das Beste bestellt, die Sklaven friedlich, ja vergnügt und singend. Da fragte sie eine Sklavin: „Wem hat es unser Herr zu danken, daß dieser Pachthof in einem so guten Zustande ist?“ „Seit Vincenz, der Christ, die Aufsicht über die Sklaven hat, ist es so geworden; er regiert die Christen, seine Brüdersklaven, alle mit Liebe; er ist Priester, und seine Brüder halten ihn für einen Propheten, sie gehorchen und verehren ihn“, war die Antwort. Da ließ Zulma den heiligen Vincenz kommen und befahl ihm, eines jener Lieder zu singen, die ihr bei der Ankunft entgegen getönt hatten. Vincenz rief bewegt, wie der Sänger der Psalmen zu Gott: „Von Wehe und Schmach bedeckt, wie können wir im Lande der Trennung das Lob des Herrn singen?“ Dann begann er bis zu Thränen gerührt die erhabenen Worte des Psalmes zu singen: „Bei den Flüßen Babylons,“ und schloß mit dem Salve Regina. Zulma hörte erschüttert zu, und fragte: „Wie machst du es, Frieden unter diesen stets zankfüchtigen Menschen zu erhalten?“ — „Ich lege ihnen die Lehre unsers Erlösers täglich an das Herz, deren Hauptinhalt ist: „Thue andern, was du willst, daß sie dir thun mögen!“

Vincenz's Worte und Erscheinung hatten auf Zulma den tiefsten Eindruck gemacht; wunderbar fühlte sie sich zu ihm hingezogen, sie besuchte ihn öfter, und der Gegenstand ihrer Gespräche war dann der Glaube der Christen; die begeisternde Rede des Heiligen entzündete in ihrem Herzen immer mächtiger die Sehnsucht nach dem Glücke, eine Christin zu werden. Sie entdeckt ihr Verlangen ihrem Gemahl, und dieser bekennt ihr tieferschüttert, daß auch er von gleicher Sehnsucht nach seinem Vaterlande und seiner Kirche erfüllt sei. Nun wird Vincenz gerufen und alles zur Flucht vorbereitet. Auf einer kleinen Barke, mehr als einmal von Sturm und Wellen mit dem Tode bedroht, durchschiffen sie das mittelländische Meer und erreichen Frankreich. Zu Avignon wird Ludwig von dem Erzbischofe in die Kirche aufgenommen, Zulma getauft, und ihr Ehebündniß erhält die christliche Weihe.

Aber bald trägt Vincenz neue Ketten, Ketten, in die

seine flammende Liebe ihn geschlagen. Vom Erzbischofe von Avignon mit Empfehlungen nach Paris gesandt, hatte er sich am Hofe Heinrichs **IV.** und seines Sohnes Ludwig **XIII.** durch Tugend und Kenntnisse hohe Achtung erworben, ward Almosenier der Königin Margaretha, und später der Erzieher der Söhne des Generals der Galeeren, Emanuels von Gondy. Die Mutter dieser Kinder gehörte zu den frömmsten Frauen ihrer Zeit; sie erkannte bald daß das Gemüth des Heiligen der größten Opfer fähig war, und bewog ihn, die Stelle eines Generalalmoseniers der Galeerensklaven zu übernehmen. Unerkannt reist Vincenz nach Marseille, und besucht mehrere Tage lang die Galeeren und ihre Sklaven. Unter ihnen fällt ihm ein Mann von edlen Zügen auf, der auch, auf das härteste gezüchtigt, bis auf das Blut gepeitscht, standhaft jegliche Arbeit verweigert. Erst nach langer Bemühung gewinnt er sein Zutrauen und erfährt, daß er ein Familienvater sei, und durch die Bosheit seines Meisters, eines Goldschmieds, der durch einen falschen Stempel die Regierung betrogen, die Strafe der Fälschung, die jener begangen, ihm aber mittelst falscher Zeugnisse aufgebürdet, auf den Galeeren erleide. Tief erschüttert das Geschick des Unglücklichen den Heiligen, er sieht nur e i n Mittel, ihn zu retten. Er will selber an seiner Statt Sklave werden und die Ketten tragen; nach langem Drängen willigt der Aufseher ein. Der Arme weiß nicht, wie ihm geschieht, als ihm die Ketten abgenommen werden. In die Mönchskutte des Heiligen gehüllt, von Freude, Sehnsucht und Dankbarkeit fast außer sich, eilt er zu seinem Weibe und zu seinen Kindern. Vincenz gibt ihm Empfehlungen nach Brüssel, und hier findet er mit seiner Familie ein neues und gutes Unterkommen. Der Heilige trägt seine Ketten, verrichtet seine harte Arbeit, und preist die Liebe des Heilandes, die ihm dazu die Kraft und das Beispiel gegeben.

Indeß erregt das Verschwinden des Großalmoseniers Aufsehen, bei Frau von Gondy die größte Sorge; man durchsucht ganz Marseille, endlich auch die Galeeren; da findet man den Heiligen in Ketten unter den Sklaven. Ein solches Opfer der hingebendsten Liebe hatte die Welt seit Langem nicht gesehen; der Gouverneur von Marseille eilt selber herbei, ihm

die Ketten abzunehmen — und sie werden wie ein Heilig=thum aufbewahrt.

Jetzt ist Vincenz frei, und wie hätte er seine Freiheit anders verwenden sollen, als um neue Werke der Liebe zu verrichten, Sünder zu bessern, Kranke zu trösten, die Armen zu begaben. Eine fortlaufende Kette von Liebeswerken ist sein Leben; und es bedürfte 'Engelzungen, das zu beschreiben, was dieser Seraph der Liebe in Menschengestalt zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Mitmenschen gewirkt hat. Seine Liebe ist auf jegliche Weise thätig; er arbeitet als Pfarrer, als Armenvater und Krankenpriester; er wird Mitglied des königlichen Staatsrathes, wo er seinen Einfluß auf König Ludwig **XIII.** nur zum Wohle der leidenden Menschheit und namentlich zur Berufung eifriger Oberhirten benützt, und also gewinnt der Heilige die Liebe und das Zutrauen des Königs, daß er nur in seinen Armen den Geist aushauchen will.

Mit der vollen glühenden Liebe vereinigt Vincenz die reichste Erfahrung, einen durchdringenden Scharfblick und helle Einsicht in die Uebel und Gebrechen seiner Zeit. In allen Landen herrschte damals der Jammer des Krieges, Verarmung, Verwilderung und Zügellosigkeit der niedern Volksklasse, in den höhern Gleichgültigkeit und Verachtung der Religion und Sittenlosigkeit, in der Geistlichkeit selber inneres Verkommen. Diesen Uebeln stellte der Heilige zwei große Anstalten rettend entgegen, die Priester der Mission und die Gesellschaft edler Frauen. Die Priester der Mission sind keine Ordensgeistlichen, sondern gehören dem Weltklerus an; nach zwei Probejahren legen sie die einfachen Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams und der Beharrlichkeit ab; ihr Zweck ist, an der eigenen Heiligung unausgesetzt zu arbeiten, die Sünder zu bekehren, und die jungen Geistlichen zum Predigtamte zu bilden. Mit überraschender Schnelle verbreitete sich diese Genossenschaft; Urban **VIII.** erhob sie **(1633)** zu einer Congregation. Nach wenig Jahren schickt Vincenz seine Söhne nach Tunis und Algier, nach Irland, Genua, Polen, Schottland, Corsica, Piemont und Madagascar.

Kaum hatte der Heilige dem einen Bedürfnisse abgeholfen, so gründete er das Verbündniß „der Jungfrauen der christ=

lichen Liebe" oder der barmherzigen Schwestern. Mit der gottseligen Frau Legras bildete Vincenz fromme Jungfrauen zur christlichen Krankenpflege; Frau Legras gab ihnen Wohnung und Nahrung. „Die barmherzigen Schwestern, so sagt der Stifter, sind auf die Erde gesandt, um die Güte Gottes bei den armen Kranken vorzustellen; sie sind bestimmt, die Tugenden des Heilandes auf Erden fortzusetzen, namentlich die Tugend des Gehorsams. Ihr größtes Glück besteht darin, den Armen zu dienen in der einzigen Absicht, dem Herrn zu gefallen. Demuth, Einfalt und Liebe bilden den Geist der barmherzigen Schwestern." Der Geist des Heiligen war mit ihnen, und bald erzählte die Welt mit Staunen von den Thaten ihrer Liebe und Hingebung am Krankenbette. Alle Werke der Liebe waren den barmherzigen Schwestern aufgetragen; anfänglich besuchten sie die Kranken in ihren Häusern, dann berief man sie in die Spitäler; sie übernahmen den Unterricht junger Mädchen und die Erziehung der Findlinge, ja sogar die Pflege der Sklaven auf den Galeeren. Schnell erwuchs der Orden, in alle Theile der Welt verbreitete er sich; allein zu Paris sah der heilige Vincenz noch vor seinem Tode achtundzwanzig Häuser, die bald auf achtunddreißig sich vermehrten.

Wo immer das Elend sich zeigte, da trat Vincenz ihm entgegen, linderte es, wenn er es nicht gänzlich heben konnte. Einmal Nachts zu einem Kranken gerufen, hört er auf der Gasse zwei Frauen heftig streiten, ein Kindlein kläglich wimmern. Wie erschrickt er nicht, als die eine der Frauen ihm erzählt, sie sei des Kindes Mutter und habe es aus Noth ausgesetzt; die andere wäre die Frau Landry, welche die Findlinge aufnehme und zum Behufe gottloser Zauberstücke verkaufe. Sie aber wolle ihr Kind wieder haben. Vincenz forscht nach; er begibt sich in das Haus jener Landry, findet wirklich darin eine große Anzahl Findlinge in dem erbarmungswürdigsten Zustande — und macht das Gelübde, nach Kräften für die armen Findlinge zu sorgen. Er versammelt die mildthätigen Frauen von Paris und trägt sein Anliegen so dringend vor, daß sie auf der Stelle ihren Schmuck ablegen und Alles spenden, was sie bei sich tragen. So wird das große Findelhaus zu Paris gegründet.

In innigster Freundschaft stand er mit einem andern Manne der Liebe, mit dem heiligen Franz von Sales; auf sein Ansuchen ward er Stifter, Erneurer oder geistliches Oberhaupt mehrerer Klöster von dem Orden Mariä Heimsuchung. Der heilige Vincenz war es, der die Bruderschaft des heiligen Carl Borromäus für Bettler und Nothleidende nach Frankreich verpflanzte, das Magdalenenkloster für gefallene Frauen stiftete; er begründete die Institute der Priesterversammlungen. Das große Spital und Seminar zu Paris, den Verein der Jungfrauen des Kreuzes für den Unterricht der weiblichen Jugend, dann der Töchter der Vorsehung für Mädchen in hilfloser oder gefährdeter Lage, eine Gesellschaft zur Vermehrung des Glaubens, eine Genossenschaft der Jungfrauen der heiligen Genofeva für weiblichen Unterricht und Krankenpflege, das Spital zum Namen Jesu für erwerbsunfähige Handwerker, eine Anstalt für Wahnsinnige, eine ähnliche für ungerathene Jünglinge, und dann noch ein allgemeines Spital in Paris für alle Armen und Kranken der Stadt sind das Werk seines Glaubens und seiner rastlosen Liebe. Man hat berechnet, daß durch die Hand dieses einzigen Mannes über **1,200,000** Louisd'or (vierzehn Millionen Gulden) an Almosen gegangen sind.

Den **27.** September **1660** übergab Vinzenz seine Seele in die Hände seines Heilandes, den er auf Erden über Alles geliebt hatte. Im Jahre **1712** ward auf Befehl des heiligen Stuhles die Besichtigung seines entseelten Leibes vorgenommen, und zur größten Freude seiner Verehrer vollkommen unversehrt befunden; siebzehn Jahre darnach sprach Papst Benedikt **XIII.** ihn heilig.

Nicht leicht ist Jahrhunderte vor und nach ihm ein Priester in solch' gesegnetem und geehrtem Andenken geblieben, als Vincenz; sogar die französische Revolution, die sonst alles Große und Heilige mit Füßen trat, hatte Achtung vor ihm und hieß ihn den großen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts.

Die barmherzigen Schwestern.

Indeß erschütterte der gewaltige Sturm, der zu jener Zeit wider die Kirche und ihre Institute losbrach, auch die

Genossenschaft der barmherzigen Schwestern und brachte sie dem Untergang nahe. Die Männer der Revolution schickten ihre geistlichen Vorsteher in das Elend, warfen ihre Obern in den Kerker, und, zerstreut aus ihren zerstörten Stiftungen, flohen die Jungfrauen in die Verbannung. Damals rief das Parlament (Reichsversammlung) von England den Verstoßenen zu: „Töchter Vincenz's von Paul kommt zu uns! Die Freistätte, welche Euch ein undankbares und thörichtes Vaterland verweigert, wird Euch England geben." — Doch die Mehrzahl blieb in der Heimath und sie übten in bürgerlicher Tracht ihre früheren Werke, und nicht selten sogar an denen, welche die Urheber ihrer Verbannung waren.

Als nun Napoleon die Regierung Frankreichs übernommen und mit dem Papste die Kirche wieder aufgerichtet hatte, säumte er nicht, die barmherzigen Schwestern wieder zum Dienste in die Spitäler zurückzurufen. Zu schmerzlich hatten die Kranken sie vermißt, zu sehnlich nach ihnen begehrt. „Die barmherzigen Schwestern allein, so heißt es in seinem Dekrete, wissen den Dienst der Hospitäler mit Sorgfalt, Einsicht und Sparsamkeit zu leiten." Bald sammelten sich die zerstreuten Schwestern, sie traten ihren Dienst in den Hospitälern wieder an, sie folgten den Armeen des Kaisers, um die Verwundeten zu pflegen. „Die barmherzigen Schwestern sind von Gott erwählt, den Kämpfern in den Krieg zu folgen, hatte ihr Stifter zu ihnen gesagt; die Männer ziehen, um zu tödten, ihr aber, um Leben zu retten." Sie stiegen mit den Soldaten über die Pyrenäen; sie zogen mit ihnen nach Rußlands Eisgefilden. Noch lebt ihr Andenken in der Krieger Brust, die ihr Liebe gerettet, und noch spricht man in Frankreichs Heere mit tiefer Verehrung von den Schwestern Martha, Beatrix, Josepha, Maria, und vielen, ja sehr vielen Andern.

Im September **1807** berief Kaiser Napoleon ein Generalkapitel aller Congregationen der barmherzigen Schwestern nach Paris; seine Mutter selber führte den Vorsitz. Es fanden sich einunddreißig Congregationen geistlicher Armen- und Krankenpflegerinnen ein; neununddreißig nicht zum Generalkapitel geladene Genossenschaften gleichen Berufes reichten auf demselben ihren Bestand und ihre Forderungen ein. Alle baten um

Rückgabe ihrer übrigen Renten und Ordensgüter, um Befreiung von den Plackereien der weltlichen Verwalter und um Erlaubniß, ungehindert nach ihrer Regel leben zu dürfen. Gegenwärtig zählt der Orden der barmherzigen Schwestern in Frankreich an fünftausend Schwestern, welche mehr als dreihundert Häuser bedienen, deren Mutterhaus und Generaloberin in Paris ist; außerdem hat der Elsaß zu Straßburg ein eigenes Mutterhaus. Lothringen hat sechzig und einige Häuser der Schwestern des heiligen Carl (siehe Carl Borromäus). Ueber ganz Frankreich sind auch die Schwestern der Providenz (Vorsehung) verbreitet, und sie besorgen die Armenpflege und den Unterricht der weiblichen Jugend. In andern dem Orden der barmherzigen Schwestern verwandten Instituten dienen noch an zehntausend Jungfrauen den Armen, den Kranken, den Irren und Waisenkindern.

In Oesterreich kommen die barmherzigen Schwestern unter dem Namen Elisabetherinnen vor; dreiundzwanzig Hospitäler werden von ihnen versehen; in Tyrol, Steiermark, Salzburg, Böhmen, Ungarn, und fast in allen Provinzen von Oesterreich finden sich die wohlthätigen Töchter des heiligen Vincenz. Im Jahre **1835** wurden sie auch in Bayern eingeführt, und zählen daselbst an **22** Häuser. Die erste Generaloberin war Ignatia Jorth aus Schlettstadt, vom Mutterhause zu Straßburg nach München gesandt, und ihr Andenken wird immer in Segen bleiben. Früher schon gab es Häuser der barmherzigen Schwestern in Trier, Coblenz, Saarlouis, Aachen, Freiburg, und andern Städten Badens, in Hessen und Westphalen. In allen Welttheilen, in Amerika wie in Australien, in Asien wie in Afrika wirken jetzt, oft unter Heiden und Muhamedanern, zum Heile der Leidenden und Verlassenen barmherzige Schwestern, Alle lebendige Zeugen dessen, was christliche Liebe und Hingebung in der Kraft des Erlösers zu vollbringen und zu opfern vermag.

Der heilige Camillus — die Väter des guten Todes.

Eine sehr wohlthätige Genossenschaft zum Heile der Kranken gründete auch der heilige Camillus von Lellis. In der Jugend hatte er sich als Soldat herumgetrieben, und eben kein

gutes Leben geführt. Geschwüre an den Füßen und anderweitige Noth brachten ihn auf gute Gedanken. Er wollte erst im Orden der Franziskaner, dann in jenem der Capuciner Buße thun; allein seiner öfter aufbrechenden Fußgeschwüre halber fand er keine Aufnahme. Dann diente er mit größter Aufopferung den Kranken in den Spitälern zu Rom, und faßte den Entschluß, eine Genossenschaft zu besserer Pflege der Kranken zu bilden. Um leichter Mitglieder für sein Institut zu finden, ward er Priester, nachdem er noch im zweiunddreißigsten Jahre bei den Jesuiten lateinisch gelernt. — So nun entstand unter seiner Leitung die Congregation der Väter des guten Todes oder der regulären Cleriker zur Pflege der Kranken. Camillus ward sein erster Superior, und widmete sich mit glühender Liebe dem Heile der Leidenden. Späterhin legte er seine Würde nieder, um ganz Gott und der inneren Heiligung leben zu können, und starb, reich an guten Werken, den **14. Juli 1614.**

Die Capuziner.

Inmitten einer bösen Zeit, wo Viele die beschwornen Gelübde ganz verwarfen und Andere sie zu mildern suchten, sehnte sich ein Minorite aus dem Kloster Monte-Falcone, Matteo Baschi, seinen Orden zur ursprünglichen Strenge zurückzuführen. Dazu glaubte er sich durch eine Stimme ermuntert. In einer Capuze, der muthmaßlich äußern Tracht des heiligen Franziscus, barfuß, ging Matteo nach Rom, und stellte sich in diesem Gewande dem Papste Clemens **VIII.** dar, mit den Worten: „Heiliger Vater, ich bin ein mindercr Bruder, ein Sohn des heiligen Franz; ich wünsche die Regel meines seraphischen Vaters gerade so zu halten, wie er selber sie gehalten; dieser Heilige trug nur ein einfaches grobes Kleid, gerade so, wie Ihr mich seht!“ Der Papst erhörte seine Bitte, und bewilligte ihm und seinen Anhängern die Capuze und einen langen Bart zu tragen und nach der Regel des heiligen Franciscus in Einstedeleien zu leben, zu predigen, und sich namentlich des Seelenheiles schwerer Sünder anzunehmen (**1526**). Matteo und Ludwig von Fossombrone errichteten nun, nicht ohne Widerstand der Minoriten und Ob-

servanten, in der Nähe von Camerino ein Klösterlein, und von hier aus verbreitete sich schnell der Orden der Capuciner. Durch passende Predigten, eifriges Beichthören und Catechesiren wurden sie beim Volke beliebt, und leisteten namentlich bei der im Jahre 1528 ausgebrochenen Pest durch die liebevollste Hingebung am Krankenbette große Dienste. Man fand bei ihnen Armuth, Demuth und große Selbstverleugnung; die schwersten Missionen, wie die zu Congo, übernahmen sie. Anfänglich standen die Capuciner unter dem Generale der Conventualen; im Jahre **1609** aber gestattete ihnen Paul **V.**, einen eigenen General zu wählen.

Matteo Baschi starb nach mannigfaltigen Schicksalen zu Venedig **1552.** — Sein Orden gedieh Jahr für Jahr; in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zählte er mehr als fünfzig Provinzen, sechshundert Klöster und fünfundzwanzigtausend Mitglieder, jene ungerechnet, die sich als Missionäre in Brasilien, Congo, der Berberei, Griechenland und Syrien befanden. Im Jahre 1538 stiftete eine fromme Dame, die ehrwürdige Mutter Maria Longo zu Neapel auch Capucinerinnen, die der Regel der strengen Clarissinnen folgen, aber in der Christenheit nur wenige Häuser zählen.

Die Theatiner.

Zur Verbesserung des geistlichen Standes, zur Unterdrückung der Irrlehren, und zur geistlichen Pflege der Kranken, namentlich zur Vorbereitung der Verbrecher zum Tode, verbanden sich vier edle Männer: Gaetano von Thiene, Johann Peter Caraffa, Bischof von Chieti oder Theate (daher der Name Theatiner), Paul Consiglieri und Bonifacius Colli. Sie gaben dem Papste Clemens **VII.** ihre Würden zurück, entsagten allem Eigenthume, und wollten nicht einmal betteln, sondern nur von dem leben, was ihnen die göttliche Vorsehung und die freie Mildthätigkeit der Gläubigen spenden würden. Im Jahre **1524** legten sie ihre Gelübde ab; ihre Kleidung war die gewöhnliche der Weltpriester; ihr Oberer hieß Propst. Als der Erste ward Johann Peter Caraffa — in der Folge Papst Paul **IV.** — gewählt. Aus der Mitte der Theatiner gingen

viele, eben so würdige, als gelehrte Männer hervor. Außer Rom fanden sie bald in Venedig, Neapel, Paris, in Wien und auch in München Aufnahme.

Die heilige Theresia — die Carmeliten.

Ein gar wunderbares Licht ward (**1515**) der Kirche in der heiligen Theresta gegeben. Ihre Eltern, Alphons Sanchez von Cepeda und Beatrix von Ahumada, waren vom Geiste des ächten Christenthums durchdrungen, und leiteten ihre Kinder nicht blos durch Lehre, sondern auch durch Beispiel zu allem Guten an; täglich las der Vater in seiner Familie aus dem Leben der Heiligen vor, und ihr Muth, ihre Liebe und der Lohn der Seligkeit, den sie vom Herrn dafür empfangen würden, entzündeten in dem jungen Herzen Theresta's das heiße Verlangen, wie sie für Jesus zu leiden und zu sterben. In der Absicht, bei den Mohren sich die Marterkrone zu holen, verließ sie mit ihrem Brüderlein das elterliche Haus; aber ein Oheim, dem sie begegneten, brachte sie wieder zurück. Da sie nun als Märtyrer dem Herrn nicht sterben konnten, so beschlossen sie Ihm als Einsiedler zu leben; in des Vaters Garten bauten sie sich kleine Zellen, und hier brachte Theresta den größten Theil des Tages in Andacht und Abgeschiedenheit zu. Im zwölften Jahre verlor sie ihre Mutter durch den Tod; da warf sie sich vor dem Bilde der seligsten Jungfrau nieder und bat sie, an ihr jetzt Mutterstelle zu vertreten. Und wirklich! die liebreiche Frau beschützte sie mit mütterlicher Sorgfalt, als sie durch Lesen von Romanen und zu trauter Freundschaft mit einem Verwandten auf Abwege und in große Gefahr kam. Ihr gottesfürchtiger Vater brachte sie in das Nonnenkloster von Avila; hier begann sie die Nichtigkeit der irdischen Freuden zu erkennen; der Umgang mit einer frommen Nonne wandte ihr Herz mehr und mehr dem göttlichen zu, und die Lesung der Briefe des heiligen Hieronymus entschied ihren Entschluß, sich gänzlich Gott zu weihen. Im Monate November **1534** legte sie mit brünstiger Andacht im Kloster der Carmelitinnen die Gelübde ab, und machte sich bereit, alle Prüfungen und Drangsale aus Liebe zu Jesus aus der Hand Gottes anzunehmen.

Sie kamen auch, sie kamen schwer. Eine gefährliche Krankheit befiel sie; vier Tage lag sie in Todesohnmacht da, acht Monate schwebte sie zwischen Leben und Tod, und drei Jahre blieb sie an allen Gliedern gelähmt. Diese Pein ertrug sie mit einer Geduld, die Alle rührte. Dann kam ihr Vater auf das Sterbebett; sie eilte zu ihm, ihn zu pflegen; er entschlief unter ihrem Gebete, ohne Schmerz und Klage, nur beseufzend, einem so guten Herrn nicht treuer gedient zu haben. Mitten in solchen Leiden lernte sie den Gekreuzigten mehr lieben, und bei Ihm allein Trost suchen. Es goß auch der Heiland eine Fülle der Gnaden und der Tröstungen über sie aus, so daß sie in ihrer Demuth befürchtete, es möchten diese Gnaden statt himmlische Gaben vielmehr List und Fallstricke des bösen Geistes seyn. In solcher Bekümmerniß wandte sie sich an zwei fromme Priester; allein deren Aussprüche bestärkten sie nur noch mehr in ihrer Furcht; erst der heilige Franz von Borgia und Peter von Alcantara und der gottselige Pater Alvarez erkannten ihren Gemüthszustand, und richteten sie wieder auf. Nunmehr der göttlichen Liebe und Gnade gewiß, fühlte sie ihre Seele durch ein Gefühl unendlicher Freude, Liebe und Dankbarkeit durchströmt; jetzt lebte und webte sie nur in Gott; ihr einziges Sehnen war, mit Ihm vereinigt zu werden, Ihm zu leiden und zu sterben. Nun ward ihr Spruch: „Leiden oder Sterben!“ Darum liebte sie denn auch ihre Beleidiger am meisten. Als die Quelle aller Gnaden sah sie außer den heiligen Sakramenten das innerliche Gebet an, und empfahl dasselbe nebst fleißiger Handarbeit und gewissenhafter Armuth den Ihrigen auf das dringendste. Pflegte die Heilige ja selber ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit sich zu verschaffen. Dieses Leben und Lieben in Gott verklärte Theresia zu einem wahren Engelsbilde; das Licht ihrer Augen hatte etwas Himmlisches, der Friede und die Reinheit ihrer Seele leuchteten auf ihren Zügen, der Klang ihrer Stimme, ihre Bewegungen, ja ihr ganzes Benehmen zeugten von einem jener seltenen Wesen, die hienieden schon mehr dem Himmel, als der Erde angehören.

Die Heilige hatte mit bitterm Schmerz erkannt, daß ihr Kloster in manchem Stücke von der Regel abgewichen, ja daß

der Orden selber einer Verbesserung bedürftig wäre. Sie fühlte sich getrieben, diese Verbesserung zu unternehmen. Aber welche Mühsale hatte sie zu ertragen, welche Hindernisse zu beseitigen, welche Widersprüche zu überwinden, als sie ein Haus nach ihrer Ansicht in Avila gründen wollte! Die Nonnen ihres Klosters, der Adel, der Magistrat und das Volk selbst waren dawider; Theresia ward mit Vorwürfen überhäuft, ja von allen Seiten angefeindet. Gleichwohl siegte ihr Vertrauen und Standhaftigkeit; der Papst gab seine Zustimmung, und am Bartholomäustage **1562** ward das Kloster zum heiligen Joseph endlich gegründet. Als Grundlage der Verbesserung stellte sie auf: eine beständige Abtödtung der Sinne und des Willens, anhaltende Uebung des Gebetes, ununterbrochenes Stillschweigen, und unbedingte Armuth, so daß die Genossenschaft nur von der Arbeit ihrer Hände oder von milden Stiftungen leben durfte. Nach vier Jahren besuchte der Carmelitengeneral Rubeo das Kloster zum heiligen Joseph, und ward von der Frömmigkeit, Demuth und Weisheit Theresias, wie von den Tugenden ihres Klosters also ergriffen, daß er ihr sogleich die Erlaubniß gab, noch andere Klöster zu stiften.

Jetzt fand Theresia auch unter den Mönchen des Ordens einen Gleichgesinnten, den heiligen Johann von Kreuz, einen Engel im Fleische wie sie. Er und Pater Heredia führten im Einverständnisse mit Theresia die Reform auch unter den Männern ein. Also gesegnet war ihr Wirken, daß nach fünfzehn Jahren schon dreißig Klöster der Reform, vierzehn männliche und sechzehn weibliche, bestanden.

So mühte sich die heilige Frau mit rastloser Thätigkeit für die Ehre Gottes, das Heil des Nächsten und ihres Ordens bis zum letzten Augenblicke. Unglaublich erscheint es, was sie, die Leidende, geleistet hat. Mit Priestern und Bischöfen, mit Staatsräthen und Königen stand sie in Briefwechsel; von allen Seiten her ward sie um Rath, Hilfe und Trost gebeten. Dabei leuchtete sie in der ganzen christlichen Welt durch ihre vortrefflichen ascetischen Schriften, also, daß unter den heiligen Frauen nur wenige an hoher Begnadigung, Liebesglut und Leidenssehnsucht ihr gleichkommen.

Diese Liebesglut verzehrte ihre Leibeskraft; zu Alba befiel

sie ein Blutsturz, und frohlockend erkannte sie die Nähe der Stunde, die sie mit ihrem Heilande auf ewig vereinigen sollte. In heiliger Entzückung ruft sie, knieend die Hände zum Bilde des Erlösers erhoben: „O mein Herr und mein Bräutigam! so wäre sie da die Stunde, die so heißersehnte Stunde. Ich bin dem Augenblicke meiner Erlösung nahe, dein Wille geschehe! Der Augenblick ist da, wo ich aus meiner Verbannung hervortrete, und meine Seele in deiner Gegenwart die Beglückung finden wird, die ich schon so lange ersehnt habe!" Mit flammender Andacht empfing sie die heiligen Sakramente; öfter flehte sie leise: „Ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wirst Du, o Herr, nicht verschmähen." — So entschlief Theresia, sterbend mehr einem Uebermaße göttlicher Liebe, als an Krankheit. (1582.) Zu Avila ruht ihr unverwester Leib; Papst Gregor XV. erhob im Jahre 1621 die eifrige Dienerin Gottes unter die Zahl der in der Kirche verehrten Heiligen.

Der hl. Carl Borromäus.

(1538 — 1610.)

Zu den schönsten Zierden der Kirche, nicht blos dieser, sondern aller Zeiten gehört der heilige Carl Borromäo, ein wahrer Reformator, ein herrliches Muster der Bischöfe. Er sah das Licht der Welt auf dem Schlosse Arona, am südlichen Ende des Lago maggiore, vierzehn Stunden von Mailand. Schon als Kind gab er Proben künftiger Heiligkeit; er liebte das Gebet und die Zurückgezogenheit; immerfort war er mit guten Dingen beschäftigt, sinnig, und seine Freude, auch jetzt schon, von seinen Geschwistern und Altersgenossen umgeben, am Altare, den er sich selber gemacht, als Priester zu fungiren. Die Eltern erkannten seinen Beruf, und im zwölften Jahre schon empfing Carl die Tonsur und die clericalische Kleidung; sein Oheim, Cäsar Borromäus, resignirte zu seinen Gunsten eine Pfründe mit bedeutenden Einkünften. Carl bat den Vater, er möge das, was nach Abzug der Kosten für seine Erziehung und die Kirche übrig bliebe, zum Besten der Armen verwenden. Der Vater führte die Rechnung und den Ueberschuß überließ er dem Sohne zur Vertheilung unter die Armen. Späterhin, sechzehn Jahre

alt, studirte Carl die Rechte und die Theologie zu Padua, und erhielt unter schweren Versuchungen durch Gebet, Wachsamkeit und stete Thätigkeit sein reines Herz. Auch hier zeigte sich die Wohlthätigkeit seines Gemüthes; die Einkünfte einer zweiten Pfründe, die ihm sein Oheim von mütterlicher Seite, der Cardinal von Medici, verlieh, verwandte er zu einer Stiftung für die Unterstützung armer Studirender. Der Tod seines Vaters rief ihn nach Mailand; sowie aber seine Familienangelegenheiten geordnet waren, kehrte er nach Pavia zurück und betrieb seine Studien mit einem Fleiße, der ihm zu einer Fülle von gediegenen Kenntnissen verhalf.

Da ward sein Oheim, der Cardinal von Medici, Pius IV. (1559—65), zum Papste erwählt. Er, der die Tugenden seines Neffen kannte und ihnen den rechten Wirkungskreis verschaffen wollte, berief ihn zu sich nach Rom, erhob ihn zum Cardinal und zum Erzbischofe von Mailand; gebot ihm aber, in Rom zu bleiben und für sein Erzbisthum einen Generalvicar zu bestellen. Umsonst bat Carl den Oheim, eines Würdigeren zu gedenken; allein der Papst bedurfte einer Stütze, und wo hätte er sie besser finden können, als bei seinem Neffen, welchen Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und Jugendkraft schmückten und dem rastlose Thätigkeit zur andern Natur geworden war? — Laute Klagen über die Parteilichkeit des Papstes, der seinen erst zweiundzwanzigjährigen Neffen mit den höchsten Würden und den wichtigsten Aemtern betraut, hatten sich anfänglich erhoben; doch sie verstummten bald, als der neue Cardinal eine für seine Jugend ungewöhnliche Geschäftserfahrenheit bewies, gegen Alle gerecht und zugleich milde, Schmeichlern unzugänglich war, und also keusch und rein lebte, daß diejenigen, die seine Keuschheit versuchen wollten, mit Schmach ihre Frechheit büßten. Im Jahre 1562 starb Friedrich, sein Bruder, das Haupt und der Stammhalter seiner Familie. Der Papst selber drang in Carl, sich zu vermählen und seine Familie vor dem Erlöschen zu bewahren; denn noch war er nicht Priester. Da ließ Carl, um allen Versuchungen ein Ende zu machen, sich zum Priester weihen und sprach zu dem darüber unzufriedenen Oheim: „Heiliger Vater! Beschweren Sie Sich nicht über mein Verfahren; ich habe mir eine Braut auserwählt, die ich seit langer Zeit geliebt und

sehnlichst verlangt habe!" — Nun gehörte Carl ganz seinem Heilande, ganz der Kirche.

Dazumal war die Kirche auf das Gewaltigste durch die Reformation erschüttert; das Concil von Trident, versammelt, um die Wunden der Kirche zu heilen und den Frieden herzustellen, hatte bereits eine Unterbrechung von neun Jahren verloren. Diese Zwecke durch das Concil zu erreichen und dasselbe zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen, ward nun die Hauptsorge des großen Cardinals. Auf sein Betreiben vornämlich faßte Pius IV. den Entschluß, das Concil wieder zu eröffnen.

Konnte auch die Vereinigung mit den Getrennten nicht erzielt werden, so bot Carl dennoch Alles auf, die innere Heiligung und Kräftigung der Kirche auf dem Concil zu Stande zu bringen. Im Namen des Papstes leitete er die Verhandlungen; das Wohl der Kirche, nicht die Vergrößerung der päpstlichen Macht war sein Streben. Was Carl auf diese Weise zum Besten der Kirche gethan, wie er voll Klarheit und Erfahrung, voll Milde und Nachgiebigkeit, voll Kraft und Entschiedenheit in dem Nothwendigen Alles geordnet und zu einem guten Ende gebracht — das verschafft ihm auf ewig ein Andenken in Segen und Ruhm. Carl erhielt den Auftrag, in möglichster Bälde zu erledigen, was dem apostolischen Stuhle von dem Concil aufgetragen war. Schon zu Ende des Jahres 1564 war der vortreffliche römische Catechismus ein Religionshandbuch für Geistliche, beendigt; auch an der Herausgabe des durchgesehenen Breviers, des Meßbuches und der eingeleiteten Durchsicht der Vulgata hatte er Antheil. Mitten in diesen Arbeiten erwachte mehr und mehr die Sehnsucht in ihm, nach seiner geliebten Diöcese heimzukehren, von welcher ihn nur der ausdrückliche, freilich auch wohlbegründete Wille des Papstes zurückgehalten. Auf sein inständiges Bitten erlaubte ihm der Papst nach Mailand zu gehen. Unter dem Jubel des Volkes hielt Carl seinen Einzug in die Stadt, und predigte über die Worte des Herrn: „Ich habe sehnsüchtig verlangt, mit euch das Osterlamm zu essen." — Schon am 15. Oktober 1565 hielt er mit den Geistlichen seiner Diöcese das erste Provinzialconcil; da rief ihn die Todeskrankheit seines Oheims, des Papstes, nach Rom; aus seiner Hand empfängt

Papst Pius **IV.** die heiligen Sakramente, in seinen Armen stirbt er. Jetzt nimmt Carl Antheil an der Wahl des neuen Papstes und bewirkt, daß sie auf den würdigen Pius **V.** (**1566—72**) fällt. Seine erste Bitte bei dem neuen Papste ist, in seine Diöcese zurückkehren zu dürfen, und sie wird ihm, wiewohl ungerne, gewährt.

Nun begann der zweite Abschnitt seines herrlichen gottgeweihten Lebens; jetzt lebte er ganz seiner Diöcese, die seiner Hirtensorge nur zu sehr bedurfte. Sein erstes Bemühen war, einen tüchtigen Clerus zu bilden; die Mittel waren Abhaltung von Provinzial- und Diöcesansynoden, Verbreitung guter Bücher (wie er denn zu diesem Zwecke seine unvergleichliche Anweisung für die Beichtväter der Stadt und des Sprengels von Mailand verfaßte), und Herstellung eines wahrhaft christlichen Volksschulwesens, und zumal die Errichtung von Knabenseminarien. Für die Schweizer seines Sprengels gründete er das helvetische Collegium zu Mailand; den Unterricht in den Seminarien übertrug er den Jesuiten, auch die Schulbrüder, die Schulschwestern, die Theatiner und Capuciner berief er als Arbeiter in seinem Weinberge. Er versammelte Weltpriester um sich, die sich durch ein Gelübde ihrem Bischofe zu was immer für einen Dienst anheischig machten, daher ihr Name Oblaten (die Geopferten.) — Freudig zogen sie auf sein Wort in die entlegensten Gebirgsgegenden zu den verwahrlosetsten Gemeinden, und belebten allerwärts das ersterbende christliche Leben. Segensreich zumal waren seine Visitationen; hier war er ganz Vater, ganz Freund und den Geistlichen ein wahrer Bruder. Kein Bezirk war ihm zu öde, keine Alpe zu steil, kein Thal zu ferne, so er nicht besucht hätte, seinem Volke Trost und Segen zu bringen. Da ging er zu Fuß, trug sein Gepäck selber, und blieb bei allen Mühen und Gefahren stets heiter. In armen Gegenden aß er mit dem Volke, oft hatte er nichts als Wasser und Brod. — Große Sorgfalt verwendete er für die Schweiz; auf seinen Rath bestellte Papst Gregor **XIII.** einen Nuntius für die Schweiz, und gab so der bedrängten Kirche dieses Landes eine neue Stütze. Auch die Einführung der Jesuiten in Luzern und Freiburg ist Carls Werk. Seine begeisternde Rede, seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit und kluge Freigebigkeit machten selbst bei den fast

ganz verkommenen Graubündtnern einen solchen Eindruck, daß sie alle irreligiösen Bücher in Haufen sammelten und verbrannten, dagegen aus seiner Hand mit lautem Danke die katholischen empfingen. In der That, wer konnte einem Manne widerstehen, der in Gestalt und in Wort und That ein Apostel war? der ganz sich Gott, dem Nächsten und seinem Berufe zum Opfer brachte? In ihm sah Mailand einen zweiten Ambrosius. Wie er, war Carl ein Mann des Gebetes voll flammender Andacht, zumal gegen das hochheilige Altarssakrament, und zur Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi vor allem hingezogen. Seine Einkünfte theilte er in drei Theile; den einen verwendete er für die Bedürfnisse seines Hauses, den andern zur Unterstützung der Armen, der dritte gehörte den Kirchen. In allem freigebig, geizte er dagegen mit der Zeit; keine Minute ging unbenützt vorüber, selbst auf Reisen betete oder las er unterwegs. Er sprach sehr wenig, und jedes Wort mit Ueberlegung. Die Gastfreundschaft übte er auf die edelste Weise, und hielt sie für die heilige Pflicht eines Bischofes. Alle seine Hausgenossen hatten eine bestimmte Regel, die sie zu gottseligem Wandel anleitete, und in seinem Pallaste herrschte eine fast klösterliche Stille.

Die ganze Liebesglut seines Herzens zeigte sich, als im Jahre 1569—70 eine Hungersnoth und dann die Pest ausbrach, da ward er der Vater der bedrängten Stadt. Daß er den Nothleidenden sein ganzes Vermögen zum Opfer brachte, so daß er eines Abends in seinem Pallaste weder ein Stücklein Brod noch eine Münze Geld hatte, daß er selber für sie in den Häusern bettelte, ist das Geringste. Das Größere war, daß er sich selbst zum Opfer brachte; man drang in ihn, die Stadt zu verlassen, worauf er aber antwortete, es sei Pflicht des Hirten, sein Leben für seine Schafe zu lassen. Er mahnte das Volk zur Buße; drei Bittgänge ordnete er an, den Herrn zu besänftigen; barfuß ging er mit, wie der größte der Sünder, einen Strick um den Hals und das Kreuz in der Hand, auf welches er unabläßig seine weinenden Augen richtete. Er suchte die von Allen gemiedenen Pestkranken auf, verpflegte sie, tröstete sie, reichte ihnen die heiligen Sakramente, und wartete die Kranken, wie eine Mutter ihr einziges Kind zu war-

ten pflegt; dabei predigte er täglich. Von ihm begeistert, theilten seine Priester mit ihm alle Gefahren und Leiden; an hundert starben als Opfer ihres Heldenmuthes, Carl genoß den Schutz der Vorsehung. Mit nie ermüdender Liebe suchte er das Elend, so die Pest zurückgelassen, zu lindern; er gründete ein allgemeines Armenhaus, eine Anstalt zur Verpflegung verwaister Mädchen und ein Reconvalescentenhaus. Für jegliche Noth war er besorgt; darum bildete er mehrere Vereine der Wohlthätigkeit, unter andern auch ein Verbündniß zur Rettung gefallener Jungfrauen. Das alles aufzuzählen, was seine väterliche Liebe für das Wohl der Seinigen vollbrachte, würde Bücher umfassen.

Dieser Apostel des Herrn ward, wie sein göttlicher Herr und Meister, verleumdet und verfolgt. Carl ward bezüchtigt, als rege er das Volk zur Empörung gegen den König von Spanien auf; der Statthalter von Mailand, Don Aloisius Requesens, sein Feind, ließ sogar den erzbischöflichen Pallast mit Truppen bewachen. Don Requesens ward zurückberufen; zu Brescia kam er auf das Todbett; da eilte Carl zu ihm, bewog ihn zur Aussöhnung, und stand ihm in der letzten Stunde bei. Nun gingen seine Feinde nach Rom, mit der Klage, es sei der Erzbischof zu strenge, verbiete den Tanz an Sonn- und Festtagen, und halte seinen Clerus unbillig. Papst Gregor **XIII.** wies alle diese Beschwerden als ungegründet zurück, und ertheilte Carl das größte Lob. Zweimal ward sogar ein Mordversuch gegen den eifrigen Oberhirten gewagt, eine Kugel verwundete ihn, und nur des Himmels sichtbarer Schutz entriß ihn der Todesgefahr. Da rieth man ihm eine Sicherheitswache an; er wies sie mit den Worten zurück: „Das Gebet meiner Gemeinde ist mein bester Schutz!“ Allen Feinden und Verfolgern setzte er nichts entgegen als feste Beharrlichkeit und unüberwindliche Geduld; unaufhörlich betete er für sie, und bemühte sich, ihnen das Böse mit Gutem zu vergelten.

In den letzten zwei Jahren seines Lebens genoß Carl einige Ruhe; von den vielen Saaten, die er ausgestreut, ging manche auf, ihre Blüthe erfreute sein Herz. Das Volk, so ihm anhing, erkannte, welch' herrlichen Vater es an ihm hatte; sein Clerus konnte nur mit Liebe und Bewunderung auf ihn

blicken. Da berief der Herr unerwartet schnell seinen treuen Knecht; den 3. November 1584 empfing er auf Erden zum letzten Male seinen Heiland, und ging zu Ihm mit den Worten: „Siehe, Herr, ich komme, ich komme bald!“ — Draußen vor seinem Pallaste standen zagend und betend große Massen Volkes; als es die Trauerbotschaft empfing, brach alles in lautes Klagen und Jammern aus, fühlte alles sich verwaist. — Paul V. canonisirte den großen Bischof (1610) und setzte sein Gedächtniß auf den 4. November.

Der heil. Franz von Sales. — Der Orden von Mariä Heimsuchung.

Was Johannes unter den Aposteln, das ward unter den Heiligen dieser Zeit Franz, auf dem Schlosse Sales in Savoyen 1567 geboren. Seine Eltern zeichneten sich ebenso durch Adel, wie durch Frömmigkeit aus, und zumal die Mutter war eine Dame von englischer Gottesfurcht und Liebe. Sie ließ Niemand anderem das heilige Geschäft, ihr Kind mit dem himmlischen Vater bekannt zu machen; sie war es, die mit ihm zu Hause und in der Kirche betete, mit ihm die Liebe und das Leben und Leiden Jesu betrachtete, mit ihm das Leben der Heiligen las; wobei sie nie unterließ, seiner Fassungskraft angemessene Betrachtungen darüber anzustellen. So ward dem kleinen Franz jetzt schon Gott sein Alles, und zu Ihm flehte er mit einer Inbrunst und Geistessammlung, die weit über sein Alter ging. Er liebte die Armen zärtlich, und gab ihnen alles, was er hatte, ja er hungerte sogar, um sie zu speisen. So wuchs Franz heran, ein höchst liebenswürdiger Knabe von einnehmender Gestalt, lebhaft und doch dabei sanftmüthig, voll Güte und Talent und von einer seltenen Aufrichtigkeit; fiel er in die den Kindern gewöhnlichen Fehler, so litt er lieber die Strafe, als daß er nur die mindeste Lüge zu seiner Entschuldigung vorgebracht hätte. Die Eltern schickten den hoffnungsvollen Sohn nach Paris, wo er unter der Leitung der Jesuiten in allen Wissenschaften große Fortschritte machte, aber bei allem Fleiße niemals die Uebungen der Gottseligkeit vernachläßigte; die Lesung und Betrachtung der heili-

gen Schriften war seine Freude, und nach ihnen liebte er „den geistlichen Kampf" des Paters Scupuli. Jetzt schon legte er, um sich ganz dem Herrn zu weihen, das Gelübde der Keuschheit ab.

Bald darnach ließ der Herr eine schwere Prüfung über Franz kommen; plötzlich schwand die Ruhe und Heiterkeit aus seinem Herzen, Schwermuth und Angst befiel ihn, und zuletzt meinte er gar, es habe ihn Gott, den er doch so sehr liebe, verworfen. Da litt er die bitterste Pein; er konnte weder schlafen noch essen, und kam der Verzweiflung nahe. Da trieb es ihn an, zur Mutter der Barmherzigkeit zu flehen, sie möge ihm doch, wenn er Gott jenseits nimmer lieben dürfe, die Gnade erbitten, daß er Ihn hier auf Erden von ganzem Herzen lieben könne. Und plötzlich war alle Angst von seiner Seele genommen, und Ruhe und Heiterkeit vergnügten ihn wie zuvor. Von Paris ging er, dem Wunsche seines Vaters zufolge, nach Padua und studirte daselbst die Rechte. Das Sittenverderbniß unter den Studirenden zu Padua war groß; allein Franz erhielt sich durch Gebet und Wachsamkeit rein; mehr als einmal ward der schöne Jüngling versucht; das erste Mal wehrte er die Versucherin mit einem brennenden Scheitholze von sich; das andere Mal redete er zu dem Mädchen so eindringlich von der strafenden Gerechtigkeit Gottes, daß sie erschüttert ihr Lasterleben aufgab und Buße that. Nach einer tödtlichen Krankheit, wo er mit Freuden Gott das Opfer seines Lebens gebracht, ging er nach Loretto und besuchte die merkwürdigsten Städte und Gegenden Italiens. Nun kehrte er zu seinen Eltern zurück, die ihn mit Freuden empfingen; schon hatte der Vater eine reiche Braut für ihn ausersehen, und der Herzog von Savoyen ihm eine Rathsstelle im Senate zu Chamberry bestimmt. Aber mit Macht zog es Franz zum Priesterthume; doch erst nach langem Bitten gab der Vater seine Einwilligung. Franz ward Priester, und erhielt an der Kirche von Genf die gerade erledigte Stelle eines Propstes. Der Bischof übertrug ihm zugleich das Predigeramt, und nun begann die reichlich gesegnete Wirksamkeit des Heiligen. Ganz für seinen Gott erglüht, voll Eifers, ihm so viele Seelen als möglich zuzuführen, wan-

delte und handelte er als ein neuer Apostel voll Liebe, Kraft und Opfermuth.

Die reiche Kraft seines Lebens widmete Franz vor allem der Bekehrung der Calvinisten. Der Herzog von Savoyen war in den Besitz des Herzogthums Chablais und der Landvogteien Ger, Terni und Gaillard gekommen; sie waren fast ganz von Calvinisten bewohnt; sehnlichst wünschte der Herzog, seine neuen Unterthanen wieder mit der Kirche zu vereinigen, und bat deßfalls den Bischof von Genf um Missionäre. Viele, darunter selbst eifrige und muthvolle Priester, hielten es für unmöglich, solch' trotzige Calvinisten, welche den Haß gegen alles Katholische mit der Muttermilch eingesogen, zu bekehren. Aber Franz, voll heiliger Sehnsucht und des festesten Vertrauens auf Gottes Hilfe, übernahm trotz alles Abredens mit seinem Vetter Ludwig von Sales das mühvolle Werk. Den 9. September 1594 traten sie die Reise an, und erreichten Alinges, die Festung. Von hier aus ging Franz fast zwei Jahre täglich nach dem zwei Stunden entfernten Tonon, der Hauptstadt von Chablais; nur sieben Katholiken traf er dort. Es wäre unmöglich, alle Gefahren und Beschwerden dieses heiligen Unternehmens zu schildern; nur eine solche Liebe, Ausdauer und Sanftmuth, wie Franz sie besaß, konnte sie bestehen und überwinden. Lange Zeit weigerten sich die Calvinisten, ihn anzuhören, sie verleumdeten ihn, sie strebten ihm sogar nach dem Leben. Zwei Meuchelmörder harrten seiner in dem Walde bei Alinges; muthig trat ihnen der Heilige entgegen und rief voll Güte: „Freunde, werdet ihr wohl einen Menschen morden wollen, der euch niemals beleidigt hat und der bereit ist, sein Leben für euch zu lassen?" Erschüttert durch diese Rede, fielen sie auf die Kniee und baten um Verzeihung. So verstand es der Heilige, durch die Macht seiner Liebe und Sanftmuth auch die härtesten Herzen zu erweichen. Die Einwohner Tonons legten ihren Haß gegen ihn ab; sie bezeigten sich freundlicher, sie hörten seinen Worten zu, Manche bekehrten sich. Ihre Prediger wurden hierüber auf das höchste erzürnt, sie bedrohten, sie verleumdeten Franz; er lud sie zu einem öffentlichen Religionsgespräche ein; viele Calvinisten bis von Genf her hatten sich eingefunden; die Prediger blieben

aus zu großer Beschämung der Calviniſten, die nun ſchaarenweiſe den Glauben der Kirche annahmen. Nach einer einzigen Predigt bekehrten ſich ſechshundert Calviniſten. Da ſtieg der Zorn ſeiner Feinde bis zur Wuth; ſie brachen in ſeine Wohnung ein, ihn zu ermorden; kaum hatte er Zeit, ſich zu verbergen. Alles ſuchten ſie aus; ſie fanden den nicht, mit welchem der Herr ſelber war. Alle dieſe Verfolgungen entflammten nur noch mehr den Eifer des Heiligen. Jetzt unternahm er es, das Haupt der Calviniſten, Theodor Beza, ſelber zu bekehren. Drei Unterredungen hatte er mit ihm. Beza ſchien zu wanken; aber ſein Stolz wollte nicht widerrufen, und ſchmachvolle und geheime Leidenſchaften hielten ihn zurück in den Banden des Irrthums. Dagegen ſchwuren drei calviniſche Prediger und der Syndicus zu Tonon die Irrlehre ab. Die Peſt, von welcher die Stadt Tonon heimgeſucht ward, gab Franz neue Gelegenheit, ſeinen Eifer und ſeine Liebe im ſchönſten Glanze zu zeigen. Solche Macht der Liebe und des Muthes mußte zuletzt wohl den Irrthum beſiegen. Wer mag wohl die Freude des Heiligen ermeſſen, als er nach vier Jahren des Betens, Leidens und Harrens ſchreiben konnte: „In dieſen fünfundſechzig Pfarreien, in welchen zuvor nicht hundert Katholiken waren, ſind jetzt nicht mehr hundert Calviniſten.“ Man rechnet die Zahl derer, welche dem Heiligen ihre Bekehrung verdanken, auf zweiundſiebzigtauſend.

Indeß hatte ſich der alte und würdige Biſchof von Genf von dem Papſte und dem Herzoge den heiligen Franz als Amtsgehilfen erbeten und erhalten. Dieſer willigte nur aus Gehorſam gegen ſeine Obern ein. Seine neue Würde veranlaßte ihn, nach Rom zu reiſen; hier ward er von dem Papſte mit Liebe und Hochachtung aufgenommen. Ebenſo ehrte ihn der König von Frankreich, Heinrich **IV.**, als er in Angelegenheit ſeines Bisthums nach Paris ging. Seine Milde, ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit, ſein geiſtreiches Geſpräch gewannen ihm Aller Herzen. Viele Proteſtanten kehrten, durch ſeine Predigt erſchüttert, zur Kirche zurück. Alle beugten ſich vor dem Manne, der in ſo jungen Jahren ſo Außerordentliches gethan, der da ſichtbar den Geiſt Gottes in ſich trug. König Heinrich gedachte, ihn der Kirche Frankreichs zu gewinnen, und bot ihm das erſte

Bisthum an, das erledigt ward. Aber der Heilige wollte sich nicht von der Kirche Genfs trennen, mit der ihn, wie er glaubte, der Herr selber vermählt hatte. Nach Beendigung seiner Geschäfte kehrte Franz nach Annecy zurück; unterwegs erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Bischofs. Nun ward er Bischof; zwanzig Tage lang blieb er in der Einsamkeit auf dem Schloße Sales, und bereitete sich mit brünstigem Eifer zum Empfange der heiligen Weihe vor; er empfing den 2. Dezember **1602** die heilige Salbung. Als Bischof war er wahrhaft ein Vater seiner Diözese, ein Muster für alle, ein Hirt, der stets bereit war, für seine Heerde zu sterben. Seiner Fürsorge entging kein Bedürfniß seiner Gemeinde; zu Fuß wanderte er umher, besuchte die Kranken, belehrte Kinder und Erwachsene, tröstete die Betrübten, und theilte alles, was er hatte, mit den Armen. Sein Verwalter beklagte sich oft über seine übermäßige Freigebigkeit, bei der er selber Noth litt, und wollte ihn verlassen. „Sie haben Recht, antwortete der Heilige, ich bin unverbesserlich und werde es wohl noch lange bleiben." — Ein anderes Mal sagte er ihm, auf das Kreuz zeigend: „Kann man Gott etwas verweigern, Der sich um unsertwillen so weit herabgelassen hat?" Diese Liebesglut durchdrang sein ganzes Wesen, machte ihm jedes Opfer leicht, und war seine Seligkeit. Von dem heiligen Verlangen entflammt, andern nützlich zu werden, schrieb er das köstlichste Buch: „Anleitung zum andächtigen Leben" und seine herrliche Abhandlung „von der Liebe Gottes." — Jeder Augenblick war dieser Liebe Gottes und des Nächsten geweiht; er gönnte sich keine Ruhe, solch' rastlose Thätigkeit erschütterte seine körperliche Kraft. Da gaben ihm noch dazu die Calvinisten von Gex Gift; er ward zwar gerettet, aber seine Gesundheit blieb zerrüttet sein Lebenlang. Deßhalb nahm er, nach dem Rathe des Erzbischofes von Mailand, des Cardinals Friedrich Borromä, seinen Bruder Johann Franz von Sales als Coadjutor an, nicht weil es sein Bruder, sondern weil es der würdigste Priester seiner Diözese war.

Im Jahre **1619** begleitete der Heilige, nach dem Wunsche seines Landesherrn, dessen Sohn, den Cardinal von Savoyen, nach Paris. Mit innigster Verehrung ward er von dem Könige und den Prinzen und von Allen der Stadt empfangen;

sie wetteiferten, ihn zu ehren; wo er predigte, war die Kirche überfüllt, daß kaum Personen vom höchsten Range darin Platz fanden. Der Erzbischof von Paris, Cardinal Heinrich von Gondi, bot alles auf, den Heiligen zu seinem Coadjutor zu erhalten; allein Franz blieb seiner Kirche getreu, die, wie er sagte, der Herr ihm als seine Braut gegeben.

Dieser Heilige, der so voll Liebe und dessen Herz und Leben so rein war wie frisch gefallener Schnee, konnte der boshaften Verleumdung nicht entgehen. Er suchte ein Weib, das längere Zeit sündhaft mit einem Manne gelebt, zu bessern. Der Mann in seiner Bosheit sann auf Rache, und machte in einem Briefe die Schriftzüge des Heiligen auf das täuschendste nach; es war aber dieser Brief an das sittenlose Weib gerichtet, und enthielt Dinge der schändlichsten Art. Viele ließen sich durch ihn täuschen, und dachten anders von Franz; erst nach zwei Jahren kam die Wahrheit an das Tageslicht. Der Verleumder erkrankte tödtlich, widerrief seine Lüge, und bat in Gegenwart mehrer Zeugen den Schwergekränkten um Verzeihung, und wie hätte dieser wohl sie ihm versagen können!

Das schönste Denkmal der Liebe und des Eifers des heiligen Franz war die Stiftung des Ordens von der Heimsuchung Mariä. Im Jahre **1604** überließ sich seiner Seelenleitung eine edle Dame von Dijon, Franzisca von Chantal, welche nach dem Tode ihres Gemahls nur der Erziehung ihrer Kinder, der Andacht und den Werken der Nächstenliebe lebte. Bald erkannte Franz in ihr eine hochbegnadigte Seele, und nahm sich ihrer mit der zärtlichsten Sorgfalt, wie ein Vater an. Sie hielt er für berufen, einen Plan zu verwirklichen, den sein liebevolles Gemüth schon seit längerer Zeit gefaßt hatte. Obgleich es schon in der Kirche viele Orden für Jungfrauen und Frauen gab, die, von der Welt geschieden, ihre Unschuld bewahren, Gott dienen, oder für ihre früheren Sünden büßen wollten, so gab es doch kein Institut, wo Wittfrauen, schon über die Jugend hinaus, oder Personen von schwacher und deshalb für eine strenge Regel nicht geeigneten Körpersbeschaffenheit der Segnungen des Klosterlebens genießen konnten. Für solche nun gedachte der Heilige einen Orden zu gründen, und die fromme Franzisca sollte hierin seine Helferin und die erste Oberin wer-

den, wie sie denn auch mit Freude darein willigte. Nach einem höchst schmerzlichen Abschiede von ihren Kindern und Verwandten, bezog Franzisca mit zwei edlen Jungfrauen zu Annecy (1610) das für sie bereitete Haus, und lebte mit ihnen nach der Regel, die ihnen der heilige Franz gab; sie war milde und schrieb nur wenige körperliche Abhärtungen und Entbehrungen vor; dafür ward der Geist einer völligen Selbstverleugnung unterworfen. Die heilige Franzisca sah noch vor ihrem Tode (1641) siebenundachtzig Häuser ihres Institutes in Frankreich und Savoyen; sie flößte den Nonnen, denen sie eine wahre Mutter war, den Geist des heiligen Stifters ein. „Unser Herz, sagte sie, muß allzeit beten und lieben, was wir auch thun mögen."

Der heilige Franz hatte in der letztern Zeit mehr als je eine flammende Sehnsucht nach dem Himmel empfunden; sie nun sollte bald gestillt werden. Am Weihnachtstage des Jahres 1622 befiel ihn ein Uebelseyn, worauf ein Schlagfluß erfolgte. Der Heilige erkannte daran den Vorboten des Todes, empfing die heiligen Sakramente und ging zu dem Herrn, den er über alles geliebt und als treuer Knecht im Leben verherrlicht hatte, den 28. Dezember 1622. Sein Leib ruht zu Annecy in der Kirche des ersten Klosters von der Heimsuchung Mariä, sein Herz in der Kirche der Heimsuchung von Balle-Cour zu Lyon. Papst Alexander VII. sprach ihn (1665) heilig, und setzte sein Fest auf den 29. Jänner.

Die Oratorianer.

In demselben Jahre (1515), in welchem die heilige Theresia der Welt geschenkt ward, kam zu Florenz Philipp Neri zur Welt, wie sie ein herrliches Bild reiner Unschuld und flammender Gottesliebe. In Armuth, Fleiß und Uebung jeglicher Tugend wuchs er auf, und verbarg hinter einem demüthigen und einfältigen Aeußern eine Fülle von Kenntnissen und Schätze himmlischer Weisheit. Zwanzig Jahre alt, ging er nach Rom und wirkte dort als ein treuer Knecht des Herrn. Viele Jahre brachte er die Tage in den Spitälern bei den Armen und Kranken zu, oder er suchte auf den Gassen die

verlassene Jugend auf, zog sie an sich, und verschaffte ihr leibliche und geistige Nahrung. Die Nächte widmete er dem Gebete; der gekreuzigte Heiland ward ihm Alles, und also ward die Liebe zu Jesu in ihm mächtig, daß sie wie ein Feuermeer sein Herz durchströmte, und er öfter, überwältigt von dieser heiligen Glut und dem ihr beigegebenen himmlischen Troste, ausrief: „Es ist genug, o Herr; es ist genug!“ — Diese Liebe verklärte sein Antlitz, und gab ihm eine Heiterkeit, die alle anzog; ja ein freundlicher Blick von ihm war schon hinreichend, Betrübte aufzurichten, und keiner ging ungetröstet von ihm, der bei ihm Hilfe suchte. Es war etwas Gewöhnliches, ihn von einem Schwarme von Jünglingen umgeben über die Strassen gehen zu sehen. Da führte er sie öfter an anmuthige Oerter, bewirthete sie, und sprach zu ihnen von der Liebe Gottes mit solcher Wärme, daß auch sie zu ähnlicher Liebe entzündet wurden. Der Jugend gönnte er jede erlaubte Fröhlichkeit, freute sich mit ihr, und litt es geduldig, wenn sie selbst in seiner Nähe es zu laut trieb. Einem, der allzulauten Kindern abwehren wollte, bedeutete er gutmüthig: „O wenn sie nur nicht sündigen, mögen sie übrigens auf meinem Rücken Holz hacken!“ Mit dieser fröhlichen Liebe verband er die Gabe eines treffenden, jedoch immer gutmüthigen Witzes und die des Rathes; vom Papste bis zum Taglöhner kamen sie, seinen Rath zu erholen, und Jeder, der ihm folgte, hatte Nutzen davon.

Dieser große Heilige stiftete zu Rom die Brüderschaft der heiligsten Dreieinigkeit; bald erfreute sich dieselbe der größten Theilnahme, also, daß er im Vertrauen auf die Hilfe Gottes und wohlthätiger Menschen ein großes Spital für arme Pilger erbaute, in dessen Betsaale (**Oratorium**) die heiligen Bücher gelesen und erklärt wurden. Für dieses Spital gründete (1564) Philipp eine Genossenschaft von Geistlichen und Laien, die ohne Gelübde, einzig durch Liebe gebunden, an dem Heile der Mitmenschen durch Belehrung und Spendung der heiligen Sakramente arbeiteten; das ist die Congregation des Oratoriums; Gregor **XIII.** bestätigte sie (1574). Die Oratorianer hielten alltäglich Vorträge in ihrer Kirche für das Volk, und obgleich die christliche Bildung desselben ihr Hauptzweck war,

so zeichneten sie sich schon frühzeitig durch gediegene Gelehrsamkeit aus.

Der Stifter selber wirkte trotz seiner Altersschwäche, gestärkt durch die in ihm wohnende Liebe, fort bis zum letzten Augenblicke; noch wenige Stunden vor seinem Tode hörte er noch Beicht, und nannte dieß seine Freude. Schwere Pein befiel ihn in seiner letzten Krankheit; da flehte er öfter: „Herr! mehre meine Schmerzen, aber auch meine Geduld." — Als der Herr in dem heiligen Altarssakramente ihm nahte, rief er mit flammender Sehnsucht: „Seht da meine Liebe! seht da meine ganze Liebe! reicht mir meine einzige Liebe!" ward fröhlich und gab getrost seine Seele in die Hände seines Schöpfers den 26. Mai 1595.

Peter von Berülle.

Zur selben Zeit erhielt auch Frankreich ein ähnliches Institut, wie die Genossenschaft der Oratorianer zu Rom, durch den Priester, nachherigen Cardinal von Berülle. Aufgemuntert durch den heiligen Franz von Sales und den ehrwürdigen Cäsar Bus, den Stifter der christlichen Lehre, verband er sich (1611) mit vier Priestern, Bence, Gasteau, Metezeau und Bourgoing zur Wiederherstellung kirchlicher Zucht und zur Erreichung priesterlicher Vollkommenheit. Sie richteten ihren Verein nach der Regel des heiligen Philipp von Neri ein, banden sich durch kein Gelübde, und übernahmen, wie die Oratorianer zu Rom, die Leitung von Seminarien, das Predigtamt, den Beichtstuhl und alle Verrichtungen, wodurch Gottes Ehre und das geistliche und leibliche Wohl des Nächsten befördert werden konnte. Paul V. bestätigte diese Genossenschaft (1611), und der Segen des Himmels war sichtbar mit ihr. Schnell verbreitete sie sich in Frankreich und den Niederlanden, und nur wenige Orden haben so viele Gelehrte hervorgebracht, als das französische Oratorium.

Die Mauriner.

Auch die Benedictiner erhoben sich nun zu einem neuen kräftigern Leben. Didier-de-la-Cour, der Prior von Saint-Vannes in Lothringen, bewog seine Brüder zu der strengern

Regel ihres Ordens, von welcher sie in manchen Punkten abgewichen, zurückzukehren. Darauf reformirte er im Auftrage seines Bischofes die Abtei zu Moyen-Moutier im Wasgau, und beide Klöster schlossen eine Congregation, genannt von Sct. Vann und Sct. Hidulf. Bald vereinigten sich mit ihr mehr als vierzig Benedictinerklöster von Lothringen. Ihr Beispiel und der Ruhm dieser Congregation veranlaßte die Benedictiner in Frankreich zu einer ähnlichen Vereinigung. So entstand im Jahre **1618** die Congregation des heiligen Maurus. Sie erhielt königliche und päpstliche Bestätigung und schloß einhundertachtzig Abteien und Prioreien in sich; sie ward von einem Generale regiert, und erhielt alle Privilegien, welche die Päpste der Abtei von Monte-Cassino und Sct. Vann verliehen hatten.

Nächst den geistlichen Uebungen betrieben die Mitglieder dieser Congregation zumal das Studium geistlicher und weltlicher Wissenschaften, und leisteten hierin bald Ausgezeichnetes.

Die Trappisten.

Vierunddreißig Stunden nordwestlich von Paris, liegt die Abtei La-Trappe, in einem schauerlichen von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale. Kein gebahnter Weg führt dahin; man muß sich nach dem Stande der Sonne und den Kennzeichen der Bäume richten; und eben von diesem schwierigen Eingange kommt der Name La-Trappe, die Fallthüre. Hieher flüchtete sich im Jahre **1664** Armand Johann Le Boutheilier de Rancé, ein Domherr zu Notre-Dame in Paris, der Welt müde und entschlossen, auf strenge Weise Buße zu thun, und keine Selbstverleugnung zu scheuen, die ihn zur Vollkommenheit führen könnte. Deßhalb berief er Franciscaner der strengen Observanz nach La-Trappe, und schärfte ihre Regel noch um Vieles. Nie darf ein Trappist einen Fuß aus seinem Kloster setzen; und von den Begebenheiten in der Welt, wie von dem Schicksale seiner Verwandten erfährt er nichts. Fleisch, Wein und Butter sind ihm untersagt, er nährt sich von Obst und Gemüs. Eilf Stunden wird täglich im Chore gesungen, an Festen noch länger, und der Chorgesang ist hoch und ermüdend. Die übrige Zeit wird mit saurer Feld- und Gartenarbeit zugebracht, und

kein Wort darf über die Zunge kommen, als das memento mori, der Tagesgruß. Jeder Trappist gräbt täglich an seinem künftigen Grabe, und schläft dann zu Nacht auf einem Brette.

Rancé, dieser zweite Bruno, starb, seiner Ordensregel auch im Tode noch getreu, auf einem Aschhaufen den 26. Oktober 1700, nachdem er einige Jahre zuvor den bittersten Kelch des Leidens, körperlicher Schmerzen und giftiger Verleumdung, in Demuth getrunken hatte.

Die erste französische Revolution (1789) zerstreute die Trappisten durch Teutschland, Rußland, England und Nordamerika. Der Hauptstamm kam (1801) in's Paderborn'sche, (1802) in den Canton Freiburg, und (1812) gab ihm der Freiherr von Droste, zu Vischering bei Darfeld im Münsterschen eine gastliche Aufnahme. Als sie aber (1815) ihr Stammkloster La-Trappe durch Kauf wieder an sich gebracht hatten, kehrten sie (1816) dahin zurück, und zwei Jahre darnach war ihre Zahl bereits auf hundert gewachsen.

Das sind nur Einzelne aus den heiligen Kindern der Kirche. Aber welche Namen wären neben ihnen noch zu nennen! Da glänzen die Jünglinge Stanislaus von Kostka und Aloysius von Gonzaga durch makellose Reinigkeit und flammende Liebe zu Jesu, wohl mehr Engeln als Menschen zu vergleichen; da gibt Franz Borgias, der Herzog von Gandia, der Welt ein Beispiel der Verachtung irdischer Herrlichkeit und stirbt selig in dem Orden der Jesuiten. Felix von Cantalicio wird die Zierde des Ordens der Capuciner und Magdalene von Pazzi ein neues Zeugniß für das Leiden Jesu, durch die blutenden fünf Wunden, mit welcher Er ihre Glieder ziert. Johannes von Kreuz und Peter von Alcantara, Muster wahrer Selbstverläugnung, finden nur bei dem Kreuze Jesu ihre Freude und Ruhe. Paschalis Baylon und Ludwig Bertrand dienen dem Herrn als treue Apostel der Heiden in den fernsten Ländern. Da verherrlicht Hieronymus Girolamo den Herrn durch häufige Wunder und Veronica Giuliani, von glühender Liebe zu dem Heiland entzündet, trägt seine fünf Wundenmale an ihrem Leibe und die Werkzeuge Seines Leidens ihrem Herzen eingedrückt.

XXXII. Kapitel.

Die Missionen.

Um diese Zeit vergrößerte sich die Erde um mehr als die Hälfte. Daß gegen Westen im Ocean noch unermeßliche Länder lagen, war längst die Vermuthung gelehrter Männer gewesen, und manche Sagen deuteten darauf hin. Vor siebenhundert Jahren, als die Araber Spanien überzogen, hatten (so hieß es) ein portugiesischer Erzbischof, sieben Bischöfe und viele Christen mit ihren Heerden weit über dem großen Weltmeere auf einer Insel Antilia oder Septemtirade, Zuflucht gefunden; man wußte von einem durch die Normannen jenseits des Oceans entdeckten Winlande (Grönland). Seekarten zu Venedig und die Bemerkungen eines Nürnbergers, Behaim, der eine Erdkugel verfertigte, konnte denkende Männer in ihrer Vermuthung nur bestärken. Ein solcher Mann, voll Muth und Kraft und Einsicht war Christophoro Colombo, ein Genueser; er suchte mit drei Schiffen, die ihm die Herrscher von Spanien, Ferdinand und Isabella gegeben, nach den neuen Ländern und fand sie, die Inseln und das Festland America's **1492—94.** Wenige Jahre darauf entdeckte ein Portugiese, Vasco da Gama, glücklich den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien (**1498**), und gründeten ein Reich, dessen Hauptstadt Goa ward. Nun erwachte unter den seefahrenden Völkern Europa's ein Wetteifer, Länder zu entdecken und ihre Reichthümer auszubeuten. Spanier unter Cortes und Pizarro eroberten das goldreiche Mexico und Peru, die Portugiesen entdeckten Brasilien; Franzosen, Engländer und Holländer nahmen andere Theile America's und die meisten Inseln im stillen Meere und indischen Archipel in Besitz.

Mit dem lebhaftesten Interesse vernahmen die Päpste die Entdeckung dieser unermeßlichen Erdtheile, die mit Millionen noch heidnischer Menschen bevölkert waren. Als der große Colomb die Insel Guanahani, seine erste Entdeckung, betrat, hatte er das Kreuz daselbst aufpflanzen und durch drei Priester aus dem Orden der Barmherzigkeit das Hochamt und **Te Deum**

abhalten lassen. Das Kreuz, das Zeichen des Heiles, sollte nun allen Völkern America's gebracht werden, sie alle sollten mit einem Munde das Lob des dreieinigen Gottes verkündigen. Dafür sorgten die Väter der Christenheit mit rastlosem Eifer; es konnten Hundertmillionen von Heiden zu Kindern Jesu gemacht, und so die Ehre Gottes und Seiner Kirche auf das schönste und reichste vermehrt, der Verlust, den diese durch die Reformation in Europa erlitten, in America und Indien mehr als zur Genüge ersetzt werden. Kein Opfer ist für dieses Werk den Päpsten zu schwer; alle Orden der Christenheit, die Kloster- und Weltgeistlichen, werden als Missionäre berufen, und leisten, zumal die Jesuiten, Dominicaner, Franciscaner, Capuziner, Augustiner und Carmeliten, mit der ruhmwürdigsten Aufopferung die nützlichsten Dienste, leidend und gar oft sterbend in ihrem apostolischen Wirken. Die großartigsten Institute stifteten die Päpste für die Bekehrung der Völker. Das erste und berühmteste ist die Congregation und das Collegium oder das Seminar der Propaganda (de **propaganda fide**), errichtet im Jahre **1622** zu Rom von Papst Gregor **XV.**, erweitert durch Urban **VIII.**, bereichert durch Schankungen der Päpste und Cardinäle. Die Congregation bestand aus dreizehn Cardinälen, und diese trugen für die Bedürfnisse und das Gedeihen der Missionen Sorge. Im Seminar wurden junge Männer aus verschiedenen Nationen zu Missionären gebildet, und als solche in ihrer Heimath verwendet. Eine reiche Buchdruckerei, eine Bibliothek und Archive waren dem Seminar beigegeben. Außer diesem Collegium bestand vor der Revolution in Frankreich das Seminar der auswärtigen Missionen, zu Paris gestiftet (**1663**) von dem Carmeliten Bernhard, Bischof zu Babylon. Sonst gab es in den verschiedenen katholischen Ländern noch an achtzig Seminare für Missionäre, und die Obern der vorzüglichsten geistlichen Orden waren angewiesen, aus ihren Söhnen die tauglichsten, auszuwählen und zum Missionswerke bilden zu lassen.

Die Missionäre dieser Orden haben sich alle in dem heiligen Werke unvergängliche Verdienste gesammelt, aber die schönsten Kronen flochten sich als Glaubensboten wohl die Jesuiten.

Der heilige Franz Xavier, Apostel der Indier.

Als Ignatius und seine Brüder in jener Nacht (Maria Himmelfahrt 1534) in der Kirche von Mont-Martre sich dem Herrn opferten, machten sie das Gelübde, sich der Bekehrung der Ungläubigen zu widmen. Dieses Gelübde erfüllte Franz Xaver, einer der Brüder des heiligen Ignatius, mit der Liebe, der Kraft und Hingabe eines Apostels. Der König von Portugal bat den Papst Paul III., ihm zur Bekehrung seiner neuen Unterthanen in Ostindien tüchtige Missionäre, und zwar aus der erst gegründeten Gesellschaft Jesu — so groß war nach wenig Jahren schon ihr Ruhm — zu senden. Es ward Franz Xaver erwählt, und freudig ging er zu Fuß über die Alpen und Pyrenäen. Zu Pamplona schlug ihm der Gesandte des Königs vor, seine Mutter im Schlosse Xavier zu besuchen und von ihr Abschied zu nehmen. Allein dieser hatte seine Rechnung mit der Welt schon geschlossen. Hochherzig antwortete er, er wolle warten, bis er sie in dem Himmel sähe, und eilte seinem Berufe entgegen. An seinem Geburtstage, im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens (1542), schiffte sich der Heilige mit Pater Paul und Pater Franz Mansilla auf Flotte des Vicekönigs Alphons von Susa zu Lissabon nach Indien ein.

Auf der Reise selber zeigte Franz Xavier die edelste Selbstverleugnung und zärtlichste Sorgfalt für die Kranken auf dem Schiffe; er predigte und tröstete zu gleicher Zeit. Niemals nahm er die Speisen an, die ihm der Vicekönig von seiner Tafel zusandte, und, obgleich päpstlicher Nuntius, konnte er doch auf keinerlei Weise bewogen werden, einen Bedienten anzunehmen. Nach dreizehnmonatlicher Fahrt erreichte die Flotte Goa, die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Ostindien und seit 1532 der Sitz eines Bischofes. Franz nahm seine Wohnung im Hospitale, begab sich zu dem frommen Bischofe Johannes Albuquerque, aus dem Orden der Franciscaner, und überreichte ihm die päpstlichen Breven mit dem Bemerken, er würde nur mit seiner Genehmigung von der ihm darin ertheilten Vollmacht Gebrauch machen. Solche Demuth rührte den Bischof; er segnete ihn, und verhieß ihm, mit

seinem bischöflichen Ansehen ihn zu unterstützen. Franz Xavier brachte die erste Nacht im Gebete zu; was er in Goa gesehen und gehört, die Sittenlosigkeit, die Habsucht, die Trägheit im Empfang der heiligen Sakramente, erschütterte sein Herz bis zu Thränen. Wie durfte er hoffen, die Heiden zu bekehren, wenn die Christen nicht viel besser waren als sie? Also wandte er vorerst alle Mühe an, die Christen von Goa zu bessern; morgens besuchte er die Kranken in den Spitälern und die Gefangenen; hierauf durchwanderte er mit einer Schelle in der Hand die Straßen Goa's, und bat die Eltern und die Herren, sie möchten doch um Gottes willen ihre Kinder und Sklaven in die Christenlehre schicken. Schaarenweise liefen ihm die Kinder zu, küßten ihm freudig die Hände, und hingen an dem Munde des freundlichen Lehrers, der ihnen so Schönes und Rührendes von dem Heilande erzählte. Den Kindern folgten die Eltern; das Wort und Beispiel des Heiligen erschütterte die Sünder und die Lauen; zahlreiche Bekehrungen erfolgten, und bald hatte Goa wieder das Ansehen einer christlichen Stadt.

Als nun der Heilige Goa's halber sich beruhigen durfte, schiffte er sich mit zwei Geistlichen, welche der malabarischen Sprachen kundig waren, nach der Fischerküste ein, und suchte die Parawer auf; die Portugiesen waren diesen Indianern wider ihre Feinde beigestanden, und aus Dankbarkeit hatten sie sich taufen lassen; aber noch waren sie im Christenthume sehr schwach. Mit unendlicher Anstrengung erlernte Franz die malabarische Sprache, und predigte ihnen das Wort des Heiles; und so gesegnet war sein Bemühen, daß seine Arme bei dem Taufen der Heiden oft erlahmten. Ein Jahr blieb er bei den Parawern, ging dann nach Goa zurück, wo er das Seminar zur Erziehung junger Indier erweiterte und der Besorgung nachgesandter Jesuiten übergab, und eilte wieder zu den Parawern. Nun trug er das Licht des Evangeliums nach dem königreiche Travancore; binnen vier Wochen taufte er zehntausend Götzendiener; ganze Dörfer sah man öfter an einem Tage mit dem Bade der Wiedergeburt gesegnet werden. Die Götzenpriester, hierüber erbost, bedrohten sein Leben; aber der Herr beschützte wunderbar seinen treuen Knecht. Da fielen die

Badagen, die erbittertsten Feinde der Bewohner von Travancore, in das Reich ein. Franz stellte sich an die Spitze einer kleinen Schaar von Christen, mit dem Crucifixe in der Hand rückte er gegen den Feind vor, und befahl ihm gebieterisch im Namen des lebendigen Gottes, sich zurückzuziehen. Erschrocken verließen die Badagen Travancore. Erstaunt sprach zu Franz der König von Travancore: „Ich heiße der große Monarch; von nun an sollst du der große Vater heißen!" — Dann eilt Franz, durch eine eigene Gesandtschaft eingeladen, nach der Insel Manas im Norden von Ceylon, von hier nach Mallacca auf der Halbinsel gleichen Namens, nach den Amboinen und den Molukken (den Gewürzinseln), überall das Kreuz aufpflanzend und Jesum predigend mit Flammenworten und erschütternden Wundern. Zu Malacca wird er mit einem Japaner, Namens Anger, bekannt, der, durch Gewissensbisse einer Mordthat halber gepeinigt, nirgends Ruhe finden kann. Der Heilige bekehrt ihn, und nimmt ihn mit sich nach Goa; auf der Reise dahin wird das Schiff von einem furchtbaren Sturme befallen; gegen Felsklippen hingetrieben, schien es rettungslos verloren. Da zeigt Franz Xaver, daß er ein Diener Desjenigen sei, Der da den Winden und Wellen gebietet. In Seinem Namen gebietet er dem Schiffe stille zu stehen; es steht auf sein Wort, und der Sturm legt sich.

Er gönnte sich zu Goa keine Ruhe; es trieb ihn fort nach Japan, wo Millionen kräftiger, aber in schmachvollen Götzendienst versunkener Seelen des Erlösers harren. Alljährlich fuhren nur zwei Schiffe der Portugiesen dahin; aber so lange konnte der Heilige nicht warten. Furchtlos bestieg er das Schiff eines Seeräubers; sieben Wochen währte die gefahrvolle Fahrt; mehr als einmal wollten die Räuber den Heiligen als den vermeintlichen Urheber so vieler und furchtbarer Stürme in das Meer werfen. Endlich erreichen sie die Insel Ximo, die dem Fürsten von Saxuma unterworfen war; hier setzten die Räuber den Apostel mit seinen Gefährten Indiens aus. Der Fürst nahm sie freundlich auf, unterrichtete sie selber in der Sprache des Landes, und bald konnten sich die Missionäre so gewandt wie geborne Japaner ausdrücken. Nun begann der Heilige mit dem Kreuze in der Hand zu predigen; von allen Seiten

strömten die Japaner herbei, die wunderbaren Fremdlinge zu hören. Selbst die Bonzen, die Priester der Japaner, bekannten, daß die Christenpriester mehr Wissenschaft hätten, denn sie; zahllose Bekehrungen erfolgten. Da hemmte Eigennutz das herrliche Werk; erzürnt, daß die portugiesischen Handlungsschiffe nicht mehr die Häfen von Saruma, sondern jene von Firando besuchten, verwies der Fürst sie aus seinem Lande. Weinend verließ der Heilige die Christengemeinde von Saruma, übergab sie der Fürsorge Angers, und ging nach Firando. Hier begleitete der reichste Segen sein Bemühen; Hofherrn, Bonzen und Gelehrte nahmen die heilige Taufe. Da vertraute er die Ernte von Firando einem seiner Gefährten; ihn drängte es, schwerere Arbeit zu suchen. Er wandte sich nach Miaco; hier war die Residenz des Cubo, des Oberkaisers aller japanischen Fürsten. Ihn wollte er bekehren, und so durch die Bekehrung des ersten und größten aller Fürsten die übrigen und mit ihnen ganz Japan für Jesus gewinnen. Mitten im Winter, von Kälte durchschauert, hungernd, ohne Obdach, von Bären oft angefallen, wanderte er achtundzwanzig Tage lang. Als er nach Miaco kam, fand er den Cubo ermordet, das ganze Land in Aufruhr; Niemand wollte ihn hören; mit Mühe nur entging er der Steinigung.

Dagegen hörte Amaguchi, eine Stadt, so groß wie Miaco, sein Wort mit Freuden; in Kurzem zählt die Christengemeinde viertausend Seelen. Dann zog der heilige Apostel weiter nach Bungo, einem Königreiche, dessen Hauptstadt Funai hieß. Der Anblick des Heiligen und der Gedanke, daß er seine Heimat und Freunde, seine Ehrenämter und Güter verlassen, und dagegen in Armuth, in steter Noth und Todesgefahr Meere durchschiffte, um den Völkern eine neue Lehre zu bringen, erschütterte den König und ließ ihn erkennen, daß solche Lehre wahrlich kein Menschenwerk sein könne. Sogleich zeigte er sich den Missionären geneigt. Die Bonzen, darüber ärgerlich, forderten den Heiligen zu einem Gespräche heraus, und vermassen sich, ihn öffentlich zu beschämen. Als aber Franz Xaver, des heiligen Geistes voll, zu ihnen von Jesus und seiner Liebe mit strahlendem Angesichte und erschütternder Stimme sprach: da bebten sie, da verstummten sie. Ueberwältigt von der gött-

lichen Wahrheit, sank der Oberbonze zu seinen Füßen, bekannte, daß ihre Lehre ein Gewebe von Mährchen sei, und bat, Jesu die Ehre gebend, um die Taufe. Das riß Alle dahin; fünfzehnhundert Personen verlangten, wie er, nach der gleichen Gnade, unter ihnen der Bruder des Königs, mehrere Mitglieder der königlichen Familie, die ersten Staatsbeamten und die jüngern Bonzen, die in Lüge und Laster noch nicht ergraut. Späterhin ward auch der König Christ, entsagte der Wollust, die ihn lange Zeit von Jesu ferne gehalten, und machte das Christenthum zur herrschenden Religion seines Reiches. Seine lange Regierung war die Blüthezeit der japanischen Kirche.

Ueber zwei Jahre wirkte der Heilige in Japan. Oefter bemerkte ihm der König von Bungo, daß die Japaner eine überaus große Achtung vor den Chinesen hätten, und Alle, sammt ihren Ober- und Unterkönigen, das Christenthum annehmen würden, wären nur die Chinesen zuvor Christen geworden. Da trieb es den Heiligen nach China, aber er kam nur bis auf die Insel Sancian; hier starb er, von Mühsalen erschöpft, den 3. Dezember **1552**, auf das Bild des Gekreuzigten blickend mit den Worten: „Herr! auf Dich hab' ich mein Vertrauen gesetzt; ich werde nie zu Schanden werden."

Wohl verdiente Franz Xavier den Namen des Apostels von Indien, den ihm Papst Urban **VIII.** beilegte. Zu allen Tugenden eines wahren Christen verlieh ihm der Herr noch die Gabe der Wunder, und zwar in einem Grade, wie sie vielleicht keinem Heiligen der neuern Zeit geschenkt war. Er heilte Kranke, erweckte Todte, besänftigte Stürme, erflehte Regen und Sonnenschein, und sagte künftige Dinge vorher. Was über seine Wunder berichtet wird, ist wahrhaft außerordentlich; ganz Ostindien sprach davon; die eigenen Geständnisse des Heiligen, die Zeugnisse seiner Gefährten und der Gemeinden, wo er wirkte, ja die Bekenntnisse der Heiden und Muhamedaner selber zwingen den Ungläubigsten zum Glauben. Noch kurz vor seinem Hinscheiden erweckte Franz einen Jüngling, Namens Franz Ciavos, der späterhin das Kleid der Jesuiten nahm, von den Todten. Die Heiden wollten ihn zuweilen als Gott anbeten, und die Muhamedaner wären geneigt, ihn für einen Propheten zu halten, größer noch, denn Mahomed.

Auch Protestanten, zumal Engländer, welche Ostindien bereisten oder als Beamte verwalteten, erkennen diese Wunderthaten an, und Einer von ihnen schließt seinen merkwürdigen Bericht mit den Worten, die er an den Heiligen selber richtet: „Wollte Gott, daß unsere Religion uns erlaubte, dich einen der Unsrigen zu nennen, oder daß deine Religion dir gestattete, uns für die Deinigen zu erkennen!“ —

Die Missionen und die Kirche von China.

Den Gedanken des heiligen Franz Xavier, China zu bekehren, nahmen drei Männer desselben Ordens, ganz von seinem Geiste beseelt, wieder auf. Unter dem Schutze einer portugiesischen Gesandtschaft drangen die Väter Ricci, Roger und Pasius, Italiener, in China ein; die beiden Letzten wurden abberufen, aber Ricci blieb und wirkte bis zu seinem Tode in China († **1610**).

Ricci ward der neue Stifter des Christenthums in China; mit unabläßigem Fleiße erlernte er die schwere Sprache des Landes; dann bemühte er sich, mittelst der seinem Orden eigenen Klugheit und Unverdrossenheit, sich zuvor bei den Chinesen, die alles Ausländische verachten und stolz auf ihre Bildung sind, in Achtung zu setzen durch Beweise von Kenntnissen und Geschicklichkeit. Die Chinesen ehren vor Allem die mathematischen Wissenschaften. Deßwegen verfertigte Ricci eine Landkarte, die sie Alle bewunderten. Darum lebte er wie sie, trug ihre Kleidung, überzeugte ihre Bonzen und Mandarinen von seiner ausgebreiteten Wissenschaft, und ward so in Kurzem bei ihnen ein geehrter Mann. Dann ging er nach Nanking, und von hier nach Peking, der Hauptstadt des Reiches. Sein Plan war, den Kaiser selber zu gewinnen; aber nur nach unsäglicher Mühe konnte er zu ihm kommen. Ricci überreichte ihm Namens der Portugiesen Geschenke, worunter zwei sehr schöne Gemälde des Heilandes und seiner Mutter, und eine Schlaguhr mit einem Spielwerke sich befanden. Der Kaiser hatte großes Gefallen an diesen Kunstwerken, nahm Ricci gut auf und gestattete ihm und den Missionären einen dauernden Aufenthalt in Peking. So war denn der Grund gelegt. Bald gewannen die eifrigen Missionäre dem Erlöser selbst unter vornehmen Chinesen Bekenner und

gründeten Kirchen und Schulen; und ob sie auch auf Andringen ihrer Feinde Pecking verlassen mußten, wurden sie doch bald wieder zurückgerufen, und kamen um so mehr zu Ehren, da sie den chinesischen Calender verbesserten, die Chinesen die Kunst des Kanonengießens lehrten, und im Kriege wider die Tartaren wesentlich durch geschickte Rathschläge zu ihrem Siege über die Gefürchteten beitrugen. Tief beklagten die Chinesen den Tod des trefflichen Ricci, öffentlich und ehrenvoll ward er in Peking begraben.

Würdig ersetzte ihn der Jesuite Johann Adam Schall, ein Teutscher aus Bonn, durch ausgezeichnete mathematische Kenntnisse (er war Astronom, Verfertiger physikalischer Instrumente, und selbst Stückgießer). Durch den Adel und die Liebenswürdigkeit seines Gemüthes, erwarb er sich bei den Großen wie bei dem Kaiser selbst solche Achtung, daß dieser das Lob seiner Verdienste in eine ehrene übergoldete Tafel eingraben ließ, und in einer andern das Gesetz des großen Gottes pries, den Pater Adam verkündigte.

Da überwältigten die Tartaren das Reich der Chinesen; die Sieger nahmen die Sprache und die Sitten der Ueberwundenen an. Auch Xunchi, der neue Herrscher, gewann den Pater Schall lieb, erhob ihn zum Präsidenten des mathematischen Collegiums, und gewährte den Missionären unumschränkte Freiheit, im Reiche zu predigen. Nun stieg schnell die Zahl der Christen; blos von 1650—54 wurden an einmalhundert-tausend Chinesen getauft, und das christliche Leben entfaltete sich auf die schönste Weise, zumal in Peking; fünftausend Bekenner zählte hier die Gemeinde, und bald erhob sich die herrliche Kirche. Xunchi selber verfaßte für sie eine Inschrift, worin die christliche Religion „als die vortrefflichste und als der wahre Weg zum Himmel" gepriesen ward. Nach dem Tode Xunchis, während der Minderjährigkeit Changhis, seines Sohnes, ward die junge chinesische Kirche zum ersten Male von einer Verfolgung heimgesucht; vier christliche Mandarinen erlitten den Tod; die drei Jesuiten, Ferdinand Verbiest, Gabriel Magalhaes, und Ludwig Buglius, wurden nach Canton verbannt, der edle Schall starb im Kerker, von Leiden und Sorgen erschöpft. Als aber Changhi den Thron bestig (1667), kamen bessere Zeiten für

die Verfolgten; wie sein Vater, war auch er ein Freund der Christen; er rief die verbannten Jesuiten zurück, ernannte Verbiest an Schall's Stelle zum Präsidenten des mathematischen Collegiums, ja er stellte (1692) sogar den Missionären einen Freibrief aus, worin das Christenthum für ein heiliges Gesetz, die Missionäre für tugendhafte Männer erklärt wurden, und die Chinesen die Erlaubniß erhielten, das Christenthum anzunehmen. Nun wuchs die Kirche von Tag zu Tag; und nicht blos an Zahl ward sie groß, größer noch ward sie durch die Tugenden ihrer Mitglieder*); man konnte hoffen, das unermeßliche Reich mit seinen dreihundert Millionen von Menschen zur Anbetung des Gekreuzigten zu bringen.

Da hinderten, da verdarben bedauerliche Streitigkeiten unter den Missionären selber das große Werk der Bekehrung China's. Es hatten auch Priester anderer Orden, Dominicaner, Lazaristen und Franciscaner in China das Evangelium gepredigt, und diese kamen mit den Jesuiten in Streit. Die Chinesen haben kein Wort, um Gott zu bezeichnen; es hatten sich deßhalb seit Ricci die Jesuiten des Ausdruckes „Tientschu", d. i. „Herr des Himmels" bedient, und auch den Chinesen einige heidnische Gebräuche, die Verehrung der Voreltern betreffend, gestattet. Hierüber klagten die Dominicaner zu Rom, als wären die Ausdrücke „Tien und Schangtsi" für Gott ungenügend, die Gebräuche bei der Verehrung der Voreltern abergläubisch, irreligiös, und keineswegs bürgerliche Handlungen, wie die Jesuiten meinten. So entstand der Streit über die Zuläßigkeit der chinesischen Gebräuche. Da sandte der Papst den Cardinal Tournon als seinen Legaten nach China, die strittigen Punkte an Ort und Stelle zu untersuchen. Durch Vermittlung der Jesuiten erhielt der Cardinal Audienz bei dem Kaiser. Changhi selber vertheidigte das Verfahren der Jesuiten, und suchte ihn zu überzeugen, daß die chinesischen Gebräuche keineswegs der

---

*) Die Meisten von ihnen führten ein wahrhaft frommes Leben, ein Leben des Gebetes, der Treue und der Arbeitsamkeit; kein Trunkener, kein Unkeuscher ward unter ihnen gefunden; Zorn und Fluchen war ihnen ein Gräuel; in der Beicht klagten sie sich über die geringsten Sünden mit heißen Thränen an; dem Tode sahen sie mit einer Art von Sehnsucht entgegen, des Glaubens, er würde sie zu Jesus führen.

christlichen Religion zuwider wären. Dennoch erneuerte der Cardinal das Verbot. Darüber erzürnt, drohte der Kaiser, alle Missionäre aus seinen Staaten zu vertreiben, verwies den Cardinal Tournon nach Macao und nahm den Freibrief von **1692** zurück. An vielen Orten brachen schwere Verfolgungen aus, und nur die Klugheit und der Eifer der Jesuiten, die gerade zu der Zeit den Changhi aus einer todesgefährlichen Krankheit erretteten, bewahrten die Kirche vor dem völligen Untergange. In solcher Noth sollte ein neuer Legat des Papstes, der Erzbischof Patriarch von Alexandrien, Ambrosius Mezzobarba, Hilfe bringen; wirklich bewilligte er einige Vergünstigungen hinsichtlich der chinesischen Gebräuche; allein die Päpste Innocenz **XIII.** und Benedict **XIV.** verpflichteten neuerdings jeden Missionär eidlich, jene heidnischen Gebräuche zu unterdrücken. Immer trauriger und verwirrter ward die Lage der Missionäre und der Christen in China; Changhi war im Jahre **1722** gestorben; sein Nachfolger Yongsching befahl (**1724**) alle christlichen Kirchen, über dreihundert an der Zahl, niederzureißen, und alle Missionäre zu verbannen, mit Ausnahme jener, welche als Lehrer weltlicher Wissenschaft unentbehrlich wären oder ein kaiserliches Patent hätten; solches aber erhielten nur die, welche die Gebräuche gestatteten. Nun kamen schwere Leiden und Verfolgungen über die Christen, namentlich unter Kaiser Kienlong (**1735—99**); selbst Mitglieder der kaiserlichen Familien wurden ihres christlichen Glaubens wegen hingerichtet; im Jahre **1746** erlitten fünf Dominicaner, darunter ein Bischof in der Provinz Fokien einen qualvollen Tod, das Jahr darauf acht andere Missionäre. Nur mit Todesgefahr und bei Nacht konnten die Ueberlebenden ihr heiliges Amt verrichten. Aber auch in China zeigten die Bekehrten selbst bei der furchtbarsten Pein Freudigkeit und Standhaftigkeit christlicher Märtyrer. Trotz aller Verfolgung erhielt sich in China das Christenthum, für das noch unlängst auch der apostolische Vicar, Ignaz Delgrado, in schwerer Marter das Leben ließ.

Eine neue Zeit für die Einführung des Christenthums in China beginnt mit dem Jahre **1845**. Die Religion Jesu, sonst als staatsgefährlich verboten und mit Marter und Tod und Verbannung bestraft, erhielt gesetzliche Duldung; im Mai erwähnten Jahres hat der Kaiser Taoknang auf einen Bericht

Keings, seines Commissärs für die Unterhandlungen mit den Fremden erklärt, die christliche Religion sei nicht blos ein unschädlicher, sondern auch ein empfehlenswerther Glaube, und das Verbot derselben aufgehoben. Noch in demselben Jahre wurden vier neue Bisthümer für das östliche China errichtet. Seitdem mehren sich die Bekenner Jesu also, daß ihre Zahl bereits auf mehr als einmalhunderttausend berechnet wird.

Die Missionen in Japan. Die Kirche von Japan — ihre Blüthe und ihr Untergang.

Die Brüder des heiligen Franz setzten in Japan mit dem reichsten Segen das große Werk fort; im Jahre 1562 fanden sich bereits an hundertzweiunddreißig Jesuiten in Japan; ihr Gebet, ihr Flammenwort, ihr herrliches Beispiel, von der Gnade Gottes unterstützt, zog die Japaner schaarenweise zu Christo hin. Ueberall erhoben sich christliche Kirchen und Schulen. Zwei Dinge zumal setzten die Missionäre in Verwunderung; einmal der Geist der Bußfertigkeit, der bei den Bekehrten kaum in den rechten Schranken mehr gehalten werden konnte, sowie der Umstand, daß die Japaner nach der heiligen Taufe, wie von Oben erleuchtet, selbst die verfänglichsten Einwürfe auch der schlauesten Bonzen zu Schanden machten. Ungebildete Weiber und Mägde und zarte Kinder brachten den Hohn und die Weisheit der Götzenpriester zum Schweigen. In der Stadt Firando erschien eines Tages bei dem Pater Vilela ein Knabe, und bat um die heilige Taufe. „Du wirst sie erhalten, sobald du genugsam unterrichtet bist," war des Paters Antwort. „Ich weiß Alles, betheuerte der Knabe voll Sehnsucht, was man dazu wissen muß." — Der Pater prüfte ihn; es war so. Der Pater wollte ihn des folgenden Tages taufen; allein der Knabe erklärte, nicht von der Stelle gehen zu wollen, er sei denn getauft. Der Pater willfahrte mit Freuden solch' flammendem Verlangen. Wie erstaunte er aber nicht, als wenige Tage darauf der kleine Täufling ihm seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern brachte, die er alle bekehrt und in den Geheimnissen des Glaubens unterwiesen hatte! Was über das Leben der Neubekehrten in Japan berichtet ward, erinnert an die Tugenden der ersten Christen. Ihre Andacht war wahrhaft

brünstig; ihre Liebe zu einander zeigte sich im Wetteifer, sich alles Gute zu erweisen, Fleiß, Keuschheit, Gastfreundschaft und Gehorsam herrschte unter ihnen; den Missionären begegneten sie nicht so fast wie Vätern, sondern mehr wie Engeln, ihnen von Gott gesandt. Im Jahre **1582** ordneten die Fürsten von Bungo, Amira und Omura Gesandte nach Rom an den Vater der Christenheit ab, um demselben ihre Huldigung darzubringen. Feierlichst empfing sie Papst Gregor **XIII.**; sie warfen sich ihm zu Füßen, er aber hob sie unter Thränen auf, umarmte sie segnend, und dankte Gott.

Da zernichtete eine furchtbare Verfolgung die zarte Himmelssaat, welche Japan in ein Paradies zu verwandeln schien. Schon der Cubo Taikosoma ließ Missionäre hinrichten und die Christen verfolgen, und der Dairi (der geistliche Kaiser des Reiches) rief den Zorn der Götter auf Japan herab, falls die Religion des Kreuzes nicht ausgerottet würde. Unter der Regierung des Cubo Fariba wurden zwanzigtausend Christen theils gekreuzigt, theils verbrannt; freudig gingen sie dem Tode entgegen, und litten um Jesu willen jegliche Pein. Ihr Blut war nur eine Aussaat für neue Bekenner, ihr Leiden lockte nur an; trotz aller Verfolgung wuchs die Zahl der Christen in Japan. Darauf hatten die Christen fünfzehn Jahre lang Ruhe, da zernichteten Christen selber das Christenthum in Japan. Holländer waren es; sie warnten, nach dem so einträglichen Alleinhandel mit Japan begierig, die Fürsten des Landes vor der Eroberungssucht der Spanier, die damals gerade auch Herrn von Portugal und seinen indischen Besitzungen geworden waren. Dieser Lüge glaubte der damalige Regent, der Vormund des unmündigen Cubo, und stellte sich an die Spitze der Heiden, um seinen Mündel, einen eifrigen Bekenner Christi, zu entthronen. Es floh der junge Prinz; an vierzigtausend Christen waffneten sich, sein Recht und ihren Glauben zu vertheidigen. Der Empörer führte einmalhundertsechzigtausend Mann gegen sie; es stritten die Christen glorreich; keiner floh, alle starben mit den Waffen in der Hand. Und nun begann die furchtbarste Verfolgung der Christen; Nero und Diocletian, heidnische Kaiser, waren nicht so erfinderisch gewesen, die Christen zu martern, als die Könige Japans. Wer eine qualvolle To-

desart erfand, ward belohnt; fürchterlich zumal war die Marter der Grube und des Wassers. Aber alle diese Peinen ertrugen die Christen von Japan mit einer Liebe und Standhaftigkeit, die ewig ruhmwürdig bleiben und sie zu würdigen Brüdern der Märtyrer der ersten Zeit des Christenthums machen. Sie frohlockten ob der Qual, und hießen den Tag ihres Martyrtodes nur den Tag ihres Triumphes; man sah Frauen vom Stande Tag und Nacht an prächtigen Kleidern arbeiten, auf daß sie hiemit gezieret ihren Ehrentag nur recht glänzend begehen konnten. Wunderbar zumal war die Sehnsucht, mit welcher selbst Kinder nach dem Martyrthum verlangten*). Ludwig, ein Knabe von zwölf Jahren und Ministrant im Kloster, sollte auf Verwenden eines Hofherrn nicht auf die Liste der Märtyrer gesetzt werden. Da jammerte und weinte er und ließ nicht nach, bis man auch ihn auf die Liste schrieb. Zu dem Hofherrn aber sprach er: „Spare dein Mitleid und denke lieber, dir die Gnade der heiligen Taufe zu verschaffen, ohne welche du einer Ewigkeit voll Elend nicht entgehen wirst.“ Auf gleiche Weise widerstand Anton, ein anderer Knabe, den Verheißungen der Richter, die ihm Namens des Kaisers allen Ueberfluß anboten; selbst die Thränen seiner Eltern, die Christen wie er, dennoch ob des frühen Todes ihres Kindes in laute Klagen ausbrachen, bewegten ihn nicht; er nahm die Mutter bei Seite, und stellte ihr vor, daß sie als eine christliche Mutter eher Freude als Schmerz bei dem Martyrthume ihres Sohnes empfinden sollte, wies hin auf die Herrlichkeit Jesu, auf die Freude des Wiedersehens, und litt geduldig die Todespein. Unter den Verurtheilten befand sich auch eine Mutter mit ihren zwei Kindern, einem Knaben von eilf und einem Mädchen von sechzehn Jahren. An Pfähle gebunden, nur etwa drei Fuß von einander entfernt, schauten sie muthvoll in die Glut des Feuers, das ihre Glieder ergriff und langsam röstete. Der Henker ermunterte sie zum Abfalle, laut riefen die umstehenden Christen zu Gott um Beharrlichkeit für die Märtyrer. Da riß sich plötzlich der Knabe vom Pfahle los; entsetzt glaubten die Christen, er wolle

---

*) Manche liefen den Schergen entgegen und baten flehentlich, sie ja nicht zu vergessen und der Marter für Jesu theilhaftig zu machen.

Jesum verleugnen. Allein er ging durch die Flammen zur Mutter und umfaßte sie; mit verklärtem Angesichte, mit Blicken der innigsten Freude schaute diese auf ihren Sohn, und nach wenig Minuten war ihr Leiden geendet und ihre Seelen bei Gott. Die Tochter litt am längsten, da neigte sie sich auf einmal hinab in das Feuer, legte sich einige glühende Kohlen wie eine Krone auf das Haupt, erhob sich wieder, das leuchtende Auge zum Himmel gewandt, und starb als eine treue Braut Christi.

Mit heißer Lust, als ginge es zu einem fröhlichen Mahle, drängten sich die Christen von Japan zur Marter für Jesu. Schnellen Schrittes eilte eine Schaar solch' brünstiger Bekenner zu einem Hügel bei Manquazoqui, den die Heiden zur Richtstätte bestimmt hatten. Dort sollten sie gekreuzigt werden; wie sie nun ihre Kreuze erblickten, da liefen sie, umfingen und küßten dieselben als die gewissen Unterpfänder ihrer künftigen Herrlichkeit mit flammender Inbrunst. Bruder Baptista, aus dem Orden des heiligen Franciscus, stimmte das Loblied des Zacharias an, Paul Miki weihte sie mit einer begeisternden Rede zur Marter ein und betete dann mit ihnen für die Mörder. Die Knaben sangen den Psalm: „Knaben, lobet den Herrn!" — Und im Preise ihres Erlösers hauchten die treuen Nachfolger Jesu am Kreuze ihre Seelen aus. Noch heute heißt dieser Hügel der heilige Berg, der Berg der Märtyrer; und dreißig Jahre darnach setzte Papst Urban **VIII.** ein eigenes Fest zur Ehre derjenigen ein, die also Christum durch ihren Kreuztod verherrlicht hatten.

Kein Land hat wohl mehr Blut christlicher Märtyrer getrunken als Japan; an zwei Millionen litten und starben für den Erlöser, darunter einhundertfünfzig Jesuiten, Franciskaner und andere Missionäre. Ein Jesuite, Christoph Fereira, zeigte sich schwach in der Marter, und versprach den Götzen zu opfern. Auf die Kunde dieses unerhörten Abfalles erbaten sich viele Jesuiten von ihren Obern als eine Gnade, nach Japan gehen zu dürfen, um den Gefallenen zu seiner Pflicht zurückzuführen, oder wenigstens mit ihrem Blute die Schmach, welche er dem Orden angethan, abzuwaschen. Wirklich erhielten mehrere Jesuiten die sehnlichst erbetene Erlaubniß, unter ihnen

Pater Mastrilli, ein zweiter Xaverius; aber sie wurden sogleich beim Betreten der japanischen Küste hingerichtet, ohne Fereira sprechen zu können. Indeß ward dieser plötzlich von zermalmender Reue ergriffen, widerrief und verlangte für Christo alle Marter zu leiden. Die Ergrimmten peinigten ihn auf die furchtbarste Weise, mit Feuer, mit der Marter der Grube und des Wassers; er aber blieb standhaft bis zum letzten Hauche.

Trotz dieser grausamen Verfolgungen blieben immer noch Christen in Japan; es war auch dießmal den Holländern vorbehalten, diesen letzten Rest christlicher Bekenner zu vertilgen. Die Holländer nämlich klagten (1636) die Portugiesen und die neubekehrten Japaner einer Verschwörung gegen den Thron und das Leben des Kaisers an, und gaben vor, Briefe auf einem von ihnen weggenommenen portugiesischen Schiffe gefunden zu haben, welche die Beweise hiefür enthielten. Selbst Protestanten behaupten, es wären diese Briefe die verleumderische Erfindung holländischer Kaufleute gewesen. Die Folgen dieser Lüge waren für die Christen furchtbar; die Hinrichtungen nahmen auf das Neue ihren Anfang, kein Alter, kein Stand und Geschlecht ward verschont. Verzweifelnd vertheidigten sich die Christen der Provinz Arima, siebenunddreißigtausend an der Zahl, in der Feste Simabara; sie wurden eingeschlossen, und die christlichen Holländer gaben Kanonen her, ihre Glaubensbrüder damit niederzuschießen. Die Christen fielen aus, und starben alle mit den Waffen in der Hand. Bis zum Jahre 1649 war jede Spur des Christenthums in Japan vertilgt. Allen Ausländern ward der Zugang, den Eingebornen der Auszug aus dem Reiche verweigert; in den Seehäfen legte man das Bild des Gekreuzigten auf die Erde, und jeder Ankömmling mußte es mit den Füßen treten, zum Zeichen, daß er kein Christ sei. Gesandte des Königs von Spanien wurden kraft dieses grausamen Gesetzes sammt ihrem Gefolge, weil sie sich weigerten, das Zeichen der Erlösung zu entehren und Jesum zu verleugnen, grausam gemartert und hingerichtet.

Die Missionen in Indien.

Der heilige Franz Xaver hatte seinen Brüdern den Weg zur Bekehrung Indiens angebahnt; es gingen diese muthig darauf fort. Mit jedem Jahre ward das Reich Christi in diesen unermeßlichen von beinahe **150** Millionen bewohnten Gegenden erweitert. Bald konnten neue Bisthümer errichtet werden, so zu Cochin und zu Malacca im Jahre **1592**, zu Cranganor **1606**, zu Meliapur (St. Thomas) im Jahre **1607**. Noch blieb das Erzbisthum Goa der Hauptsitz für die Verbreitung des Christenthums. Um diese Zeit schenkte der Herr der Kirche Ost-Indiens einen Ersatz für den Verlust des hl. Franz Xaver, den edlen Alexis von Mendez, Erzbischof von Goa; unsterblich sind seine Verdienste um das Christenthum in diesen Ländern; alle seiner Fürsorge untergebenen Kirchen besuchte er persönlich, hielt im Jahre **1599** eine große Synode zu Diamper, und vereinigte daselbst die zahlreichen Thomaschristen mit den Katholiken.

Die Bekehrung der Bewohner Hindostans ist ein unendlich schweres Werk; sie verehren drei Götter: Brama oder den Schöpfer, Wischnu oder den Erhalter, Siwa oder den Zerstörer. Außer diesen Hauptgöttern giebt es noch eine Unzahl von Götter und Göttinnen verschiedenen Ranges; auch manche Thiere und Pflanzen, vor allen die Kuh, werden für heilig gehalten und verehrt. Die Indostaner verehren ihre Götter mit Gebet, Opfern, Abwaschungen, Wallfahrten zu heiligen Oertern und Büßungen; der Gottesdienst in ihren Tempeln ist prachtvoll, aber manche Ceremonien hiebei sind unanständig, die Tänze oft sogar unzüchtig. Dabei glauben sie, daß ihre Götter öfters in menschlichen Leibern auf Erden erscheinen, die Seelen der Menschen aber bei dem Tode in die Körper der Thiere wandern. Eine Menge der abgeschmacktesten Vorurtheile und Gebräuche klebt ihnen an; dabei ist das Kastenwesen ein sehr großes Hinderniß für die Bekehrung. Solcher Kasten (von einander abgesonderter Stände) giebt es fünf, vier edle und eine verachtete: die Parias; jede unterscheidet sich von der andern durch Beschäftigung, Kleidung, Speise und Sitten; sie meiden als entehrend

den Umgang, ja selbst die Berührung mit den Parias; aber auch die Europäer werden verabscheut. Die oberste Classe bilden die Braminen, d. i. die Priester und Gelehrten. Diejenigen von ihnen, die sich einer besondern Enthaltsamkeit und gewissen Selbstpeinigungen unterziehen, werden vor allen geehrt und heißen Sanias. Die ersten Missionäre aus den Franciskanern und Jesuiten nahmen keine Rücksicht auf den Kastenunterschied; deßhalb machten sie nur unter den Parias einige Bekehrungen, und schon dieser eine Umstand war hinreichend, die christliche Religion in den Augen der höhern Stände verächtlich zu machen. Deßhalb kleidete sich der Jesuite Robert Nobili, der im Jahre **1606** als Missionär nach dem Königreiche Madaura auf der Küste von Coromandel kam, als Bramine, unterwarf sich den strengsten Selbstpeinigungen der Sanias, erlernte ihre Sprache und Gebräuche, mied aber durchaus den Umgang mit den Parias. In kurzer Zeit hatte er **70** Braminen bekehrt, und bald ward Madaura eine der schönsten und blühendsten Missionen der Kirche. Es arbeitete Pater Robert **45** Jahre, bis er erblindet und erschöpft, wie ein Heiliger sein Leben zu Meliapur beschloß. Nach ihm führten und vermehrten eifrige Hirten, wie Emanuel Martini und Pater Bouchez die Heerde. An **200,000** Christen zählte Madaura; hunderte mußte oft Pater Bouchez an einem Tage taufen und wunderbar wirkte die Taufgnade in ihnen. Wie Engel lebten sie, ähnlich den ersten Christen. „Man kann, so schreibt ein Missionär, vor Trost und Freude des Weinens sich kaum enthalten, wenn man betrachtet, wie begierig und ehrerbietig diese Völker Gottes Wort hören, wie eifrig sie dem Gottesdienste beiwohnen, wie sorgsam einer die Seligkeit des andern befördert und in allen Nöthen ihm beisteht, wie einer den andern in allem Guten zu erbauen, ja zu übertreffen sucht."

Die Jesuiten hatten den Neubekehrten die Beibehaltung gewisser Gebräuche gestattet, die von andern Missionären als abergläubisch und abgöttisch getadelt wurden, namentlich die Absonderung der Parias von den übrigen Kasten. Hierüber kam es zwischen ihnen zu Zwistigkeiten. Dieß ist der Streit über die sogenannten malabarischen Gebräuche; er dauerte fast das ganze siebenzehnte Jahrhundert hindurch, bis Bene-

Benedict **XIV.** alle jene Gebräuche untersagte. Mehr noch als dieser Streit schadete der Ausbreitung des Christenthums die wachsende Herrschaft der Holländer und Engländer. Während die Portugiesen alle Mittel anwandten, um dem Christenthume den Eingang unter den Hindus zu verschaffen, hatten die protestantischen Engländer blos die Vermehrung ihrer Macht und Einkünfte im Auge. Die Ausbreitung des Christenthums schien dieselben zu gefährden. Hierüber schreibt Zschokke, selbst ein Protestant: „Ohne Erlaubniß durfte daher kein Missionär (nicht einmal ein anglicanischer) nach Ostindien kommen, und diese Erlaubniß ward nur höchst selten ertheilt. Um sich in dem Besitzthume der Eroberung zu stärken, gab man sogar Muhamedanern und Hindus vorzugsweise vor den Christen den Zutritt zu den angesehensten Staatsämtern. In der That, während man mit großthuerischer Duldsamkeit die eifrigste Verbreitung des Islams gestattete, trug man kaum Sorge, dem Christenthume durch das Aeußere des Kirchlichen nur einige Achtung zu verschaffen."

Von dieser Krämerpolitik geleitet, traten die Engländer den katholischen Missionären in Indien auf jede Weise in den Weg; gar oft wurden dieselben mit roher Gewalt vertrieben. Erst in neuerer Zeit, wo die katholische Kirche sich so mächtig in England erhob, wurden die Missionäre mit größerer Duldsamkeit behandelt. Aerger noch machten es die Holländer. Als sie im Jahre **1663** Cochin und Cranganor den Portugiesen entrissen, vertrieben sie alle katholischen Geistlichen, das Bisthum zu Cochin erklärten sie für aufgelöst, und zogen Kirchen und Klöster desselben ein. So litten die Missionen den größten Schaden. Anderes Unheil stiftete der Trotz der Portugiesen; obgleich ihre Herrschaft in diesen Gegenden schon lange zu Ende war, so fuhren sie doch fort, Bischöfe abzusenden, die sich zum einzigen Geschäfte machten, die apostolischen Vicare und Missionäre zu necken und zu verfolgen. Um Ruhe zu stiften und diese Missionen, welche noch immer über **100,000** Katholiken umfassen, vom drohenden Untergange zu retten, hob Papst Gregor **XVI.** im Jahre **1838** die vier Diöcesen Cranganor, Cochin, Thomas in Meliapur und Malacca auf und übergab ihr Gebiet an die nächstgelegenen apostolischen Vicariate in Pondicheri, Verapoli, Bombai und Agra.

Auch in dem eigentlichen Hindostan, Mogor, dem Reiche des ehemaligen Großmogul, waren die Jesuiten die ersten Apostel. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts herrschte hier als Mogul Echebar, ein Muhamedaner; fast wäre es den Jesuiten gelungen, ihn zu bekehren; aber Menschenfurcht und Weiberliebe hielten ihn zurück. Forschend und schwankend bis zum letzten Augenblicke starb Echebar **1605**. Auch sein Sohn zeigte sich den Christen geneigt; es bildeten sich christliche Gemeinden zu Agra, Delhi, Lahore; schon trugen die Soldaten der Besatzung von Lahore das Kreuz auf ihren Fahnen. Bis zu den äußersten Provinzen des Reiches, nach Kabul, Bochara und an den Gränzen Bengalens ward die Lehre des Heiles verkündigt, und nur der Mangel an Missionären verhinderte die weitere Ausbreitung der Religion Jesu. Die tiefste Wunde ward diesen Missionen durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu geschlagen. Nur mit Mühe erhielten einige Väter aus dem Capucinerorden die Reste des Christenthums in Mogor. Als die Gesellschaft Jesu wieder erstand, gingen und zwar auf Einladung der englischen Regierung einige Väter nach Calcutta und arbeiteten dort mit dem alten Eifer. Auch Carmeliten erwarben sich hier große Verdienste. Jetzt noch gibt es, wie früher in Nordindien eingeborne Priester; eine edle Fürstin, Maria Somru, von Sirdhana, gab in neuester Zeit den Islam auf, ward Christin und beförderte mit dem regsten Eifer die Ausbreitung des Christenthums in ihrem Lande. Sie gründete ein eigenes Seminar zur Heranbildung eingeborner Priester. Uebrigens bilden jetzt die Missionen des alten Mogor drei apostolische Vicariate: das von Hindostan-Tibet, das von Bengalen und das von Bombai.

Die Missionen in Hinter-Indien.

Hinter-Indien, der zweite Haupttheil Indiens, die jenseits des Ganges gelegene Halbinsel im indischen Meere, umfaßt mehr denn **40,000** Quadratmeilen und an **24** Millionen Einwohner. In dieß Gebiet theilen sich die Reiche Aschem, Birma, Siam, Malacca und Anam. Anam selbst begreift in sich die Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampo, Cambodscha, Laos und Laitho. — Nach Tunkin wanderten im Jahre **1627** die Jesuiten und predigten das Evangelium mit solchem Segen, daß

schon 12 Jahre darnach 84,000 Tunkinesen sich bekehrt hatten. Auch hier brachen, auf daß die Kirche geläutert wurde, Verfolgungen aus. Jesuiten, welche sich weigerten, das Bild des Heilandes mit Füßen zu zertreten, wurden 1734 enthauptet, und 4 Dominicaner erlitten denselben Tod. Dennoch trotz aller Bedrückung hat sich das Christenthum in Tunkin erhalten. Im Jahre 1807 betrug die Zahl der Gläubigen unter vier Bischöfen 307000; im Jahre 1831 gingen 200,765 Christen zum Beichtgerichte, und 92,214 zum Tische des Herrn. Die Gemeinden weideten als Hirten 10 Priester aus Europa und 90 Eingeborne.

Auch nach Cochinchina (Westchina) brachten zuerst Jesuiten das Licht des Evangeliums; eifrig zumal wirkte der Pater Christoph Borri (1618). Andere Missionäre halfen und so gedieh die Mission von Cochinchina zur schönen Blüthe; da brach plötzlich im Jahre 1750 eine heftige Verfolgung aus. Zwei Bischöfe und neunundzwanzig Missionäre wurden nach längerer Kerkerpein in Fesseln nach Maçao geschleppt, alle Kirchen zerstört bis auf zwei in der Hauptstadt; diese erhielt das Fürwort des bei Hofe sehr angesehenen Arztes, des Pater Kosler. Bei dieser Verfolgung bewiesen die Christen große Standhaftigkeit und wankten nicht, als in den Jahren 1767 und 1785 neue Leiden über sie kamen. Den härtesten Strafen wurden sie preisgegeben und schwer getadelt, „daß sie des Nachts in vermischten Versammlungen beteten, aus Müßiggang sich weder Güter noch Erbschaften erwürben und über keine Strafen errötheten." Doch alle diese Stürme vermochten die Kirche von Conchinchina nicht zu zerstören, noch besteht sie und zählte an 600,000 treue Bekenner.

Auch in Siam und Cambodscha bildeten die Jesuiten, Dominicaner und Franciskaner christliche Gemeinden, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. In Tibet versuchten im Jahre 1624 die Jesuiten das Christenthum auszusäen, allein ohne Erfolg. Da kamen im Jahre 1707 die Capuziner, uud es gelang ihnen, freilich nach unsäglicher Anstrengung, mehrere Hospitien zu gründen, und eine kleine Christen-Gemeinde, den Keim von größeren, zu bilden. Erst neuerdings gingen Missionäre aus dem Capuzinerorden nach Tibet.

Auf der großen Insel Ceylon hätte die Religion des

Kreuzes wohl die schönsten Triumphe gefeiert, wäre sie nicht in die Gewalt der Holländer gefallen, welche die katholischen Missionäre, ärger als die Heiden verfolgten. Sie boten alles auf, den katholischen Glauben auf der Insel auszurotten, und riefen eigens Götzenpriester herbei, um dem Götzenthume wieder aufzuhelfen. Aber so unmächtig waren die Bemühungen der Holländer, daß sie trotz aller Tyrannei weder den geächteten katholischen Glauben vertilgen, noch ihr eigenes reformirtes Bekenntniß fest begründen konnten. Hundertfünfzig Jahre erlitt die Kirche auf Ceylon den schmerzlichsten Druck und doch ging sie nicht zu Grunde. Hier zeigte sich auf das deutlichste der große Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Missionen. Sobald die Insel Ceylon in den Besitz der Engländer gekommen war, und diese die Freiheit der Religion verkündigt hatten, zerfiel die protestantische Scheinkirche; ein großer Theil ihrer Mitglieder sank wieder in das gräßliche Heidenthum zurück, während alsobald **50,000** Eingeborne zur katholischen Kirche übertraten. Im Jahre **1806** betrug die Zahl der Katholiken in Ceylon nach amtlicher Zählung **66,830**; jetzt mag sie sich auf **200,000** belaufen und so rasch ist das Wachsthum, daß die Protestanten selber die Furcht äußern, es würde in Ceylon ohne Zweifel in wenigen Jahren dasselbe Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten seyn, wie in Irland, d. h. wie sieben zu Eins.

Auf den philippinischen Inseln ist die Bekehrung der Eingebornen fast vollbracht. In Manilla, der Hauptstadt, ward im Jahre **1621** ein eigener erzbischöflicher Stuhl errichtet und ihm drei andere Bisthümer untergeben.

Die Missionen in den Ländern der Muhamedaner.

Der Fanatismus der Muhamedaner und der Haß der schismatischen Griechen hinderten hier bisher alle Fortschritte der Missionäre. Missionen gibt es in Konstantinopel und Thessalonich. Die Priester dieser Missionen, früherhin meist Jesuiten, wurden durch ihre Liebe, womit sie sich zur Zeit der Pest der Pflege der Kranken aufopferten, die Bewunderung der Ungläubigen. Treffliche Dienste leisten noch jetzt die Lazaristen, die Domini-

caner und Franziskaner. Oefters gehen und zwar auf den Rath der Mollahs, der türkischen Priester, die Türken zu den Missionären und bitten sie um ihr Gebet über ihre Kranken.

Mühselig sind auch die Missionen auf den Inseln des griechischen Meeres. Außer dem Bisthume zu Syra, wo Pater Aloisius der Bischof als apostolischer Vicar mit größtem Segen seit **1834** wirkte, besteht ein Erzbisthum in Naxos, ein Bisthum in Santorin, eines für die Inseln Tino, Myconi und Andros und eines auf Scios. Herrlich blüht die Mission zu Smyrna. Auch für die Armenier sorgte die Kirche durch Missionen; für die Armenier Rußlands besteht das apostolische Vicariat Tiflis, dessen Thätigkeit aber von den Russen sehr gehindert wird. Für die katholischen Armenier Syriens und Mesopotamiens ward ein armenisches Patriarchat gegründet, sein Sitz ist am Berge Libanon. In Persien wirken ausgezeichnete Missionäre; das Bisthum Ispahan ist jedoch mit dem Bisthume Babylon vereinigt. Auch der Maroniten und der Chaldäer ward mit Liebe gedacht; sie wurden durch zahlreiche Missionen in der Vereinigung mit der römischen Kirche erhalten; im Jahre **1833** ward für sie und für alle andern Volksstämme der Levante ein beständiger Legat aufgestellt in der Person des Erzbischofes von Iconium. Mit Eifer und nicht ohne Erfolg arbeiteten Jesuiten und Lazaristen an der Bekehrung der Drusen. Allein der Haß der Griechen hindert den Fortgang des schönen Werkes. Katholische Missionen befinden sich ferner in Aleppo, Damascus, Sidon.

Die Missionen in Afrika.

Afrika, das Geburtsland der Heiligen Cyprian und Augustin, die Stätte so vieler Martyrer, war der Kirche immerfort am Herzen gelegen und mit allem Eifer hatte sie getrachtet, die spärlichen Reste des durch die Muhamedaner zertretenen Christenthums zu erhalten. Tief in das Innere des räthselhaften Landes waren ihre Glaubensboten gedrungen und hatten unermüdet gearbeitet, die Finsterniß des Heidenthums (schwärzer noch als die Leiber der Afrikaner) mit dem Lichte des Evangeliums zu erleuchten. Als daher Camus, ein wa-

ckerer Admiral der Portugiesen, Guinea und Congo (1484) neue Länder Afrika's, aufgefunden hatte, eilten sogleich Dominicaner dahin, bekehrten einen König, der in der Taufe den Namen Alphons empfing, und fünfzig Jahre herrschend, mit größtem Eifer das Christenthum wider alle Angriffe der Heiden erhielt und in seinem Reiche ausbreitete. Seine Nachfolger waren lau; trotz der Errichtung eines Erzbisthums begann das schöne Werk der Bekehrung zu stocken. Da kamen die Jesuiten und ihr Muth und ihre Einsicht erhob auf das Neue die Religion des Kreuzes. Schwere Stürme trafen zwar die Kirche von Congo, aber sie erhielt sich um so mehr, als die Jesuiten an den Capuzinern treffliche Helfer bekamen. Sehr hinderlich wurden in der Folge die Ränke der reformirten Holländer, welche auch hier, wie in Indien, aus Handelsneid die Portugiesen und Spanier verleumdeten und die Eingebornen gegen sie aufreizten. Dessenungeachtet ist die katholische Gemeinde von Congo noch ein wenn gleich unscheinbares Glied der Kirche Gottes und besteht, freilich in einem bedrängten Zustande, bis auf den heutigen Tag.

Eben so hatten die Jesuiten in Angola das erste große Werk der Bekehrung begonnen, die Capuziner dasselbe unter den größten Mühsalen fortgeführt. Benguela, Cacongo, Loango, Länder von den wildesten Menschenfressern bewohnt, hörten nun aus ihrem Munde das Lob Jesu; es ward das Bisthum Paul de Loanda gestiftet und noch zählt es viele tausend katholische Christen. Es fand die Religion des Kreuzes auch Eingang bei den Jaloffen, Beninen und Beafaren; in Sierra Leona verkündigte Pater Bareira, Angola's Apostel, die Lehre Jesu und zahlreiche Gemeinden erhoben sich auch in Senegambien. Dahin führte auch die Oberin der Schwestern des heiligen Joseph ihre Töchter. „Meine Kinder, sprach sie, wir werden hier vielleicht **20** Jahre weniger leben als in Europa; aber wie viel Gutes können wir thun, wie viel Elend lindern, wie viele Unwissende belehren, wie viele Seelen Gott gewinnen! Meine Lieben, laßt uns ein **Te Deum** anstimmen und Gott für die Gnade danken, daß wir unser Leben so nützlich verwenden dürfen." Und der Segen, den die Schwestern verbreiteten, war wahrhaft groß. Die Eingebornen betrachteten sie als En-

Engel, vom Himmel gesandt. Erst unlängst ward die Küste von Westafrika, von Senegambien bis Nieder-Guinea in fünf Bisthümer oder apostolische Vicariate eingetheilt.

Auch in Mozambique, Monomotopa und Quiloa, wo die Portugiesen hie und da Niederlassungen begründeten, ward der Saame der Lehre Jesu ausgestreut, zuerst durch die Dominicaner, dann durch die Jesuiten. Dagegen zerstörten die Holländer die Missionen am Vorgebirge der guten Hoffnung, ehe sie noch zur Blüthe kamen; jedoch ward hier in neuerer Zeit eine Mission der Dominicaner und ein apostolisches Vicariat gegründet. Französische Missionäre versuchten das Christenthum auf der Insel Madagascar anzupflanzen, aber ohne den erwünschten Erfolg; doch sind die Inseln Mauritius und Bourbon durch ihre Bemühungen größtentheils bekehrt.

In Habesch hängen die Eingebornen noch der Lehre des Eutyches und Dioscurus an; Versuche der Missionäre aus Portugal und Rom, während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, diese Monophysiten mit der Kirche wieder zu vereinigen, hatten keinen Erfolg. Erst in der neuesten Zeit wurde durch Vermittlung der Naturforscher Schimper und Labbadie, die in Habesch reiseten, die Vereinigung wieder angeknüpft, ein apostolisches Vicariat errichtet und Missionäre abgesandt. Auch für das Land der Gallas besteht jetzt ein eigenes apostolisches Vicariat. Eben so beschwerlich als gefahrvoll waren die Missionen unter den Muhamedanern und den von der Kirche Abgefallenen, den Griechen, Armeniern, Minoriten. Die Minoriten und Trinitarier erhielten sich in dieser Mission den alten Ruhm und ausgezeichnet als Verkündiger des Evangeliums unter den Muhamedanern war zumal der Franciscaner Martin von Spoleto, der dafür zu Fez **1536** die Martyrkrone empfing. Im Umgange mit Christensclaven und Priestern gewann Mamet Celi, Prinz von Tunis, eine solche Liebe zu Jesu, daß er nach Sicilien floh und Christ ward. Mulei, der Erbprinz des Kaisers von Marocco, fiel in die Gefangenschaft der Ritter von Malta, und fand darin, durch Gottes Gnade erleuchtet, die Erlösung aus den Banden der Sünde und die wahre Freiheit des Christen. Mit drei und dreißig seines Glaubens empfing er die Taufe (1665) und ward Priester im Orden der Jesuiten. Im Begriffe, seinen

ehemaligen Glaubensbrüdern das Licht des Evangeliums zu bringen, starb er, eine Zierde der Gesellschaft Jesu. In Aegypten arbeiteten vornämlich italienische Missionäre und erhielten wenigstens einen Stamm der Katholiken, und führten viele Kopten (Abkömmlinge der alten Aegyptier) zu der Einen Kirche zurück. Uebrigens bricht jetzt ein neues Morgenroth für die Bekehrung der Ungläubigen in Africa an, seitdem die Franzosen Algier erobert. Schon ist in Algier ein Bisthum gegründet; allerwärts erheben sich christliche Gemeinden und Kirchen; die barmherzigen Schwestern und die Schwestern vom heiligen Joseph besorgen die Pflege der Kranken „und mit den Frauen vom guten Hirten" den Unterricht in den Schulen; die Trappisten bebauen das Land, und es scheint die Zeit wieder zu kommen, wo diese Küste mit christlichen Städten bedeckt war.

Die Missionen in America.

Die größten Anstrengungen und Opfer erforderten die Missionen in dem neu entdeckten America. Hier gab es Hindernisse zu überwinden, die anderwärts nicht zu bekämpfen waren; die Ungerechtigkeit, der Golddurst und die Grausamkeit der Europäer, meist Abentheurer aus Spanien, Portugal und England, hatten die Bewohner der neuen Welt mit tiefem glühenden Hasse gegen ihre Unterdrücker erfüllt und sie trugen ihren Haß auch auf die Religion derselben über. Viele der Indianer weigerten sich oft nur deßhalb, die Religion Jesu anzunehmen, weil sie die ihrer Verfolger war. Alles Unheil und Elend war den Indianern nur von den Europäern gekommen; es hatten diese ihre Dörfer und Städte niedergebrannt, ihr Hab und Gut geraubt, sie schaarenweise in die Sklaverei geschleppt, sie zum Feld- und Bergbau gezwungen. War es da ein Wunder, wenn die Indianer in der Religion der Christen, die man ihnen anbot, nur eine Quelle neuen Elendes entdeckten? Christ und Sklave der Europäer werden, schien ihnen gleichbedeutend, die Religion nur das Werkzeug, sie in die Ketten zu schlagen. Viele indianische Stämme nahmen daher niemals Missionäre an oder tödteten die, welche zu ihnen kamen.

Aber wie konnten Hindernisse Männer abhalten, welche,

wie die Missionäre, dem Herrn geschworen hatten, Ihm Seelen zuzuführen oder als Märtyrer zu sterben? Ein solcher Held war der gottselige Martin von Valencia, ein Sohn des heiligen Franciscus. Mit dreizehn Gefährten schiffte er sich am Tage der Bekehrung des Heidenapostels 1523 in den Hafen von St. Lucar in Andalusien ein, und erreichte den 14. Mai als am Vorabende des heiligen Geistfestes, dessen Hilfe allein den apostolischen Arbeitern Hoffnung geben kann, den Hafen Vera-Cruz in Mexico. Hier erwarteten sie die Boten Fernandos Cortez und geleiteten sie nach Mexico, der Hauptstadt; es hatte Cortez zu ihrem Empfange die spanischen Offiziere und Caziken (Häuptlinge) der Indianer versammelt und erwies ihnen die größten Ehren; er selbst breitete seinen Mantel unter die Füße Martin's, beugte die Kniee vor ihm, und küßte ihm und jedem der Väter die Hand; dasselbe thaten auch die übrigen Spanier. Die Missionäre hätten sich nimmer dazu verstanden, solche Ehrenbezeugungen anzunehmen, wäre ihnen nicht von Cortes bedeutet worden, sie möchten sich doch solches gefallen lassen, und weder ihm noch den Seinigen eine Höflichkeit erweisen, damit die Eingebornen desto größere Ehrfurcht vor den Dienern Christi bekämen. Dann stellte er sie den Indianern vor als die Gesandten des einzig wahren Gottes, der sie abgeordnet, sie aus der Nacht des Götzendienstes und der Sclaverei des Teufels zu befreien und zu Kindern Jesu zu machen. Mächtig sei ihr Gebet bei Gott und viel vermögend ihr Wort bei dem Könige; bei ihm würden sie ihre Fürsprecher sein, wie ihre Lehrer im Glauben, die Erzieher ihrer Kinder und die Beschützer ihrer Länder, die nicht ihr Gold, sondern ihre Seelen verlangten. Cortez ließ diesen ehrenvollen Empfang der Missionäre malen und die Gemälde wie Briefe an die verschiedenen Stämme der Indianer vertheilen, damit sie, im Voraus auf die Ankunft der Missionäre vorbereitet, selbe mit Hochachtung aufnähmen. Wirklich, Cortez erreichte seinen Zweck; die Eingebornen faßten in der That eine große Ehrfurcht vor den Missionären; sahen sie ja, daß sie trotz ihrer Armuth mehr geehrt wurden, als selbst die reichsten Spanier.

Vater Martin suchte sich nun mit dem Glauben, den Sitten und der Sprache der Indianer und der Natur ihres Landes

bekannt zu machen. Neben dem Hasse und dem Mißtrauen, womit die Indianer gegen alle Europäer und auch gegen ihre Religion eingenommen waren, entdeckte er ein neues großes Hinderniß in ihrem ungemein niedrigen Culturzustande und höchst schwachen Geistesanlagen; sie waren ein körperlich wie geistig erschlafftes größtentheils verwildertes Geschlecht, das von der frühern Cultur seiner Voreltern in Mexico und Peru ganz abgekommen war. Für geistige Begriffe schienen sie kein Vermögen zu haben, und ihre Sprache bot keine Worte dafür dar; die geistigen und erhabenen Lehren des Christenthums mußten ihnen deßhalb größtentheils unbegreiflich seyn. Aber größer noch als ihr Unverstand war ihre Gleichgiltigkeit, ihr Stumpfsinn; die Schilderung der Freuden des Himmels ließ sie eben so kalt, als jene der Höllenpein; ihre Sorge und ihr Begreifen erstreckte sich nur auf die nächsten Tage, nur für körperliche Nothdurft; ihnen einen Gedanken von dem künftigen ewigen Leben beizubringen, erschien als Unmöglichkeit.

Als nun Vater Martin dieß Alles erwog, durchdrang ein schneidendes Weh sein Herz; aber sein Entschluß war gefaßt; das Aeußerste wollte er aufbieten, was christliche Liebe und Selbstverleugnung vermögen, und im Vertrauen auf die Gnade des heiligen Geistes, der mit seinem Lichte auch das Dunkelste erleuchten und mit seinem Feuer auch das Härteste erweichen kann, gingen er und seine Brüder an das große Werk. Die Indianer haßten die Europäer wegen ihrer Habsucht und Grausamkeit; deßhalb zeigten ihnen Vater Martin und seine Mitbrüder Verachtung aller irdischen Güter und die zärtlichste und aufopferndste Liebe. Barfuß gingen sie einher, in grobem Gewande, aßen die Speisen der Indianer, Maisbrod, Feigen und wilde Kirschen, und schliefen auf dem Boden, das Haupt auf einem Reisbündel, als Decke den Mantel über dem Leibe. Sie befliffen sich, den Eingebornen alle mögliche Liebe zu erweisen; sie besuchten die Kranken, nahmen sich ihrer bei den spanischen Beamten an, und theilten mit ihnen Leid und Freud. Solche Liebe bezwang die harten Herzen der Indianer; sie begannen den Missionären zu vertrauen, sie hörten auf ihr Wort. Nun vertheilten sich die Brüder; Vater Martin blieb zu Mexico, dem Hauptsitze des Götzendienstes; fünf Brüder sandte er nach Tlas-

cala, vier nach Tezcuco, die übrigen nach Huexocingo. Jetzt ward mit dem regsten Eifer Jesus gepredigt, die Götzenbilder umgestürzt und dafür das Zeichen des Heiles aufgerichtet, die Heiden wurden schaarenweise getauft und ihre Kinder in Schulen unterrichtet. Schon im Jahre 1524 hielt Vater Martin eine Synode zu Mexico; fünf Weltgeistliche, einhundertneunzehn Minoriten und fünf Lehrer des kanonischen Rechtes versammelten sich; auch Cortez kam. Menschenopfer und Vielweiberei verschwanden bei den Eingebornen, und binnen wenig Jahren hatten allein im Reiche Mexico sieben Millionen Heiden die Taufe empfangen.

Bald kamen den Vätern aus dem Orden des heiligen Franciscus die Predigermönche zu Hilfe; zwölf Dominicaner eilten nach America, und widmeten sich mit rastlosem Eifer der Bekehrung der Indianer. Unter unsäglichen Leiden, hungernd und durstend (eine Krumme schwarzes Brod und trinkbares Wasser war ein Festmahl), in steter Todesgefahr säeten sie den Saamen des göttlichen Wortes unter den Heiden aus, vor Allen eifrig Dominicus von Betanzos. In Jahresfrist war die Hälfte der Dominicaner ein Opfer der endlosen Entbehrungen geworden; allein ihr Tod lockte nur. Thomas Ortiz, der Generalvicar der Dominicaner, schiffte nach Spanien (1527) und holte vierzig Brüder; ihnen folgten zu gleicher Zeit vierzig Franciscaner. Nun wurden Bisthümer gegründet zu Nicaragua, zu Tlascala und Mexico, wie auf den Inseln Cuba und St. Domingo (Haiti). Klöster der Clarissinnen gab es schon zu Tezcuco und Guaxocingo; ein drittes ward auf Befehl Kaisers Carl V. zu Mexico gestiftet, und es nahmen sich die Frauen mit Eifer der Erziehung indianischer Mädchen an. Auf eigenthümliche Weise brachte man der Jugend die Anfangsgründe des christlichen Glaubens bei; man brachte die Hauptlehren in Verse, und setzte sie dann in Musik. Bald ertönten in allen Ortschaften der Indianer solch' geistliche Lieder; und nicht blos Kinder, auch Erwachsene erlernten auf diese Weise ohne besondere Mühe mindestens den nothwendigsten Unterricht.

Aber jetzt mußten die Missionäre einen neuen gewaltigen Kampf nicht mit den Indianern, sondern mit den Spaniern bestehen. Die spanischen Eroberer, zumeist Männer des kühnsten Muthes, aber auch ebenso grausam und habsüchtig, betrachteten

die Eingebornen nur als Sklaven, nur zu ihrem Dienste bestimmt. Es zwangen die Spanier die Unglücklichen, in den Bergwerken zu arbeiten, bei den Perlenfischereien unterzutauchen, und wo Lastthiere fehlten, mußten sie das Gepäck über die Berge tragen. Mit Eisen drückten sie ihnen das Brandmahl der Knechtschaft auf. Es galt gleich, ob sie Christen oder Heiden waren. Man weigerte sich sogar, die Indianer für vernünftige Geschöpfe zu erkennen und ihnen alle Rechte der Christen, namentlich den Genuß der heiligen Communion, einzuräumen. Schaarenweise wurden durch solche Mißhandlung die ohnedieß schwächlichen Indianer aufgerieben, oder sie flohen, die Spanier und ihre Religion verfluchend, in die Berge und Wälder; von hier aus führten sie verzweifelnd den Krieg gegen ihre Unterdrücker, und starben zu Tausenden, von Noth und Hunger getödtet oder von den Hunden zerfleischt, welche die Spanier auf sie hetzten.

Empört durch solche Grausamkeit, erhoben sich die Missionäre, vor Allen eifrig die Dominicaner, und vertheidigten das Recht und die Freiheit der Indianer als Ebenbilder Gottes und Kinder der Kirche, durch die Taufe ihr von Jesu geschenkt. Sie brachten ihre Klagen zu dem Könige von Spanien, zu dem Papste, zu dem edlen Volke Spaniens, und zu Allen, die ein menschlich Herz in der Brust trugen, und erschütterten sie durch die treue Schilderung des Elendes, unter welchem die Indianer seufzten. Ein wahrer Schutzengel der Americaner ward zumal Bartholomäus von Las Casas. Erst ein Jüngling von achtzehn Jahren hatte er Columbus nach Haiti begleitet, und war nach seiner Heimkehr in Spanien in den Orden des heiligen Dominicus getreten, um als Missionär den Eingebornen der unentdeckten Länder dienen zu können. Nicht nur gab er seine eigenen Sklaven frei, sondern er kämpfte furchtlos sein Lebenlang mit aller Kraft und Liebe seines Herzens für die Freiheit der Unterdrückten. Zwölfmal durchschiffte er für sie das Weltmeer, verfocht ihre Sache bei Königen und Päpsten, und zerbrach alle Hindernisse, welche ihm Eigennutz und Politik entgegenstellten. Da erließ Paul III. nach reiflicher Prüfung den 2. Juni 1537 ein Breve, des Inhalts: „Von dem zügellosen Verlangen nach Befriedigung ihrer Habsucht und ihrer sträflichen Leidenschaften gereizt, wagen einige Diener des Teufels

alltäglich zu behaupten, die Oft- und Westindier sowie andere Nationen, von denen man uns in letzter Zeit berichtet hat, müßten wie Thiere behandelt und zum Dienste der Europäer gezwungen werden; denn sie seien unfähig für die Annahme und das Bekenntniß unserer heiligen Religion. Sie halten dieselben in der furchtbarsten Sklaverei und martern sie so sehr, daß ihre Last und Zugthiere es vielleicht besser haben, als diese unglücklichen Geschöpfe. Wir nun, die wir, obwohl unwürdig, Gottes Stelle auf Erden einnehmen und alle in unserer Gewalt befindlichen Mittel anwenden, um die Schafe, die ferne von der Heerde sind, aufzusuchen, zurückzuführen und so die uns aufgelegte Pflicht zu erfüllen, unterrichtet, daß die Indianer vermöge ihrer Eigenschaft als wahre Menschen nicht allein im Stande sind, den Glauben an Jesum Christum anzunehmen, sondern ihn auch wirklich mit dem größten Eifer annehmen, und gesonnen, die Mißbräuche, so uns angezeigt werden, abzustellen, bestimmen und erklären kraft unserer apostolischen Gewalt, durch den Inhalt des gegenwärtigen Dekretes, daß die besagten Indianer und alle andern Völker, die etwa später zur Kunde der Christen kommen werden, wenn sie auch den Glauben an Jesus nicht kennen, deßhalb weder ihre Freiheit noch ihres Eigenthums beraubt, noch zu Sklaven gemacht werden dürfen, sondern man soll sie durch die Predigt des Evangeliums und das Beispiel eines tugendhaften Lebenswandels herbeilocken und zur Annahme unserer heiligen Religion bestimmen."

Diese Entscheidung, so würdig des Vaters der Christenheit, hatte die wichtigsten und segensreichsten Folgen. Carl V. hob bald darauf die Sklaverei und alle Frohndienste der Indianer auf, und bestimmte genau die Abgaben, die sie der Krone Spaniens zu entrichten hätten. So waren durch die Kirche und ihre Missionäre an zwanzig Millionen Eingeborner vom Untergange gerettet, während überall, wo protestantische Völker in America sich niederließen, die Urbevölkerungen zu Grunde gingen. Diese zwanzig Millionen bekehrter Indianer sind für die Kirche und ihre Missionäre eine unvergängliche Krone.*) Und nun arbeiteten die Missionäre mit unverdrossenem

---

*) Ein protestantischer Gelehrter, der berühmte Reisende A. von Humboldt gesteht: „Um gerecht zu sein, muß man mit Anerkennung die edlen und

Eifer fort, um denen, welchen sie die Freiheit von der Knechtschaft errungen, nun auch die Freiheit der Kinder Gottes zu verschaffen. Allmählig, freilich unter unsäglicher Mühe, erhoben die Missionäre das geistesschwache Volk zu einiger Bildung. Die, welche man früher kaum zum Tische des Herrn zulassen wollte, wurden bald für würdig erachtet, das hochheilige Opfer selber darzubringen; und jetzt besteht ein großer Theil der Geistlichkeit in diesen Ländern aus Eingebornen. Immerfort fanden diese an den Missionären und Geistlichen die treuesten Freunde und Beschützer gegen Willkühr und Unterdrückung; es nahm der Clerus an dem Wohl' und Weh' des Landes den entschiedensten Antheil. Das Beispiel und die unabläßigen Ermahnungen der Kirche übten auch auf die weltliche Regierung heilsamen Einfluß; sie ward gerechter und besorgter für die Lage ihrer neuen Unterthanen, weise und milde Gesetze wurden nun zu ihrem Besten erlassen, so, daß der Protestant Heeren bekennt, „es hätte keine Regierung so viel für die Eingebornen gethan, als die spanische."

Die Missionen in Paraguay.

Das ganze unermeßliche Flußgebiet des Parana, Uraguay und La-Plata, ein paradiesisches Land, war von wilden halbthierischen Völkern bewohnt. Ihre Bekehrung hatten Franciscaner versucht, und dafür Schweiß und Blut vergossen; es waren auch die Bisthümer zu Buenos Ayres, Assumption zu Cordova und Salta gegründet worden. Allein im Ganzen hatte das Christenthum nur wenige Bekenner unter diesen Stämmen gewonnen; auch hier waren die Laster der Spanier und der Stumpfsinn der Eingebornen für die Missionäre fast unüberwindliche Hindernisse gewesen. Fast trostlos erschien die Lage der Missionen in diesen Gegenden. Da bat der Bischof von Tucuman die Provinciale der Jesuiten in Brasilien, um der Barmherzigkeit Jesu willen, ihm Missionäre, so viel als möglich, zuzusenden. Alsbald eilten zwei Väter, Franciscus Angulo und Alphonso Barsena nach St. Jago, der Hauptstadt von Tucuman, wo

---

muthigen Anstrengungen auszeichnen, welche, zu Ende des Mittelalters wie in den ersten Zeiten des Christenthums, die Geistlichkeit in Masse gemacht hat, um die Rechte zu vertheidigen, welche der Mensch von Natur besitzt." —

sie von dem Bischofe und den Einwohnern mit Jubel aufgenommen wurden. In der Ueberzeugung, daß vor Allem das Beispiel der Christen auf die Indianer wirke, arbeiteten sie, von dem Bischofe unterstützt, an der Besserung ihrer Glaubensbrüder mit gutem Erfolg. Allein bald machten sie und ihre nachgesandten Mitbrüder die Erfahrung, daß die Missionen nur dann wahrhaft aufblühen und Früchte tragen könnten, wenn die Indianer in feste Wohnsitze gesammelt und so viel möglich von jeder Berührung mit den Spaniern ferne gehalten würden. Da stellten sie die Bedingung, „daß ihnen von dem Gouverneur und dem Bischofe die volle Freiheit ertheilt werde, alle ihre Christen in einzelne Ortschaften zu sammeln, und sie, unabhängig von jeder andern Verwaltung, nach ihren Einsichten zu leiten, überall Kirchen zu erbauen, und sich im Namen des Königs Allen zu widersetzen, die unter irgend einem Vorwande diese neuen Christen zum persönlichen Dienste der Spanier verwenden mochten."

Das ward ihnen bewilligt. „Das Brevier unter dem Arme, in der rechten Hand ein Kreuz tragend, ohne jeglichen Mundvorrath, bahnten sich nun die Jesuiten den Weg durch die dichtesten Wälder, durchwateten Gewässer und Moräste, erklimmten die steilsten Felsen, drangen in die finstern Höhlen, lediglich in der Absicht, die Wilden aufzusuchen. Flohen diese vor ihnen, wie man scheu vor einem Zauberer flieht, von außerordentlichem Schreck ergriffen, dann eilten sie ihnen nach mit, zum Zeichen des Friedens, ausgestreckten Händen, oder pflanzten ihre Fahne, das Kreuz, auf eine Anhöhe oder einem freien Platz, und zogen sich zurück. Neugierig, wie Kinder, sammelten sich nach und nach um dieselbe die Indianer; da trat unvermuthet der Glaubensbote aus seinem Gebüsch hervor, redete in ihrer Sprache Worte des Friedens zu ihnen, sie einladend, ein elendes unstetes Leben gegen die Annehmlichkeiten des geselligen zu vertauschen. Kaum waren in dieser Weise mehrere Indianer gewonnen, als die Jesuiten ein anderes sehr wirksames Mittel anwandten. Auf dem Fluße hin- und herfahrend, sangen sie mit den Neubekehrten unter Musikbegleitung heilige Lieder. Durch die Macht des Gesanges angezogen, stiegen die Wilden von ihren Bergen herab, verließen ihre Höhlen, folgten den Piroguen (Kähnen), stürzten sich dann selbst schwimmend in den Strom,

um den Sängern ja recht nahe zu seyn. Hier war es, wo zum ersten Male ihr Herz den Vorschmack geselliger Tugenden verspürte; der Keim der Menschlichkeit pflanzte sich ihnen unvermerkt ein, und damit war die Hauptschwierigkeit zu ihrer Bekehrung überwunden. Nach und nach gelang es, die Indianer zu einem Gemeinwesen und in gewisse Distrikte (Reductionen) zu sammeln, die eine christlich-republicanische Verfassung erhielten. Einer jeden Reduction standen zur obern Leitung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zwei Missionäre vor, die auch zugleich in allen nützlichen Handwerken, sowie in Musik und Gesang Unterricht ertheilten. Je nach der Neigung eines Jeden ward er entweder zur Erlernung eines Handwerkes, das ihm am meisten gefiel, oder zum Ackerbau oder Hirtenleben bestimmt. Das Ackerland wurde vertheilt je nach der Zahl der Familienglieder; nur ein größeres Gemeingut, Gottesbesitz genannt, blieb abgesondert, von dessen Ertrag die Wittwen, Waisen, Alten und Gebrechlichen unterhalten, die Ausgaben für den Gottesdienst bestritten, und die Abgaben bezahlt wurden, die alljährlich an den König von Spanien, als Oberherrn des Landes, entrichtet werden mußten. Wie auf einen Schlag bewegten sich alle Hände, und ruhten wieder von der Arbeit; denn mit gemeinsamen Gesang und Gebet und dem heiligen Meßopfer begann das Tagwerk, das mit einem schönen Abendliede unter musikalischer Begleitung geschlossen ward. Oeffentliche Märkte durften, als der kindlichen Unschuld nachtheilig, nicht gehalten werden; dagegen wurden die Lebensbedürfnisse an bestimmten Wochentagen öffentlich vertheilt. Deßgleichen erhielten die Frauen und Mädchen am Montag Wolle und Seide, die sie dann gesponnen zu Ende der Woche ablieferten. Eine Gemeinde war in mehrere Quartiere abgetheilt, deren jedes einen Oberaufseher hatte. Andere führten wieder die Aufsicht über den Ackerbau und die Geräthschaften. Die in Bestellung ihres eigenes Gutes nachläßig und träge Erfundenen mußten einen größeren Theil des Gottesbesitzes anbauen. Geschlechtliche Ausschweifungen konnten nicht leicht vorkommen; denn die beiden Geschlechter waren in ihren Beschäftigungen getrennt und sorgfältig überwacht; dabei wurden die Ehen frühzeitig geschlossen. Verheirathete Frauen, die keine Kind.. hatten,

begaben sich, bei längerer Abwesenheit ihrer Männer, z. B. in Kriegszeiten, in das sogenannte Zufluchthaus. — So waren bis auf das Kleinste alle Verhältnisse geordnet. Eine Uebertretung der Gesetze ward im ersten Falle durch eine Zurechtweisung unter vier Augen, im zweiten durch öffentliche Buße an der Kirchthüre, im dritten durch Ruthenstreiche bestraft; aber während des ganzen Bestandes der Republik sollen letztere kaum einmal in Anwendung gekommen seyn. Deßungeachtet bestand ein oberstes Kriegs-, Civil- und Polizei-Collegium, das da vom Volke bei einer allgemeinen Versammlung gewählt ward. Zur Erlernung des Kriegshandwerkes wurden die friedlichen Indianer gezwungen durch die stets sich wiederholenden räuberischen Ueberfälle der Spanier und Portugiesen. Auf die darüber beim spanischen Hofe eingereichte Vorstellung erlangten die Jesuiten die Erlaubniß zur Anlegung von Kanonengießereien und Pulvermühlen, und nach kurzer Zeit stand eine regulirte Miliz auf den Beinen, welche unter dem Commando eines Kaziken jeden Montag in den Waffen sich übte und die Portugiesen bei ihrem nächsten Einfalle in guter Schlachtordnung empfing und siegreich zurückwarf. Dem Corregidor sowie den Alcaden war wenig Gelegenheit gegeben, ihr Amt in Ausübung zu bringen; denn unter den glücklichen Bewohnern Paraguay's gab es keine Klagen und Streithändel; sie kannten keinen Mangel, aber auch keine unnützen Bedürfnisse; ihre Grausamkeit und Rachsucht, ihr Hang zu den rohesten Ausschweifungen war umgewandelt in einen Geist der Sanftmuth, der Geduld und Keuschheit; sie lebten ein kindlich' unschuldiges Leben. Diese kindliche Unschuld prägte sich besonders aus bei der Feier der Sonn- und Festtage, welche mit dem größten Pomp begangen und unter Tanz, Gesang, Ringelrennen und andern erlaubten Spielen beendigt wurden. Wohl kein Volk hat je so sinnig das Frohnleichnamsfest gefeiert, wie diese Neubekehrten; im eigentlichen Sinne war die ganze Natur zum Lobe des Heilandes vereint. Auf dem schönsten Blumenteppich bewegte sich die Prozession durch Laubgewinde und unter Triumphbögen hindurch; Vögel aller Farben vermischten ihren Gesang mit den Melodieen des Volkes; Tiger und Löwen, in angemessenen Zwischenräumen angekettet, ließen von Zeit zu Zeit ihr Gebrüll

ertönen; bunte Fische spielten in aufgestellten Wasserbecken; selbst die Erstlinge aller Früchte waren in reicher Auswahl aufgestellt, deren beste am Abende unter die Kranken, die übrigen unter die Bewohner vertheilt wurden. — Wie sich aus dieser Schilderung ergibt, so besaßen die Jesuiten allerdings eine bedeutende Macht; diese aber war lediglich gegründet auf die Liebe der Neubekehrten, welche Liebe hinwiederum aus der Anerkenntniß des wahrhaft väterlichen Wohlwollens der Missionäre entsprang. Wäre nicht durch unzählige Thatsachen erwiesen, was die Lüge Alles vermag, wir müßten es unbegreiflich finden, wie dem schamlosen Gerüchte von einem ungeheuern Reiche der Jesuiten Glauben geschenkt werden konnte. Der Umfang der Reductionen und die Zahl der Einwohner war genau bekannt. Der König von Spanien war der Oberherr des Landes, und empfing als solcher den jährlichen Tribut; die Bischöfe visitirten von Zeit zu Zeit die Gemeinden; endlich hatte der König sogar das Recht, von dreien durch den Superior der Missionen ihm vorgeschlagenen Candidaten einen als Vorsteher jeder Reduction zu ernennen. — Der christliche Staat Paraguay besteht nicht mehr; die Missionen sind zerstört. Die Feinde der Jesuiten konnten und wollten das schöne Werk nicht aufrecht erhalten; die Indianer irren wieder scheu und mit doppeltem Hasse gegen die Europäer in den Wäldern umher, oder seufzen unter dem Joche furchtbarer Sklaverei und sind in den Bergwerken von Potosi lebendig begraben. — Dieß ist das Werk der neuen Aufklärung!

Die Missionen von Peru.

Grausamer als anderwärts traten die spanischen Eroberer in Peru alles Recht und Menschengefühl mit Füßen; der Inca (König) Atualpha ward hingerichtet wider gegebenes Wort, und das ganze Land mit Mord, Raub und Brand erfüllt. Darum fanden die ersten Glaubensprediger, Dominicaner, bei den Peruanern nur verschlossene Herzen, und als sie zu ihnen sprachen von der Liebe Gottes und der Erbarmniß Jesu, zeigten die Gequälten den Missionären ihre Wunden und Ketten, ihre verbrannten Städte, ihr geplündertes Eigenthum, die Leichen ihrer Brüder und Schwestern. Mit Schmerz und heiligem Ernste

suchten die Dominicaner zuerst die Spanier zu bessern und zu einer mildern Behandlung der Eingebornen anzuhalten. Als nun die trotzigen Eroberer ihr Wort nicht hörten, ging Valverde ihr Vorsteher, nach Spanien, und klagte bei König Carl; vier Jahre mußte er warten, ehe seine Beschwerden erledigt wurden. Carl erließ Gesetze zum Besten der Indianer und ernannte den eifrigen Missionär zum Bischofe von Cuzco und Beschützer der Indianer. Nun ging Valverde mit frischem Muthe an das große Werk; der Willkühr der Spanier setzte er Schranken, die Peruaner zog er mit väterlicher Liebe an sich und bald hatte er eine kleine Gemeinde um sich gesammelt. Da ward er auf der Insel de la Puna, als er eben daselbst das Kreuz aufpflanzte, von den wilden Eingebornen erschlagen und verzehrt. Sein Nachfolger, Hieronymus von Loaysa versetzte den Sitz des Bisthums nach Lima, der neugegründeten Hauptstadt Perus, und arbeitete mit gleichem Eifer für die Bekehrung der Peruaner, aber er fand, daß es leichter sei, die Heiden zu bekehren, als die Abentheuerer aus Europa, deren Gott das Gold war. — Augustiner und Franciscaner eilten ihm zu Hilfe; unter den letztern werden zumal Mathias von Xumilla, Franz von den Engeln und Franz vom Kreuze gerühmt. Mathias zog, von Kindern begleitet, in die Flecken und Dörfer der Indianer; das Kreuz tragend, ging er voraus; ihm folgten die Kinder Lieder singend, welche das Lob Jesu und die Hauptlehren Seiner Religion enthielten. Dann führte Mathias die verwunderten Indianer hinaus auf die Gräber der Götzenanbeter, sprach zu ihnen, das Kreuz in der einen Hand, in der andern den Todtenkopf, von dem Jammer des Götzendienstes und der Schönheit des Christenthums, und schilderte ihnen die Freuden der Christen im Himmel, wie die Pein derjenigen, welche im Dienste der Götzen verblieben und trotzig den Glauben der Christen verwürfen. Ueberall zogen die Missionäre umher, stürzten die Götzenbilder um, und pflanzten das Kreuz auf.

Nach achtunddreißigjähriger treuer Amtsführung ging Loaysa zu Gott. Im Jahre **1567** kamen auch die Jesuiten; mit wundersamem Seeleneifer durcheilten sie das Land nach allen Seiten und wußten durch ihre aufopfernde Liebe, die sich zumal bei verheerenden Seuchen bewährte, die Peruaner zu gewinnen.

Sie suchten dieselben auf in den Schachten der Bergwerke wie auf den Spitzen der rauhen Andengebirge, wohin sich viele vor der Bedrückung der Spanier geflüchtet hatten. Allein der heilige Ludwig Bertrand taufte bei Carthagena und auf den Bergen von St. Martha mehr als 20,000 Indianer (1570). Ihm eiferten nach die Väter Benedict von Sorandiglia, Adrian von Uffelde, Richter und viele Andere. Gewöhnlichen Menschen wären die Hindernisse, die sich ihnen bei den Missionen entgegenstellten, unüberwindlich erschienen. Aber diese Priester überwanden mit der Kraft des Glaubens und der Glut der Liebe selbst das Unmögliche. Sie fanden keine Wege um zu denen zu kommen, deren Weide ihnen aufgetragen war. Mitten durch Wälder und verwachsene Büsche mußten sie sich drängen, so daß oft ihre Kleider und ihr Fleisch zu gleicher Zeit zerrissen waren; kaum konnten sie sich durch die Axt einen Weg eröffnen. Als wären sie auf der See, hatten sie keinen andern Wegweiser als die Sterne des Himmels und den Kompaß. Bei aller Sorgfalt verirrten sie sich in sumpfige Gegenden, und oftmals lagen lachende grüne Ebenen vor ihnen; kamen sie näher und wollten sie den Fuß darauf setzen, so wich der grüne Teppich und erschrocken erkannten sie, daß die Wiese nichts anders sei, als ein See mit einer weichen, grünen Grasmasse bedeckt. Auf ihren Wanderungen in den Gebirgen war Irrgehen noch gefährlicher, und oft sahen sie sich zwischen steilen Felsen, die ihnen den Ausgang versperrten und konnten weder vorwärts noch rückwärts. Zuweilen befanden sie sich, von Frost durchschauert, und von Regen triefend auf der Spitze eines Berges, an dessen beeisten Ecken sie sich kaum halten konnten, indessen sich unter ihnen schauerliche Abgründe öffneten, aus denen ihnen wilde Ströme entgegen toseten uud schäumend durch dichtes Gestrüppe sich wälzten. Furchtbar zumal war die Lage der Missionäre, wenn ein Gewitter sie in den Wäldern überraschte, der Blitz neben ihnen ungeheuere Bäume dahin warf, oder an ihrer Seite in die Erde schlug und das dürre Gras augenblicklich zu einem Flammenmeere entzündete. Oft lauerten hinter den Büschen und Bäumen Tiger, oder Schlangen von 30 bis 40 Fuß Länge, drohten die Missionäre zu umschlingen und zu erdrücken. Hatten die Bestien des Waldes die Missionäre verschont, so brachten ihnen tückische Wilde, aus

einem Verstecke Giftpfeile abschießend den Tod, oder sie legten an jenen Stellen, wo der Durchgang am leichtesten schien, Feuer an, und Rauch und Flamme zwangen auch den Muthigsten zur Rückkehr.

Hatte nun der Missionär alle diese Gefahren überstanden, so erwartete den Ermüdeten bei einbrechender Nacht kein anderes Bett, als die bloße Erde, oder eine einfache Strohmatte, und der war besonders glücklich, der mit einer Hangmatte versehen war, um darin wider Schlangenbisse und die Anfälle wilder Thiere mehr gesichert, schlafen zu können. Aber auch in diesem Falle hatte er durch die Stiche der Muskitos (Fliegen) zu leiden. Ihre Nahrung auf diesen so anstrengenden Wanderungen war oft nichts anders, als eine Handvoll Mais, und ging bei länger dauernden Reisen dieser Vorrath aus, so mußten sich die Missionäre mit Wurzeln und wilden Früchten behelfen. In jenen Gegenden herrscht oft eine glühende Hitze, welche die Quellen der Berge austrocknet und Alles versengt; in solcher Noth dankten sie Gott, wenn sie während der Nacht den Thau von den Blättern der Bäume ablecken konnten.

Machten die Missionäre ihre Reisen zu Wasser, so warteten ihrer andere, aber nicht geringere Gefahren. America ist zumal im Norden mit unermeßlichen Seen bedeckt, und seine Flüsse erreichen oft die Breite von 5 — 6 Stunden; auf ihnen zu schiffen war gefahrvoller, als auf offenem Meere. Wasserfälle unterbrechen die Fahrt, und die reißenden Fluten werfen das Schifflein an die Felsen. Wenigstens bei ihren ersten Wanderungen hatten sie keine andern Fahrzeuge, als kleine, elende Nachen aus Leder oder Baumrinden oder aus einem einzigen ausgehöhlten Stamme; trieb der Strom ihnen Bäume entgegen, so kam ihr Schifflein in die größte Gefahr umgestürzt zu werden; öfters fuhren sie auf Seen, wo es von Krokodillen wimmelte, deren einige größer waren als der Nachen, und die aus dem Wasser schnappend gegen die Ruderer aufschossen. Solche Gefahren waren ganz gewöhnlich, aber furchtbar war das Geschick der Missionäre, fielen sie in die Gewalt von Indianern, welche dann durch ihre Götzenpriester aufgereizt mit den grausamsten Martern, mit Wunden, mit Feuer, mit giftigen Insecten sie langsam tödteten, und oft noch lebend verzehrten.

Doch das Alles schreckte diese Männer voll apostolischen Geistes nicht; sie waren alle Märtyrer im Verlangen. Als die grausamsten aller Indianer Perus, als wahre Scheusale fürchtete man die Canister; sie waren Menschenfresser. Zu ihnen trieb es den Pater Stanislaus Arlet; seine Begleitung waren einige Indianer, welche ihm den Weg in ihre Berge zeigen mußten, und sie ihm nicht schrecklich genug schildern konnten. Er stieß auf einen Haufen von **1200** Canistern; sie stürzten drohend ihre Spieße schwingend auf ihn los; aber der Anblick seines Pferdes (sie hatten nie ein solches gesehen und meinten, das Pferd mit dem Reiter sei Ein Geschöpf) machte sie stutzen; sie wollten fliehen. Aber der Pater winkte und bedeutete ihnen durch die Indianer, welche ihn begleiteten und der Sprache der Canister kundig waren, sie wären nicht ihre Feinde, sondern ihre Brüder und aus fernen Landen gekommen, ihnen alles Gute zu erweisen. Dann sprach Stanislaus zu ihnen von dem höchsten Wesen, welches seine Anbeter mit Himmelsfreude belohne, seine Verächter aber ewig und schrecklich bestrafe, denn er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Schilderung der himmlischen Freuden, und der höllischen Pein auf die rohen Gemüther den meisten Eindruck machte. Erschüttert gingen die Canister fort und führten dem Pater neue Zuhörer herbei. Bald schickte auch ein Volk von sechs großen Wäldern Abgeordnete und bat um seine Freundschaft und seinen Unterricht. Sie folgten ihm wie Schafe den Hirten; er führte sie gegen Sonnenaufgang zu einer großen Ebene, die stellenweise mit Palmen besetzt war; nördlich umströmte sie ein großer fischreicher Fluß, gegen Abend ward sie von Waldungen begränzt, — wo alles Wild in Heerden weidete. — Hier rieth ihnen der Pater, ihre Wohnung aufzuschlagen. Aber keiner von den Canistern konnte auch nur eine Hütte bauen: er lehrte sie, wie man ein Haus baue, half mit mauern und zimmern; bald stand ein großes Dorf da. Nun unterrichtete er sie auch in dem Ackerbau, bald hatten sie Brod; die Weiber leitete er an zum Spinnen, Weben und Nähen; in kurzem waren sie alle züchtig bekleidet. Statt der Capelle, wo sie Anfangs den Gottesdienst hielten, errichteten die Neubekehrten eine große, schöne Kirche; denn sie hatten gehört, daß die Christen, ihre Brüder, anderwärts zur Ehre Gottes die herrlichsten Tempel aufführten;

sie wollten ihrem Gotte die gleiche Ehre erweisen. Unter der väterlichen Leitung der Jesuiten blühte die Colonie der Canister immer herrlicher auf; neue Dörfer erhoben sich und nach zehn Jahren zählte man in diesen Gegenden schon über 40,000 bekehrter Canister; ganz hatten sie ihre Wildheit abgelegt; statt die Fremden, wie sonst, zu fressen, gingen sie ihnen liebreich entgegen, nahmen sie in ihre Häuser auf und bewirtheten sie auf das Beste; die Unzucht und Trunkliebe, ehedem so häufig unter ihnen, war ganz verschwunden; alle Tugenden der Christen, Liebe, Reinigkeit, Fleiß und Gottesfurcht blühten auf das Herrlichste unter den Canistern auf, ein deutlicher Beweis von der Macht der Religion Jesu, aber auch davon, was weise Männer auch über die rohesten Gemüther vermögen.

In den Ebenen und Gebirgen Perus leben an 600,000 christliche Indianer; viele aus ihnen traten in den Clerus und konnten nun um so mehr auf ihr Volk wirken. Ein Erzbisthum und 5 Bisthümer sorgen jetzt für die Bedürfnisse der Gläubigen und unausgesetzt müht sich die Geistlichkeit, Perus auch den letzten Rest der Indianer, welche in den ödesten Gebirgen des Landes zerstreut leben, zu Kindern Jesu zu machen. —

Die Missionen in Chile — unter den Moschos — am Amazonenstrome — in Columbia — auf den Antillen.

Südlich von Peru bis an die magellanische Meerenge dehnt sich Chile aus, ein Land, das den Waffen der Spanier eben so trotzig widerstand, als den Worten der Missionäre. Lange blieben der Eifer und die Opfer der Jesuiten fruchtlos; die Jesuiten Valdivia, Vecchi und Montalban wurden von den Eingebornen getödtet. Dennoch siegte die Beharrlichkeit dieser todesmuthigen Missionäre; nach und nach bildeten sie 14 Gemeinden, die nach ihrer Vertreibung an den Söhnen des heil. Franciscus würdige Seelsorger fanden. Gegenwärtig blühen in Chile ein Erzbisthum (St. Jago de Chile) und drei Bisthümer.

Im Osten von Peru wohnen die Moschos, eine Verbindung von 39 verschiedenen Volksstämmen. Sie glichen mehr Thieren, denn Menschen, als die Dominicaner und Franziscaner zu ihnen kamen. Der Apostel der Moschos war der Jesuite

Pater Cyprian Barraza; 27 Jahre lang brachte er unter diesen Völkern zu, mit Standhaftigkeit alle Beschwerden erduldend, und rastete nicht, bis er mehrere Stämme dieser Menschenfresser zu christlichen Gemeinden erzogen. Sein Lohn war zuletzt die Martyrkrone. (1702.)

Eben so konnten nur mit den größten Opfern und wahrhaft riesigen Anstrengungen die Indianer am Amazonenstrome und am Orinoco bekehrt werden. Außer ihrer Wildheit (auch sie waren Menschenfresser) erschwerte die Menge ihrer Sprachen (jeder, auch der kleinste Stamm, hatte seine Mundart) die Bekehrung außerordentlich, in Strömen floß hier das Blut der Jesuiten, der teutschen, zumal. Ewig wird mit Ruhm der Pater Heinrich Richter genannt werden; 17 Jahre arbeitete er, neun Völkerschaften gewann er für Jesu, und war der Martyrerkrone würdig, die er im Jahre 1696 empfing. Eben so große Mühe kosteten den Jesuiten die Missionen in Patagonien; doch sind hier die meisten Stämme für Christo gewonnen. Ungleich lohnender hingegen waren ihre Missionen in Columbia (Ecuador, Neu-Granada und Venezuela); reichlich wurde hier das Gebet, der Schweiß und das Blut der Missionäre gesegnet; 4 Millionen Katholiken unter 12 Erzbischöfen und Bischöfen wohnen jetzt in diesen Ländern.

Die größern Inseln des neuentdeckten Welttheiles: Cuba, St. Domingo (Haiti), Jamaica und Portorico, empfingen früher noch, als das Festland den Segen der Religion Jesu. Auf St. Domingo wirkte zumal der Schutzengel der Indianer, Bartholomäus Las Casas mit apostolischem Eifer: Dominicaner, Franciscaner, Capuciner und seit 1700 besonders die Jesuiten wetteiferten nach ihm, das Reich Gottes hier auszubreiten. Und nicht blos die Indianer, sondern auch die Negersklaven empfanden ihre Liebe und Sorgfalt. Ein wahrer Vater der Neger war zumal der Jesuite Claver.

Die Missionen in Brasilien.

Als die Portugiesen das unermeßliche Land, (nur wenig kleiner als Europa) entdeckt hatten, wurden ihre Schiffsgeistlichen, Franciscaner, die ersten Verkündiger des göttlichen Wortes. Aber die Eingebornen, Menschenfresser, die ihre Eltern und

Kinder nicht verschonten, mordeten die Missionäre; nur ein einziger Bruder blieb übrig, baute inmitten der Wälder eine Kirche und bildete mit unsäglicher Mühe eine kleine Gemeinde. Da kamen Helfer, fünf Jesuiten, mit dem herrlichen Pater Nobrega; unerschrocken wagten sie sich in die undurchdringlichen Wälder, suchten mit heitern, freundlichen Gesichtern die Wilden auf, gaben ihnen Glasperlen, kleine Messer, Spiegel 2c. als Geschenke und bedeuteten ihnen, sie seien gekommen, um ihnen nur Gutes zu erweisen. Unter den größten Beschwerden und Trübsalen, durch unabläßliche Liebe und Geduld, gewannen sie dem Christenthume Bekenner, erzogen ihre Kinder und gründeten **11** Gemeinden an der Bai von St. Salvador. Aber mehr als die Hälfte der Väter war bei diesem Werke Märtyrer geworden. Auch hier hinderten die Laster und die Grausamkeit der Portugiesen, die in den Ureinwohnern Brasiliens nur Sklaven erblickten, die Verbreitung des Christenthums; es bedurfte nur der Nachricht, Portugiesen seien im Anzuge, um auch die treuesten der Neubekehrten, welche die Jesuiten mühsam in Dorfschaften gesammelt, in die Wälder zu verscheuchen. Einen neuen großen Verlust erlitten die Missionen, als im Jahre **1571** auf einmal **40** Missionäre und **4** Jahre darauf andere **12**, die auf portugiesischen Schiffen nach Brasilien segelten, von calvinischen Freibeutern, Jacob Soria und Capdeville überfallen, grausam mißhandelt, und in das Meer geworfen wurden, während der Schiffsmannschaft kein Leid widerfuhr. Aber der Eifer der Jesuiten ermüdete nicht; Vater Joseph Anchieta hatte bereits **1580** wieder **32** Ortschaften in Brasilien auf das Beste eingerichtet und **50** Jahre später zählte man bereits **70,000** Getaufte unter den Eingebornen, von denen sich die Mehrzahl durch tugendlichen Wandel des Namens Christen würdig zeigte. Trotz aller Hindernisse, welchen ihnen die Holländer nach Eroberung Brasiliens in den Weg legten, arbeiteten doch die Jesuiten unverdroßen fort; Pater Joseph Vimeiira machte eine große Strecke Landes, an **200** Meilen, mit seinen Genossen urbar, nnd bevölkerte sie mit Christen. Jetzt wurden auch die Holländer von den Portugiesen nach langem Kampfe aus Brasilien vertrieben. Die Missionäre der Jesuiten bekamen freiere Hände und ihr Eifer, ihre Hingabe und Ein-

sicht ließen mit der Zeit die gänzliche Bekehrung der Eingebornen hoffen, als Pombal den ganzen Orden im Reiche vernichtete, und die Väter von den weinenden Brasiliern riß. Die Religion erlitt durch die Entfernung so vieler und gerade der tüchtigsten Missionäre den größten Verlust und die so schön aufblühenden Missionen zerfielen. Erst die Lazaristen machten den Schaden einigermaßen wieder gut. Jetzt zählt Brasilien ein Erzbisthum und sieben Bisthümer mit fast acht Millionen Gläubigen; aber noch ziehen an **200,000** Heiden in den Wäldern umher und selbst von den Getauften sind viele nur dem Namen nach Christen.

Die Missionen im nördlichen America.

Mit sauerem Schweiße gelang es den Jesuiten auf der Halbinsel Californien, welches die Spanier **1534** entdeckt, aber ihrer anscheinenden Unfruchtbarkeit wegen wieder verlaßen, einige Missionen zu gründen. Die Väter Salvatierra und Piccolo suchten die Wilden auf, und zeigten ihnen, als diese mit Spiesen auf sie losstürmten, Muth, Freundlichkeit und Geschenke. So gewannen sie die Indianer; sie bildeten in kurzer Zeit die Gemeinden von St. Loretto, St. Xavier, St. Johannes und Maria zu den sieben Schmerzen. In jeder Hinsicht mußten die Jesuiten die Väter und Lehrer seyn; sie waren die Maurer, Zimmerleute und Feldbauer; es waren die Einwohner träge und schwach am Verstande und es ging lange her, bis sie selber diese Geschäfte verrichten mochten und konnten. In Neu-Californien erwarb sich zumal Pater Kühn unsterbliche Verdienste um die Bekehrung und Sittigung der Indianer. Die Väter Tameral und Caronico starben hier den Märtyrertod. Nach Aufhebung der Jesuiten übernahmen die Franciscaner die Seelsorge.

Mehr noch als Californien trank Florida das Blut und den Schweiß der edelsten Missionäre; fünf Dominicaner und wohl zwanzig Jesuiten brachten sich hier zum Opfer, und ver-

gebens; denn bis jetzt konnte das gänzlich verwilderte Geschlecht der Indianer von Florida von seinen Götzen nicht losgerissen werden. Gesegneter war das Wirken der Missionäre unter den Eingebornen Canadas, (auch Neufrankreich, weil von den Franzosen zuerst besetzt). Im Jahre **1611** zog ein Jesuite, Ennemonde Masse in die Wälder Canadas, pflanzte das Kreuz auf und gründete mit unsäglicher Mühe Gemeinden unter den Indianern, die er fünfzig Jahre als treuer Hirt weidete und vermehrte. Andere Missionäre folgten ihm nach und betrieben die Aussaat und Pflege des Christenthums; selbst zarte Nonnen, Ursulinerinnen, wagten sich zu den Wilden und erzogen ihre Töchter. Als der mächtigste Stamm der Indianer in Canada galten die Huronen; der Jesuite Pater de Bebreuf ward ihr Apostel. Pater Rasles bekehrte den Stamm der Abnakis und blieb **30** Jahre ihr Seelsorger; jede Noth theilte er mit ihnen, aß mit ihnen Rinde und weiches Holz und begleitete sie auf die Jagd und in den Kampf. Viel Segen stifteten unter den Indianern auch die Väter Cheaumont und Bressani; fünfzig Jahre brachte der erstere bei ihnen zu. Man muß sich diese Missionäre denken in diesen rauhen Gegenden unter den rohesten Menschen der Welt, ohne andern Schutz, als ihr Vertrauen auf Gott, mit ihren Wilden bald auf der beschwerlichsten Jagd, bald auf dem Schlachtfelde, wo sie als Friedensengel die Wuth der Umstehenden zu dämpfen und ihren mordlustigen Fäusten ihre Schlachtopfer, die Gefangenen zu entreißen suchen, wie sie die zitternden Gefangenen, trösten, die Verwundeten pflegen, den Sterbenden beistehen und in ihren rohen Herzen menschliche Gefühle erwecken — man muß sie sich denken, wie sie sorglos gegen Noth und Tod, jeden Augenblick den qualvollsten Martern ausgesetzt, dennoch freudig ihrem Amte obliegen und die Wege der Liebe wandeln; dann erst hat man einen Begriff, was diese Priester und wie groß ihr Heldenmuth, wie herrlich ihre Selbstverläugnung gewesen, und wie stark und mächtig der Glaube sein mußte, der sie zu solchen Thaten befeuerte.

Auch der Pater Bebreuf, Cheaumont und Bressani starben als Märtyrer; Irokesen, die wildesten der heidnischen Indianer, überfielen hier Missionen; es konnten die Väter fliehen; aber sie

blieben bei den Ihrigen, besorgt für die Verwundeten und Sterbenden, und erlangten in der fürchterlichsten Pein, geschunden, lebendig gebraten und verzehrt, die Krone. Aber so wenig wurde durch diesen Unfall der Muth der Jesuiten geschwächt, daß sie bald darauf die Mörder — die Irokesen — selber aufsuchten, und nicht ruhten, ob auch Schweiß und Blut floß, bis sie auch unter ihnen Gemeinden gestiftet hatten. Alle Stämme bis zu den Sioux und Eskimos werden jetzt von den Jesuiten besucht, und manche freuten sich daß „die schwarzen Häuptlinge zu ihnen kamen und ihnen die Kenntniß vom großen Geiste" bringen wollten. Gleiche Sorgfalt widmeten die Jesuiten den Indianern am Missisippi. Im Jahre 1675 wurde das Bisthum zu Quebec gegründet, und eine Reihe ausgezeichneter Bischöfe verbreitete im Vereine mit den Jesuiten und den übrigen Missionären den Segen des Christenthums in immer weitern Kreisen. Die Aufhebung der Jesuiten und die Abtretung Canadas an das protestantische England hielt die Fortschritte auf; noch hinderlicher waren die schreienden Ungerechtigkeiten der Weißen gegen die Eingebornen und die verheerenden, langwierigen Kriege. Nord-America riß sich von England los, und bildete einen unermeßlichen Freistaat. Es ward Grundsatz dieses Freistaates, die Indianer an die äussersten Gränzen zu drängen, ja sie allmählig zu vernichten. Daher brach ein Kampf aus, den die Indianer mit Verzweiflung für ihr Daseyn streitend, auf Leben und Tod führten. Mitten in diesen Stürmen und Verwirrungen erhielt sich die zarte Pflanze des Christenthums, beschützt durch eine besondere Gnade Gottes und durch die Hingebung weniger aber apostolischer Missionäre treu gepflegt. Obgleich von den Weißen auf das Härteste bedrängt, hatten die Indianer doch mit Sorgfalt und heiliger Ehrfurcht alle Bilder und Geräthschaften des katholischen Gottesdienstes aufbewahrt und tageweit trugen sie ihre Kinder zur heiligen Taufe. Immer begehrten sie nach Missionären, wobei sie jedoch auf bemerkenswerthe Weise zwischen katholischen und protestantischen unterschieden. So baten die Uttawas im Jahre 1843 den Präsidenten der vereinigten Staaten, er möchte ihnen einen Weiser oder Diener des Evangeliums verwilligen, der zu der Gesellschaft gehöre, aus welcher die früher zu Michillimaki zu Arbre-Courbé von Fr. Magnet

und andern Jesuiten Missionäre gegründeten katholischen Vereine wären. Bald darauf schrieb auch ein anderer Häuptling „Schwarzvogel" an den Congreß: „Wir wünschen in denselben Religionslehren unterrichtet zu werden, wie unsere Vorältern, welche noch die Mission des hl. Ignatius kannten". Im Jahre 1827 kam ein Häuptling der Indianer nach St. Louis und verlangte in einer öffentlichen Versammlung für seinen Stamm einen Mann, der ihn unterrichten könnte, wie man dem großen Geiste dienen sollte. Ein protestantischer Geistlicher stand auf und bot ihm seine Dienste an. Der Häuptling musterte ihn vom Kopfe bis zum Fuße, und sprach dann lächelnd, er sei kein Mann, wie er ihn brauche. So oft er nach St. Louis gekommen, sei er in die französische Kirche gegangen, wo er Priester ohne Weib und Kinder gesehen, solche wünsche er. Auch die Putawakanier verlangten „einen schwarzen Rock." Es ward ihnen ein baptistischer Geistlicher zugesendet, sie aber wiesen ihn zurück und ruhten nicht, bis er sie verließ und ein katholischer Geistlicher ihnen das wahre Wort Gottes verkündigte. So zählt die Kirche an **100,000** Kinder unter diesen Indianern, die mit treuer Liebe an ihr wie an einer Mutter hängen und den Priestern mit Ehrfurcht ergeben sind. Diese Anhänglichkeit spricht sich zumal rührend in den Schreiben aus, welche mehrere neubekehrte Indianer im Jahre **1831** mit Geschenken an den Papst sandten. „Du, der Hüter aller Gläubigen, heißt es darin, hast mich gelehrt, Jesum Christum zu erkennen, du hast mir den Mann in dem schwarzen Kleide gesendet. Du sagtest zu ihm: „Gehe, suche den Indier, er ist mein Sohn, eile ihm beizustehen!" Du bist mein Vater, und nie werde ich einen andern erkennen. Wenn meine Nachkommen je Deiner vergäßen und fehl gingen, so zeige ihnen diese Halsbinde und sie werden sogleich zu Dir wieder zurückkehren."

Auch die Negersklaven wurden die Kinder der Missionäre und ihre Liebe für sie war um so größer, je elender ihre Lage. Dieser Liebe gibt ein Protestant, der Oberste Hamilton, ein schönes Zeugniß, indem er schreibt: „Sowohl Katholiken, als Protestanten stimmen in dem Grundsatze überein, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, aber nur die Erstern geben thatsächliche Beweise ihres Glaubens. In einer katholischen Kirche

kniet der Fürst und der Bauer, der Sklave und der Herr vor demselben Altare. Hier erscheinen sie nur unter dem einen Gesichtspunkte, dem der Sünder. Von der Stirne des Sklaven verschwindet der Stempel der Entwürdigung, wenn er steht, daß er an einem gemeinsamen Gottesdienste zugleich mit den Höchsten und Edelsten des Landes Theil nimmt. In protestantischen Kirchen wird ein ganz anderes Verfahren beobachtet; Farbige Leute (Neger und Indianer) werden entweder ganz ausgeschlossen, oder in einem entfernten durch einen Verschlag von der eigentlichen Kirche getrennten Winkel abgesperrt. Aus den Händen des katholischen Geistlichen empfängt der arme Sklave alle Tröstungen der Religion; er wird in Krankheiten besucht und in Trübsalen getröstet; seine sterbenden Lippen genießen die geweihte Hostie, und selbst bei seinem Todeskampfe ist die letzte Stimme, die er vernimmt, die seines Priesters, der ihm die erhabenen Worte zuruft: „Scheide, christliche Seele!“ Ist es da wohl ein Wunder, wenn die Sklaven Louistanas alle Katholiken sind? und daß, während die christliche Versammlung der Protestanten in New-Orleans aus wenigen Damen, die auf gut gepolsterten Kirchenstühlen sitzen, besteht, die geräumige katholische Cathedrale von Verehrern aller Farben gedrängt voll ist?“

Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten.

Die acht und zwanzig vereinigten Staaten von Nord-America umfassen ein Gebiet, dessen Inhalt auf **113,000** Quadratmeilen geschätzt wird; ihre Bevölkerung besteht aus Weißen, Indianern und Negern, und mag sich auf etwa neunzehn Millionen belaufen. Unter den Weißen sind die Englischen Blutes die zahlreichsten, nach ihnen die Teutschen, wohl an 5 Millionen. Ungehindert kann jeder in den vereinigten Staaten nach seinem Gewissen leben und seine Religion ausüben, daher findet man hier, wie in keinem andern Lande, die größte Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse, die mannigfaltigsten Secten. Dieser Verwirrung und Spaltung gegenüber erhob sich die katholische in ihrer Einheit um so herrlicher und kräftiger und von Tag zu Tag wächst ihr Ansehen und die Zahl ihrer Bekenner. Die ersten Katholiken, welche nach Nord-America

kamen, waren Irländer (1632); sie siedelten sich in Maryland an und Jesuiten wurden ihre Seelsorger. Im Jahre 1790 ward das erste Bisthum gestiftet, im Jahre 1810 zu Baltimore das erste Erzbisthum; und so gesegnet wuchs die Kirche, daß sie in den vereinigten Staaten jetzt ein Erzbisthum und 23 Bisthümer: Philadelphia, Pittsburg, Richmond, Charlestown, Cincinati, Louisville, St. Louis, Vincennes, Detroit, Little, Roche, Milwoukie, Chicago, Boston, New-York, New-Orleans, Nachez, Nashville, Du Buque, Hartfort und Mobile, Texas mit 2,500,000 Bekennern zählt. Fast alle größeren Orden haben ihre Söhne und Töchter hieher gesendet; so hat die Gesellschaft Jesu Collegien zu George-Town, zu St. Louis, wo ihre Schule zur Universität erhoben ward, zu Friedrichsstadt und St. Stanislaus in Kentuky, wo sich auch ihr Noviciat befindet. In Baltimore wirken die Väter von der Congregation des heiligen Sulpitius und leiten ein großes Seminar. Der Leitung der bischöflichen Seminäre unterziehen sich zumal die Lazaristen. Für die Seelsorge namentlich unter den Teutschen arbeiten mit unermüdeter, gesegneter Thätigkeit die Redemptoristen. Sie haben Häuser zu Baltimore, Pittsburg, Rochester, Norfolk und Santa Maria in Pensylvanien. Santa Maria ward bestimmt, eine rein teutsche, ganz katholische Colonie zu werden; schon erhebt sich die Stadt Marienstadt mit einem herrlichen Gotteshause und Schulanstalten; dort wirken die Redemptoristen als Seelsorger, Schulschwestern aus Bayern übernahmen die Erziehung der Mädchen. Auch Benedictiner aus Bayern, geführt von den Vätern Bonifaz Wimmer aus Metten und Peter Lechner aus Scheyern, haben eine Niederlassung begründet und sie blüht auf. Ausserdem wirken noch die Dominicaner, die Franziscaner und die Schulbrüder; die barmherzigen Schwestern sind durch alle Bisthümer verbreitet; für die Bildung der weiblichen Jugend arbeiten die Salestanerinen zu Georgetown bei Washington, die Karmeliterinen zu Baltimore, die Ursulinerinen zu Boston, die Frauen vom heiligen Herzen Jesu in St. Louis, New-Orleans und New-York, die Schwestern von Loretto, und vom heiligen Joseph in Illinois. Zum Unterrichte der schwarzen Bevölkerung besteht eine eigene Genoßenschaft, die Schwestern von der göttlichen Vorsehung, lauter Negerinen.

Ein frisches, religiöses Leben äußert sich allenthalben unter den Katholiken Nord-Americas; an 700 Priester arbeiten an der Aussaat und Verbreitung des Christenthums; 666 Kirchen sind bereits vollendet, 107 andere im Baue begriffen. Man zählt 461 Pfarreien und 19 klösterliche Institute; 698 Wohlthätigkeits-Anstalten, 26 gelehrte Anstalten für Unterricht der Knaben, 52 für die Erziehung der Mädchen sind bereits erwachsen, und Alles verheißt der Kirche in den vereinigten Staaten, trotz aller Anfeindungen Seitens der zahlreichen Secten, das beste Gedeihen.

Die Missionen in Australien. — Die Missionen der Protestanten.

Nirgends hoben sich die Missionen so schnell und mächtig als in Australien. Auch hier säten spanische Priester zuerst die Keime des Christenthums aus; dann begründeten im gegenseitigen Wetteifer Engländer u. Franzosen ihre Missionen (katholische). Die Mission der Engländer hat ihren Hauptsitz auf Neuholland und hat sich hier bereits über alle Colonien des Festlands und das Gebiet der schwarzen Ureinwohner, ferners über die Inseln Van Diemensland, Norfolk und Nenwich ausgebreitet; in der kurzen Zeit von dreißig Jahren wurden das Erzbisthum Sidney, die Bisthümer Adelaide, Hobbartowe und Perth und die apostolischen Vicariate Sonda und Port Essingthon gegründet. Die französischen Missionäre arbeiteten mit gesegnetem Erfolge an der Bekehrung der Indianer auf den kleinern Inseln der Südsee und auf Neuseeland; hier bildeten sich die Vicariate der Sandwichinseln, von Taiti, (Gesellschaftsinseln, Gambier und Marquesasinseln), von Central-Oceanien (Freundschaft-, Vitti-Schifferinseln, Wallis, Futuna und Rotumah), von Neuseeland, von Neu-Caledonien und von den Salomonsinseln.

Die Betrachtung der katholischen Missionen, die Erwägung ihrer Geschichte muß jedes Herz mit Freude und Bewunderung ob der Herrlichkeit erfüllen, welche der Kirche durch sie bereitet ward. Welche Einsicht und Weisheit bewiesen nicht die Päpste bei ihrer Begründung, welche Klugheit und Festigkeit nicht bei ihrer Leitung! wie wahrhaft staunenswürdig ist nicht die Liebe, der Muth, die Selbstverläugnung und gänzliche Hingabe der

Missionäre! Nur der begeisterte Glaube an Jesu konnte solche Wunder der Liebe und Ausdauer in schwachen Menschen hervorbringen. Durch die Missionen ward ein Liebesnetz um alle Völker der Welt gesponnen, ein Netz, das alle Seelen in sich fassen und sie zu dem obersten Fischer, der Jesus selber, führen soll und führen wird. Die ganze Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen zeigt sich um so glänzender, wenn man betrachtet, was die Missionen der Protestanten genützt und gewonnen. Es soll nicht geläugnet werden, daß einzelne Missionen der Protestanten, z. B. die der Hernhuter und Quäcker Gutes gestiftet; aber im Ganzen haben sie wenig Erhebliches geleistet. Es liegt im Geiste des Protestantismus, daß er nur niederreissen, nicht aufbauen kann. Das zeigte sich auch in seinen Missionen. Die protestantischen Holländer und Engländer zerstörten, so oft sie mit den Spaniern und Franzosen in den Krieg kamen und durch ihre überlegene Seemacht die Oberhand gewannen, auf deren Colonien die katholischen Kirchen, vertrieben die Priester und zwangen die bereits bekehrten Einwohner, den Namen Protestanten anzunehmen. Auf solche Weise hielten die Protestanten Missionen. Eben so wurden die Heiden behandelt. Darüber macht der protestantische Missionär Röttcher in seinen Briefen über Hinterindien ein merkwürdiges Geständniß: „Man versichert mir, daß der ganze Emancipationsprozeß (d. i. die Bekehrung) der Alfuren (auf den holländischen Inseln in Hinterindien) zum Christenthume auf folgende Weise geschah: „Ihr, Alfuren, könnt Bürger der Compagnie werden, wenn ihr euch taufen laßt. Als getaufte Christen seid ihr freie Bürger, steht unter dem Schutze der Compagnie, dürft Hut, Schuhe und europäische Kleidung tragen, dürft europäisches Spiel und Tanz haben, Kartenspielen und dergleichen; aber am Neujahrstage müßt ihr alle die Kirche besuchen.“ Ein Schreiber, der dem Prediger zur Seite stand, hatte Mühe genug, die Namen der Kunstchristen, so schnell in das Taufregister zu schreiben, als der Prediger sie fertig gewaschen hatte; denn er soll sie haufenweise eingesegnet haben, ehe er die Einsetzungsworte der Taufe sprach.“

Eine solche Art und Weise der Bekehrung erfüllte die Eingebornen mit Verachtung gegen das Christenthum; kam es

ja hier nur auf den Namen an; eigentlicher Unterricht ward da gar nicht ertheilt. Bei der nächsten Gelegenheit warfen sie den neuen Glauben ab und kehrten wieder zu ihren Götzen zurück. Während die katholischen Missionäre sich mit reeller Liebe und Kraft der Eingebornen annahmen, und ihnen ihr Daseyn, ihre Freiheit und ihre Rechte erhielten, waren die protestantischen Prediger theils ohne Muth und Eifer, theils den Beamten gegenüber ohne Ansehen und Achtung, durch Weib und Kinder gebunden und vermochten nichts für die Eingebornen auszurichten. So kam es, daß durch die Bemühung der Missionäre in dem katholischen America 20 Millionen Eingebornen gerettet und zum Christenthume bekehrt sind, indessen in dem protestantischen Theile Americas 3 Millionen Ureinwohner bereits bis auf wenige Reste vernichtet sind. Ueberall erscheinen protestantische Missionäre, vertheilen in größter Anzahl Bibeln, und predigen; allein ein bedeutender Erfolg ihrer Bemühungen ist nirgends sichtbar geworden. Dagegen haben in neuester Zeit englische und americanische Missionäre über die Inseln der Südsee Jammer und Elend gebracht; sie mischten sich in die innern Angelegenheiten der kleinen meist durch Parteikämpfe entzweiten Fürsten ein, unterstützten dann den Fürsten, der ihnen am mächtigsten zu sein schien, mit Waffen, und ließen dann den an ihre Partei gefesselten Sieger eine Art von Christenthum einführen, das durch die strengsten Strafgesetze durchgesetzt und aufrecht erhalten werden sollte. Dann bewaffneten sie die Fürsten ihrer Partei zu blutigen Kriegszügen zur Verbreitung des Evangeliums, wodurch ganze Stämme ausgerottet, und Alles mit Verwirrung und Verwüstung erfüllt ward.

Der geringe Erfolg der protestantischen Missionen begreift sich indessen leicht; wo hatten die Protestanten Männer wie Franz Xaver und Baraza, Männer voll des festesten Glaubens und der brennendsten Sehnsucht, für Jesum Alles zu opfern, für Ihn zu leiden und zu sterben? und dann, von wem hatten die Protestanten ihre Sendung? Von der Kirche nicht; denn sie hatten sich von ihr getrennt, und mithin zugleich auch von ihrem göttlichen Stifter Jesu, der allein die Apostel berufen, ihnen allein Macht und Kraft zur Bekehrung der Ungläubigen

geben kann. Wer aber nicht von Christus gesendet ist, nicht mit Ihm säet, der hat keine Ernte zu hoffen. Den Unterschied, der zwischen katholischen und protestantischen Missionären auf diese Weise besteht, hatten selbst die ungebildeten Indianer gar wohl erkannt; sie hatten sich an das gehalten, was ihr Ohr gehört und ihr Auge geschaut. Darum sprach der Häuptling der Parawas auf der Fischerküste zu dem reformirten Prediger, der sie nach dem Plane der Holländer „aus der katholischen Finsterniß" reißen wollte: „Du wirst wissen, daß der Glaube unter uns nur durch die großen Wunder, welche der Vater Franciscus Xaverius in diesen Gegenden wirkte, Wurzel geschlagen hat. Ehe sich also von einer Aenderung des Glaubens reden läßt, mußt du weit mehr Wunder verrichten als er, zum Beweise, daß die Religion, die du uns anräthst, besser sei, als jene, die wir verlassen sollen. Mach' also den Anfang damit, daß du wenigstens 10 Todte erweckest, denn unser großer Vater Xaver hat ihrer 6 wieder belebt. Heile alle unsere Kranken und mach' das Meer fischreicher, als es gegenwärtig ist. So lange du dergleichen nicht thust, hast du auf deinen Vorschlag keine Antwort zu erwarten."

XXXIII. Kapitel.

Der Kampf der Christen wider die Türken.

Gerade zu der Zeit, wo die Christenheit durch Luther so schwere Wunden empfing, ward sie durch Suleiman (1519—66), den großen Kaiser, auf das härteste, ja bis zum Tode bedrängt. Nachdem er sich Syriens und Aegyptens versichert hatte, wandte er sich mit der ganzen Macht des Islams wider die Christen; neunmal zog er gegen sie. Im ersten Zuge (1521) bezwang er das östliche Thor der Christenheit Belgrad, dann warf er sich auf Rhodus; heldenmüthig widerstand hier der Großmeister der Johanniter, Philipp Villiers de Isle Adam, mit der geringen Macht des Ordens sechs Monate lang; ein Sturm allein kostete dem Sultan fünfzehntausend Mann. Bom-

ben (hier zum ersten mal gebraucht) zerschmetterten endlich die Felsmauern von Rhodus und öffneten dem Großherrn den Eingang in die Stadt, für deren Besitz er einmalhundertachtzigtausend seiner Krieger geopfert hatte (1522). Drei Jahre beschäftigte sich Suleiman mit geringern Unternehmungen; dann zog er mit frischer Macht wider die Ungarn und traf sie bei Mohacs (1526). Mit kaum zwanzigtausend Mann wagte Ludwig, ihr König, den Kampf wider die zehnfache Ueberzahl der Osmannen, ward gänzlich geschlagen, und verlor auf der Flucht das Leben. Fünfhundert der edelsten Ungaren lagen auf dem Schlachtfelde; unter den Todten fanden sich auch die Erzbischöfe Paul Tomori von Colotscha und Ladislaus Zalkan von Gran und fünf Bischöfe; ihre Häupter, auf Stangen gesteckt, prangten vor dem Zelte des Sultans. Der Sieger erkannte nun gegen Tribut den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, als König von Ungarn, während der größte Theil des bedrängten Volkes Ferdinand, Kaisers Carl V. Bruder, auf den Thron berief. *)

Ferdinand bot dem furchtbaren Sultan den Frieden an, und sandte Hobordansky und Weichselberger, seine Räthe, nach Constantinopel. Feierlich wurden sie von Suleiman empfangen. Sie hießen ihren Herrn den mächtigsten König. Da blitzten die Augen Ibrahims, des Schwagers und Großweffirs des Sultans, und er rief: „Mit welcher Stirne vermißt sich

---

*) Anmerkung. Um diese Zeit trug sich in Constantinopel eine in der Geschichte des Islams unerhörte Begebenheit zu. Cabiz Efendi, einer der ersten Ulemas (osmannischen Theologen) hatte die heiligen Schriften der Christen sorgsam durchlesen, sie mit dem Coran verglichen und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß offenbar dem Evangelium der Vorzug vor dem Coran gebühre. Er suchte den Umgang mit Christen und ward in seiner Ueberzeugung immer fester. Muthvoll bekannte er vor den Ulemas selber, Jesus Christus sei weit über Muhamed, das Evangelium erhabener, als der Coran und wies sie darauf hin, daß selbst der Coran Jesum als Propheten und das Evangelium für göttlich erkenne. Die entsetzten Ulemas versuchten ihn zu widerlegen, wurden aber von ihm zu Schanden gemacht. Nun ließ Suleiman den Groß-Mufti und die gelehrtesten Ulemas berufen; sie bemühten sich umsonst, Cabiz für den Islam wieder zu gewinnen; er blieb fest und erlitt heldenmüthig für seine Ueberzeugung den Tod.

Euer König, sich den Mächtigsten zu nennen Angesichts des Kaisers der Osmannen, in dessen Schatten und Huld sich die übrigen christlichen Könige empfehlen?" Darauf wurden die Gesandten eingesperrt, und erst nach neunmonatlicher Haft entlassen. Suleiman ließ ihnen zweihundert Dukaten reichen und sprach: „Ihr könnt Euerm Herrn sagen, daß ich selber kommen werde mit aller Kraft und Macht; sagt ihm also, er möge Alles wohl vorbereiten zu unserm Empfange." Festen Muthes erwiederten die Gesandten: „Ihr König würde dann in der Verfassung seyn, ihn würdig zu empfangen, möge er nun kommen als Freund oder Feind."

Der Sultan hielt Wort. Mit einem zahllosen Heere brach er im Mai des folgenden Jahres (1529) von Constantinopel auf und empfing auf den Feldern von Mohacs die Huldigung und den Handkuß seines Schützlings Zapolyas; im September lagerte er sich vor Ofen. Leicht brachte er die schwach vertheidigte Stadt zur Uebergabe; unter Mord und Brand wälzten sich nun seine Schaaren bis an die Mauern von Wien. Schrecken und Furcht kam da über die Christenheit; selbst Rom hielt sich nicht sicher; denn die heilige Stadt war das Ziel der Osmannen; rief ja jeder neue Sultan an dem Tage der feierlichen Säbelungürtung den Janitscharen zu: „Wir sehen uns wieder bei dem rothen Apfel!" So nennen die Türken Rom. Wiens Besatzung zählte blos sechzehntausend wehrhafte Kriegsmänner unter Pfalzgraf Philipp, Herzog von Bayern; ihr ganzer Schutz war ein von allen äußern Streichwerken entblößter nicht sechs Schuh hoher Wall. Allein es zeigte sich hier, daß der Muth tapferer Männer das beste Bollwerk sei. Den 27. September schlugen die Osmannen ihr Lager wohl an dreißigtausend Zelten, unter welchen jenes des Sultans durch ungeheuern Umfang und Pracht sich hervorthat. Muhameds heilige Fahne wehte von seiner Spitze, und zwölftausend erlesene Janitscharen bewachten es. Drei Wochen lang bedrängte Suleiman die Stadt unabläßig mit Kugeln aus dreihundert Kanonen, mit Minen und Sturmlaufen; doch all' seine Anstrengungen vereitelte die Einsicht des Herzogs Philipp und die Tapferkeit der Besatzung, die bei jeglichem Sturme nur um so freudiger stritt. Dreißigtausend sei-

ner besten Krieger lagen in den Gräben; Seuchen und Mangel rissen ein; schon murrten die Janitscharen. Da hob Suleiman ergrimmt die Belagerung auf, und, alles mit Schwert und Feuer verwüstend, ging er nach Ungarn zurück; ward aber von den nachsetzenden Teutschen gar übel mitgenommen.

Im Jahre **1533** brach Suleiman, die Schande gutzumachen, wieder in Ungarn ein, und lagerte sich vor Günz, einem Städtlein, welches Nikolaus Jurischitz mit einigen hundert tapfern Männern vertheidigte. In kurzer Zeit hatte das furchtbare Geschütz der Osmannen an dreizehn Stellen die Mauern niedergeworfen; zwölfmal liefen die Janitscharen Sturm und hatten schon acht Fahnen auf den Mauern aufgepflanzt; da erhoben bei diesem Anblicke die Weiber und Greise und Kinder ein solches Geschrei des Jammers und der Verzweiflung, daß die Osmannen betäubt stille hielten und von den Christen sich ohne besondern Widerstand in die Gräben hinabstürzen ließen. Es lag der Sultan achtundzwanzig Tage vor der kleinen Stadt, und konnte sie trotz aller Mühe doch nicht gewinnen; da entwich ihm die Lust, weiter vorzudringen, um so mehr, als die Teutschen, achtzigtausend Mann stark und auf das beste gerüstet, ihn aufsuchten. Eiligst machte er sich auf den Heimweg, und richtete nun seine Angriffe auf die Perser; er ward mit ihnen leichter fertig als mit den Ungarn und Teutschen. Prahlerisch sandte er von Bagdad aus Boten mit Siegesschreiben nach Venedig und Wien.

Gefährlich zumal für Spanien und Italien wurden um diese Zeit die Osmannen in Nordafrika; dort hatte ein kühner und glücklicher Seeräuber Chaireddin (von seinem rothen Barte auch Barbarossa genannt) sich unter Suleimans Oberherrschaft zum Fürsten von Algier gemacht und Hassan, den König von Tunis, vertrieben. Es floh dieser hilfesuchend zu Kaiser Carl **V.**, der ihn freundlich aufnahm und mit einer starken Flotte und dreißigtausend erlesenen Kriegern aus Teutschland und Spanien und Italien nach Tunis führte (**1536**). Umsonst war Chareddins wüthende Vertheidigung; er ward gänzlich geschlagen und eilte zur Stadt; aber von ihren Mauern donnerte sein eigenes Geschütz ihm Tod und Verderben entgegen. Die Christensklaven hatten sich während der Schlacht

frei gemacht, und die osmannische Besatzung niedergehauen. Ergrimmt floh nun Chaireddin nach Bona. Die Bewohner Tunis trugen dem Kaiser die Schlüssel entgegen und baten um Schonung. Zu spät! Ohne des Kaisers Entscheidung abzuwarten, erstürmten die Spanier die Stadt; an dreißigtausend Menschen fielen unter ihren Schwertern.

Aber Chaireddin bot alles auf, die Schande seiner Niederlage gutzumachen; bald stand er furchtbarer da als je, und kein Name nach Suleiman schreckte die Christen zu Wasser und zu Land mehr als der Chaireddins. Es beschloß Carl V. den Osmannen in Algier, dem Sitze seiner Macht, selber anzugreifen (1541); wohl landete er glücklich in der Bai des östlich von Algier gelegenen Vorgebirges Tementus. Als er aber mit seinem Heere gegen Algier aufbrach, da erhob sich der heftigste Sturm. Dreißig Schiffe verschlang das empörte Meer; durchnäßt und hungernd und im Schlamme fast erstickend, konnten die Christen nur mit Mühe sich auf den Rest der Schiffe retten. Hoch jubelten Suleiman und Chareddin über des Kaisers Niederlage; aber nicht ihre Tapferkeit, der Elemente Wuth hatte ihn besiegt.

Nun schloß Suleiman ein Bündniß mit den Franzosen, und fiel wiederholt verwüstend in Ungarn ein. Zu Stuhlweißenburg wurden auf seinen Befehl die Gräber der Könige Ungarns eröffnet, die Leichen geplündert. Der Pascha, dem solches aufgetragen, stieß auch auf den Leichnam Zapolyas; er ließ ihn aus der Kirche werfen, weil, wie er sich ausdrückte, er es nicht verdiente, unter den Gebeinen wahrer Könige zu ruhen. Bis nach Steyermark, ja bis nach Laibach streiften die Türken; groß ward wieder der Schrecken in Teutschland, doch gewährte der Sultan dem Könige Ferdinand einen Stillstand auf fünf Jahre, aber es blieb ihm durch des Großherrn Glück nur das östliche und nordöstliche Ungarn. Nach Ablauf dieser Frist zogen die Osmannen sengend und brennend nach Erlau; Stephan Dobo von Rusca widerstand hier mit wenig Mannschaft einmalhundert fünfundzwanzig tausend Türken; an vierzigtausend Krieger büßte Suleiman in den Stürmen ein. Nun sollten Briefe mit Geschenken und glänzenden Versprechungen den tapfern Stephan gewinnen; er aber ließ den Brief verbren-

nen, und ſtatt der Antwort einen Sarg zwiſchen zwei Spee=ren auf die Mauer ſetzen. Wüthend ob des Schimpfes rann=ten die Osmannen wider die Mauern; wurden aber dergeſtalt empfangen, daß ſie, Kanonen und Gepäcke zurücklaſſend, eiligſt abzogen. Auch anderwärts ward blutig und hartnäckig mit wechſelndem Glücke geſtritten; gar oft bediente ſich Suleiman neben dem Stahle auch des Goldes; nicht ſo Ferdinand I. Osmanniſche Befehlshaber erboten ſich, um ſchweres Geld ihm die wichtigſten Feſtungen Ungarns zu übergeben. Der redliche Monarch ſchlug es aus, und wollte nicht den Waffenſtillſtand brechen; er warnte vielmehr Suleiman, ſeinen größten Feind. Deßhalb ſprach der Großherr, als man die Nachricht von Fer=dinands Tod hinterbrachte: „Da iſt fürwahr ein gerechter und redlicher Fürſt geſtorben!“

Seit Langem ſchon ging Suleiman mit dem Gedanken um, Malta — jetzt der Sitz der heldenmüthigen Johanniter — zu erobern, dieſe ſelber gänzlich zu vernichten. Seine beſten Truppen und Feldherrn verwandte er dazu; Muſtapha, ein er=fahrner Greis, befehligte das Landheer, Piali und Dragut, berühmt durch die kühnſten Thaten, die Flotte. Im Mai 1565 ſchiffte Muſtapha das Heer aus, und verlangte von Johann de la Valette Pariſot, dem tapfern Großmeiſter, die Uebergabe der Feſtung Valette. „Nur dieſen Platz, antworte der Groß=meiſter dem Abgeſandten des Paſchas, auf die Gräben weiſend, können wir dem Muſtapha abtreten, und wir hoffen, er wird ihn und ſeine Janitſcharen bald verſchlingen.“ Grimmig ob des unhöflichen Beſcheides ließ der Paſcha Tag für Tag ſtür=men und Maſſen von den ſchwerſten Kugeln wider die Mau=ern ſchleudern. Sie wurden wirklich erſchüttert, nicht aber der Ritter Muth. Da kam Chaireddins Sohn mit friſchen Trup=pen von Algier und bat ſich den Sturm auf das Caſtell von Sct. Michel am Meere aus. Muſtapha gab ihm ſechstauſend Mann; unter dem Schalle der Trompeten und Pauken, voraus ein Nachen voll Imanns uud Mollas, welche, den Coran leſend und die Chriſten verwünſchend, zugleich beteten und fluchten, ſetz=ten die Algierer an; lange und mörderiſch war der Kampf; von ſechstauſend Stürmenden kamen blos fünfhundert zurück. Gleich=wohl richteten die Osmannen mit ausdauernder Hartnäckigkeit

zehn neue Angriffe auf das Castell; aber alle wurden abgeschlagen. Bei dem letzten Sturme wollten Türken und Christen zwei fremde Männer und eine Frau auf dem Walle gesehen haben; nach der Christen Meinung waren es die heilige Jungfrau sammt dem heiligen Paulus und dem heiligen Täufer Johannes, dem Schutzpatron des Ordens. Solcher Glaube gab den Christen neue Kraft, noch zwei Monate hielten sie aus; zur Zeit der höchsten Noth landeten sechstausend Spanier und überfielen die Osmannen; kaum konnten diese ihre Schiffe erreichen und nur siebentausend kehrten von fünfzigtausend zurück.

Auf das tiefste gekränkt, schwur Suleiman Rache; mit einer Pracht und Macht, wie er sie noch nie entfaltet hatte, brach er wider die Ungarn auf; diese aber bereiteten ihm einen heißen Empfang. Nicolaus, Graf von Zriny, der Ban von Croatien, sandte dem Sultan ein erlesenes Corps unter Caspar Alapi, seinem Freunde, entgegen. Alapi überfiel bei Schicklosch die Osmannen, und schlug sie dergestalt, daß ihrer viertausend auf dem Platze blieben. Suleiman knirschte vor Zorn und wandte sich nun nach Szigeth, der Veste Zrinys. Ihm voraus zogen der Großvezier, der Pascha von Bosnien, Mustapha, Hamsam Bey und Karam Bei. In Strömen schoß der Regen herab; die Donau schwoll an, und dreimal riß der wilde Fluß die Brücke, das mühevolle Werk Hamsams, zusammen. Es schien unmöglich, über das empörte Wasser eine Brücke zu schlagen. Da riß der Sultan ergrimmt ein Stück von seinem Mantel und schrieb: „So spricht der Kaiser Suleiman: Wenn du, träger Sklave, die Brücke nicht bis zu seiner Ankunft geschlagen und die getrennten Ufer wirst vereinigt haben, so wird man dich mit diesem Mantel erdrosseln und deinen Kopf auf den einen Endpfahl der Brücke stecken.“ — Die furchtbare Drohung wirkte; in anderthalb Tagen stand die Brücke; am ersten und fünften August gingen die zahllosen Schaaren der Osmannen über die Brücke und griffen Szigeth an. Zriny verbrannte die Neustadt, und zog sich in die Altstadt und zuletzt in das innere Schloß zurück, das er mit hehrer Tapferkeit vertheidigte. Umsonst versuchte der Sultan den unbezwinglichen Helden durch die glänzendsten Verheißungen zu gewinnen, umsonst sein Vaterherz durch die Nachricht zu erschüttern, es wäre sein Sohn in

seiner Gewalt und der Preis seiner Freiheit sei Szigeths Uebergabe. Zriny antwortete durch den Donner seiner Kanonen und den Blitz seines Schwertes. Vom sechsundzwanzigsten August bis zum siebenten September ward jeden Tag das Schloß siebenmal wüthend bestürmt; haufenweise lagen die erschlagenen Osmannen vor den Mauern; immer höher stieg die Ungeduld und der Grimm des alten Großherrn. „Ist denn dieser Rauch noch nicht ausgebrannt? tönt denn noch nicht die Paucke der Eroberung?" so schrieb er an den Großwessir. Es sollte Suleiman die Eroberung Szigeths nicht erleben; in der Nacht vom fünften auf den sechsten September **1566** starb der alte Löwe von Wuth und Gram über sein sinkendes Glück aufgezehrt. Sein Tod ward von den Feldherrn sorgsam verheimlicht, das Schloß nur um so heftiger bestürmt. Bald blieb dem tapfern Zriny vom innern Schlosse nur ein Thurm, darin die Pulverkammer war. Da beschloß er den Tod des Helden zu sterben, und begeisterte die Seinigen, noch sechshundert, zu gleichem Entschlusse. Er stürzt ohne Panzer und ohne Helm, dreimal den Namen Jesus rufend, an der Spitze seiner todesmuthigen Schaar in die dichtesten Reihen der Feinde und sinkt von Kugeln getroffen. Jubelnd eilen die Osmannen in den Thurm und beginnen zu plündern; da fliegt der Thurm mit einem Gekrach, als ob der Himmel berste, in die Höhe, mit ihm dreitausend Feinde. Schaudernd verwünschte der Großwessier die Stunde, in welcher sie Szigeth gesehen, und trat mit dem Heere den Heimweg an, in einer verschleierten Sänfte Suleimans Leiche mitführend und vorgebend, es könne sich der Großherr geschwollener Füße halber nicht zeigen. Bei Belgrad, am Rande eines Waldes, in der Nacht berief der Großwessier die Coransleser, und befahl ihnen, die Sänfte zu umgeben, und die erste Sura des Corans — das gewöhnliche Todtengebet der Muhamedaner — anzustimmen. Als nun von der rechten Seite der Chor ertönte: „Alle Herrschaft geht zu Grunde, aller Menschen harrt die Stunde," und die andere Seite antwortete: „Ihn allein, den Allebenden, kann Zeit und Tod nicht bändigen", da brach das Heer, den Verlust des geliebten Sultans ahnend, in solch' Wehklagen und Geheul aus, daß der Marsch stockte, und erst der Wessiere Zureden

Ruhe stiften konnte. Wohl war er gerecht, dieser Schmerz; war ja Suleiman der größte Sultan, der je auf Osmanns Throne saß, groß als Krieger wie als Gesetzgeber, der Christen Schrecken, der Seinigen Bewunderung und Stolz.

Selim II., (1566—74) sein Sohn, setzte den Kampf wider die Christen fort; ihm behagte, trotz Muhameds Gebotes, der Wein von Cypern; darum sandte er seinen Großwesster Mustapha ab, die Insel, das Besitzthum der Venetianer, zu erobern. Die Osmannen nahmen nach achtzehn Stürmen Nicosia, und schlachteten fünfzehntausend Bewohner der unglücklichen Stadt. Famagusta vertheidigte der tapfere Bragadino auf das Aeußerste drei Monate lang, bis ihn der gänzliche Mangel an Pulver nöthigte, die Stadt gegen freien Abzug zu übergeben. Tückisch brachen die Osmannen ihr Wort; dem Bragadino schnitten die Unmenschen Nase und Ohren ab, und dann ward er lebendig geschunden. Ohne Klage betete laut der Held während der Todespein das Miserere, und, als er die Worte gesprochen: „Ein reines Herz schaff' in mir, o Herr!" — gab er den Geist auf. Aber er ward gerächt. Papst Pius V. vereinigte die Venetianer und den König Philipp von Spanien zu einem Bündniß wider den Erbfeind. Die Christen rüsteten an zweihundert Schiffe aus, welche der Sohn Carl V., Don Juan (Johann) von Austria, befehligte. Bei Lepanto traf der Christen Macht auf die große türkische Flotte von dreihundert Fahrzeugen. Um halb fünf Uhr (den 7. Oktober 1571) begann der Kampf; christliche Tapferkeit siegte glorreich über osmanische Wuth und Uebermacht; Don Juan nahm das Schiff des Kapudanpascha, der, schwer verwundet, gefangen ward. Bragadino's Marter zu rächen, ward dem Pascha der Kopf abgehauen und auf eine Stange gesteckt; da erfaßte starrer Schreck die Osmannen; wer fliehen konnte, floh; nur vierzig Galeeren rettete Usudsch-Ali nach Constantinopel. Dreißigtausend Mann verloren die Türken; die Christen hatten an achttausend Soldaten und Seeleute eingebüßt, dagegen fünfzehntausend Sklaven von ihren Ketten befreit. Schon zitterte Constantinopel, und wäre einem kräftigen und schnellen Angriffe der Sieger wohl erlegen. Uneinigkeit aber trennte die christliche Flotte, und raubte die schönsten Früchte des Sieges. Papst Pius V. hatte mit Gewißheit diesen Sieg

prophezeit, und beehrte den Feldherrn, der ihn erfochten, mit den schön angewandten Worten des Evangeliums: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, und der hieß Johannes."

Mit unglaublicher Thätigkeit boten der Großwessier und der neue Kapudanpascha Alles zur Wiederherstellung der Flotte auf. So groß waren in jener Zeit auch nach dem furchtbaren Schlage bei Lepanto die Hilfsmittel der Osmannen, daß der Großwessier zu dem Kapudanpascha sagen konnte: „Herr Pascha, der hohen Pforte Macht und Vermögen ist so groß, daß, würde es befohlen, die Anker aus Silber, das Tauwerk aus Seide, die Segel aus Atlas herbeizuschaffen, es möglich wäre; was an einem Schiffe fehlt, das begehrt von mir." Und zu einem Venetianer, der seine Gesinnung über den Frieden ausforschen wollte, äußerte derselbe Wessier: „Zwischen euerm und unserm Verluste ist ein großer Unterschied: wir haben Euch, indem wir Euch ein Reich (Cypern) entrissen, einen Arm abgehauen; Ihr, indem ihr unsere Flotte schluget, uns den Bart geschoren: der abgehauene Arm wächst nicht nach, aber der abgeschorne Bart um so dichter." — Das war keine Großsprecherei; schon im Juni 1572 ging die Flotte der Osmannen, zweihundertfünfzig Segel stark, in die See und traf zweimal auf die der Christen; doch zum Schlagen kam es nicht. Bald sah sich Venedig, von den Spaniern nicht genugsam unterstützt, zum Frieden genöthigt, und die Türken schlossen ihn, als wären sie die Sieger von Lepanto gewesen. So furchtbar war noch die Macht der Osmanen, in drei Welttheilen festgegründet.

Dennoch sank sie durch die Schuld der Sultane; Murad, Mehmed, Ahmed, Selims Nachfolger, vergaßen über der Wollust Freund und Feind; die Kriege gingen fort; doch an sechzig Jahren ward keine Eroberung mehr gemacht. Murad IV., der letzte große Sultan, demüthigte die Perser und ließ Ungarn und Teutschland während des dreißigjährigen Krieges unangefochten. Muhamed IV. fürchtete die unbändigen Janitscharen mehr als die Christen, und schickte sie wider Kaiser Leopold I. und Venedig. Bis zum Kloster St. Gotthardt, wo die Raab Steiermark von Ungarn scheidet, drangen die Osmannen unter dem Großwessier Kiupröli vor (1663); hier aber griff sie Graf Montecuculi mit Teutschen und Franzosen an; der Wetteifer

beider Völker war die vornehmste Ursache des glorreichen Sieges, der hier über die weitüberlegenen Türken erfochten ward; von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags dauerte das Gemetzel; dreißigtausend Türken lagen getödtet auf der Wahlstatt oder ertrunkeu in der Raab. Montecuculi pries den Herrn der Heerschaaren durch ein „Herr, dich loben wir" noch auf dem Schlachtfelde; der seligsten Jungfrau Maria, deren Fürbitte er angerufen, dankte er mit Erbauung einer Capelle. Aber auch dieser Sieg brachte, wie jener bei Lepanto, keinen nachhaltigen Gewinn. Muhamed ging einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre ein, der ihm mehr Vortheil brachte, als Oesterreich, und griff dann mit Aufbietung aller Kräfte die Insel Candia, das Eigenthum Venedigs, an; mehr als **20** Jahre schon hatte sie in seinen Waffen widerstanden. Im Mai des Jahres **1667** erschienen die Osmannen vor Candia und schlossen es ein. Eine solche Belagerung kennt die Geschichte nicht; Alles, was Muth und Fanatismus vermögen, ward von den Osmannen aufgeboten; die Belagerten — Christen aus allen Ländern — setzten dagegen dem Feinde Kunst und Tapferkeit und die äußerste Standhaftigkeit entgegen. Die Osmannen warfen mit Kugeln von hundert und hundertzwanzig Pfunden die Mauern nieder; sie wuchsen durch die Thätigkeit der Belagerten gleichsam aus den Trümmern wieder hervor; die Erde, durch Minen aufgewühlt, war um Candia ein großes Grab. Endlich nach dreijähriger Vertheidigung, als die Pest Soldaten und Einwohner dahingerafft und nur mehr viertausend Mann die Waffen tragen konnten, übergab der Commandant Morosini Candia, einen Schutthaufen (1668). Die Christen hatten einunddreißigtausend Mann eingebüßt, die Osmannen an einmalhundertneunzehntausend; diese wagten sechsundfünfzig Stürme; und ließen mehr denn dreitausend Minen springen; die Belagerten machten sechsundneunzig Ausfälle, und ließen eilfhundert dreiundsiebzig Minen fliegen; hatten aber auch einundfünfzigtausend Fässer Pulver und einmalhundertachtzigtausend Zentner Blei verbraucht.

Während des Waffenstillstandes mit den Teutschen schlugen sich die Osmannen fortwährend mit den Venetianern, Russen und Polen. Gegen die Letztern zog der Großwessier, und griff

Kaminiek, die Vormauer ihres Landes, an; ein teutscher Officier sprengte die Festung mit viertausend Janitscharen in die Luft, und der tapfere Johann Sobiesky, Feldherr und bald darauf König der Polen, schlug sie bei Chocsim (1673) dergestalt, daß zwanzigtausend Türken auf dem Schlachtfelde blieben und das ganze Lager mit seinen unermeßlichen Schätzen der Sieger Beute ward. Auch die Russen stritten glücklich, und brachten dem Großwessier Kara Mustapha bedeutende Verluste bei. Da hielt der Sultan es für das beste, mit den Polen und Russen Frieden zu schließen und neue Kräfte zu neuem Streite zu sammeln. Der Stillstand mit Kaiser Leopold ging bald zu Ende. Graf Tököly, ein ehrgeiziger Ungar, regte sein Vaterland wider den Kaiser auf, und rief die Osmanen zu Hilfe. Umsonst gab Leopold sich alle Mühe, den Frieden zu erhalten; der Sultan und sein ruhmgieriger Wessier wollten den Krieg, und Oesterreichs Feind, Ludwig XIV. hetzte.

Zu keiner Zeit schien Oesterreich so bedrängt, wie jetzt; seine Macht unter Herzog Carl von Lothringen zählte kaum dreiunddreißigtausend Krieger; gegen sie führte Kara Mustapha zweimalhundertsiebzigtausend Osmannen; langsam wichen die Teutschen zurück, nur wie ein Wunder entrann Kaiser Leopold den Tartaren. Sengend und mordend, alle als Sklaven mit sich schleppend, rückte der Großwessier vor Wien, und schlug am vierzehnten Juli 1683 vor den Mauern der Stadt sein Lager. Ihre Festungswerke waren in dem schlechtesten Zustande; es fehlte überdieß an Mund- und Kriegsvorrath. Dem Allem half der wackere Commandant, Graf Rüdiger von Stahremberg, ab; er, die Besatzung (zehntausend wackere Männer) und die Bürger fochten würdig ihrer Ahnen, die vor hundertfünfzig Jahren den größten aller Sultane, den Großherrn Suleiman, abgetrieben. Vom vierzehnten Julius bis zwölften September Sturm auf Sturm, Krieg unter und über die Erde. Ungebeugt widerstanden die Christen; aber die Noth stieg auf das Aeußerste. „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ schrieb Graf Stahremberg an den Herzog von Lothringen, der mit Sachsen und Bayern und Polen unter König Johann Sobiesky, dem Sieger bei Chocsim, sich zum Entsatz nahte. Da flammten in der Nacht des eilften Sep-

tember zahllose Raketen auf, und verkündeten des Retters Ankunft. Verzweifelnd wälzte sich der Großwessier bei diesem Anblicke auf der Erde, Haar und Bart sich zerraufend und die Stunde seiner Geburt verfluchend. Seine Stunde war gekommen. Nach kurzem, aber heißem Kampfe flohen die Osmannen; die Beute war ungeheuer; dreihundert Geschütze, fünfzehntausend Gezelte, sechshundert Beutel Piaster und eine Menge Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Jubelnd zogen diese in die gerettete Hauptstadt der Christenheit ein, und setzten dann den fliehenden Osmannen nach. Auf das neue wurden diese bei Barkan geschlagen; dem Großwessier aber übersandte der Sultan die Schnur; Kara Mustapha küßte sie, und ließ sich willig erdrosseln.

Von nun an erblich der Glanz des Halbmondes; treffliche Feldherrn, wie Herzog Carl von Lothringen, Max Emanuel, Churfürst von Bayern, vor Allem Oesterreichs großer Held, Eugen, Prinz von Savoyen, führten die Christen von Sieg zu Sieg; Neuhäusel ward den Türken entrissen, nach standhafter Vertheidigung Ofen erstürmt, und bei Mohacz (1687) der Großwessier gänzlich geschlagen. Drei Tage aß Sultan Muhamed vor Betrübniß Nichts, und der Jammer ob solchen Unglückes warf die erste seiner Frauen auf das Krankenbett. Erbittert standen die Türken auf, stürzten Muhamed, und erhoben Suleiman auf den Thron; auch er vermochte das fliehende Glück nicht zu fesseln. Unaufhaltsam drangen die Christen vor, und Schrecken kam über Constantinopel, als die Nachricht einlief, der Churfürst von Bayern hätte das für unüberwindlich gehaltene Belgrad erstürmt (1688). Umsonst versuchte ein trefflicher Wessier, Kiupröli Mustapha, der Christen Siegeslauf aufzuhalten; er fiel in der Schlacht bei Salankamen (1691), und mit ihm die letzte Hoffnung des sinkenden Reiches. Darauf belehrten Eugens glorreiche Siege bei Zentha (1697) bei Peterwardein (1716) und bei Belgrad (1717) die stolzen Osmannen, daß die Zeit ihrer Macht vorüber sei, und daß der Glaube und das Gebiet der Christen von Muhameds Anhängern Nichts mehr zu fürchten hätten.

Wohl wurden noch viele, noch blutige Kriege von Oester-

reich und Rußland wider die Osmannen geführt, aber nicht mehr um Rettung des Glaubens und des Vaterlandes; trotz einzelner Vortheile schlugen diese Kämpfe im Ganzen nur zum Schaden der Türken aus; es machte sich Griechenland von ihrer Herrschaft frei, und also sank ihre ehedem so gefürchtete Macht, daß nur die Eifersucht europäischer Fürsten sie noch erhält.

Achter Zeitraum.

Von dem Westphälischen Frieden bis auf Pius IX.

(Von 1648 bis 1846.)

Die Kirche in England. — Die Leiden der Katholiken und Irland's Märtyrthum. — Die Kirche in Frankreich. — Der Streit über das Regale. — Die Jansenisten und Appellanten. — Ueberhandnehmen des Unglaubens und der Sittenlosigkeit. — Die Philosophen und ihre Grundsätze. — Die Verschwörung wider das Christenthum. — Die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, — Frankreich, — Spanien. — Ihre Aufhebung durch Clemens XIV. — Die Kirche in Teutschland. — Verbreitung der Grundsätze der französischen und englischen Philosophen. — Joseph II. — Der Protestantismus und seine Secten. — Aufgeben des lutherischen Lehrbegriffes. — Das neue Heidenthum. — Ausbruch der französischen Revolution. — Die Kirche in Frankreich verfolgt und unterdrückt. — Pius VI. Leiden und Tod. — Pontificat Pius VII. — Erschütterung der Kirche in Italien. — Teutschland und Spanien. — Die Säcularisation. — Der Kirche in Frankreich Wiederherstellung. — Pius VII. Gefangenschaft und Rückkehr nach Rom, — Die neue Ordnung der Kirche nach Napoleons Sturze. — Die teutsche Kirche. — Der Streit über die gemischten Ehen. — Der Protestantismus. — Die Kirche in Frankreich, England und in der Schweiz. — Die griechische Kirche. — Das Pontificat Leos XII., Pius VIII. und Gregor XVI. Pius IX.

I. Kapitel.

Die Kirche von England.

Nach dem Tode Elisabeths bestieg Jakob, der Sohn der unglücklichen Maria, ohne Hinderniß den Thron. Es war ein pedantisch gelehrter, von sich selbst eingenommener Mann, der von der Politik wenig verstand und keinen bloßen Degen

sehen konnte. Alle drei religiöse Parteien im Reiche, die Katholiken, die Puritaner und Episcopalen oder die Bischöflichen (Anglikaner, Hochkirchlichen) versprachen sich alles Gute von ihm; allein nur die Episcopalen sahen ihre Hoffnung erfüllt. Auf einer Versammlung zu Hamtoncourt (1604) stritt er als Vorsitzer wacker mit den Bischöfen und Puritanern, und sagte Letztern geradezu: „Wenn ihr auf ein schottisches Presbyterium (Priesterthum ohne Bischöfe) abzielet, so verträgt sich das mit dem Königthume, wie Gott mit dem Teufel". Dagegen erklärte er nach seiner Krönung, „die Hierarchie (bischöfliche Verfassung) sei die festeste Stütze des Thrones; und wo es keinen Bischof gebe, werde im Kurzen auch kein König seyn."

Aegerlich über die Bevorzugung der Episcopalen beschuldigten die Puritaner den König, er sei ein heimlicher Papist. Aber dadurch schadeten sie den ohnehin bedrängten Katholiken mehr, als dem Könige. Statt nach seinem Versprechen die Lage der bedrückten Katholiken, der Glaubensgenossen seiner Mutter, welche so viel für sie gelitten, zu erleichtern, verbannte Jacob (den 22. Februar 1604) alle Missionäre aus dem Reiche; den Obrigkeiten befahl er, die Strafgesetze wider die Katholiken zu vollstrecken. Zu gleicher Zeit wurden die Eidweigerer (Recusanten) zur Erlegung des Strafgeldes von monatlich 20 Pfunden auf das Neue gehalten; ja man forderte von ihnen sogar die Zahlung für die dreizehn Monate, während welcher König Karl auf dem Throne saß und das Strafgeld nicht erhoben worden war. Das mußte selbst die wohlhabendsten Familien an dem Bettelstab bringen. Mit diesem Blutgelde beschenkte Jacob seine schottischen Freunde, die immer Geld von ihm haben wollten; und nun konnten sie mit Hilfe der Gerichte die katholischen Engländer nach Belieben ausplündern. Der neugewählte Erzbischof von Canterbury, Robert Boncroft, Jakobs Günstling, erwiederte eine Bittschrift der Katholiken mit den Worten: „Zur Zeit Elisabeths waren Euere Leiden nur Kinderspiele weil wir damals über die Nachfolge der Königin noch keine Gewißheit hatten. Da aber jetzt der König ein Vater mehrerer Kinder, fest auf dem Throne sitzt, wollen wir das Ende des letzten Papisten erleben."

Groß war der Katholiken Schmerz über solche Enttäuschung; weher noch that der Hohn, womit ihre Religion fortwährend als teuflischer Aberglaube gebrandmarkt ward. Der Gram darüber brachte manchen Katholiken bis zur Verzweiflung. Robert Catesby, ein Edelmann, durch Jacobs Gesetz verarmt, entwarf mit vier andern Männern den gräßlichen Plan, mittels Pulver das Parlamentsgebäude in die Luft zu sprengen, und so sich ihrer Verfolger, des Königs, der Lords und Gemeinen zu entledigen (1605.) Da warnte einer der Verschworenen, Franz Tresham, seinen Schwager, und so ward das Vorhaben verrathen, die Verschwornen ergriffen und hingerichtet. Enthauptet ward auch der Jesuit Garnet, der durch die Beicht von ihrer Absicht Kunde erhalten und Alles aufgeboten hatte, sie davon abzubringen, und ihm half es nichts, daß auf dem Schafotte noch Catesby und dessen Freunde seine Unschuld bezeugten. Obgleich selbst Puritaner an der Verschwörung Antheil genommen und ein Katholik durch seine Anzeige dieselbe verhütet hatte, so gab sie doch neuen Anlaß, den Haß des Volkes gegen die Katholiken aufzustacheln, und sie als Feinde des Reiches, als Mörder des Königs darzustellen. Selbst ein eigenes kirchliches Fest ordnete das Parlament an, und in ihre Liturgie ward ein Gebet aufgenommen, worin die Engländer Gott um Schutz gegen ihre grausamen und blutgierigen Feinde „die Katholiken" flehten. Dagegen hielt der König eine lange Rede im Parlamente und meinte, „man müße nicht glauben, daß jeder Katholik nothwendig ein Verbrecher sei; es sei sogar nicht unmöglich, daß Gott in frühern Zeiten eine gewisse Anzahl von Katholiken aus der Hölle errettet hätte." — Solche Großmuth ward ihm aber von den protestantischen Zeloten nicht wenig verargt.

Der König wenigstens that redlich das Seinige, um die Katholiken der Hölle zu entreißen; er machte sie in seinem Reiche zu Märtyrern. Das wurden sie jetzt durch die neuen Strafgesetze, welche sie bürgerlich ächteten, schutzlos der rohesten Gewalt preisgaben, und dem Könige gestatteten, für die monatlichen zwanzig Pfunde alles Bewegliche und zwei Drittheile alles unbeweglichen Vermögens einzuziehen. Es ward den Katholiken ferner ein Eid auferlegt, in welchem sie die Gewalt

des Papstes, Könige abzusetzen, verwerfen sollten.*) Die sich weigerten, wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt; die ihn leisteten, nur mit den gewöhnlichen Strafen begnadigt. Doch nicht genug; man verlangte von den Katholiken außer der Verwerfung jenes angeblichen Rechtes auch noch die Erklärung, es sei schon die Behauptung desselben gottlos, ketzerisch und verdammungswürdig. Die Katholiken hätten wohl ohne Bedenken das Erstere beschworen; den Zusatz aber fanden sie anstößig. Da wanderten viele Katholiken aus; Jene welche blieben, ermunetrten sich, lieber Freiheit und Vermögen und Leben zu opfern, denn ihre Religion. Es ward nun der Papst befragt, ob es den Katholiken erlaubt sei, diesen Eid mit dem Zusatze zu beschwören. Der Papst untersagte die Ablegung desselben. Jacob aber ward dadurch auf das höchste wider den Papst aufgebracht; und nun verfaßte er selber gegen den Cardinal Bellarmin, der die Eides-Formel angegriffen, eine Schutzschrift. Nichts half es, daß ihm seine Gemahlin und der König von Frankreich und Dänemark davon abriethen und zu verstehen gaben, er mache sich dadurch nur lächerlich. Durch eigens dazu bestimmte Gesandte ließ der königliche Theologe sein Werk mehreren europäischen Fürsten überreichen; der König von Spanien und der Erzherzog von Oesterreich weigerten sich beharrlich, es anzunehmen. Auch die englischen Prälaten wurden damit beschenkt. Der Erzbischof Mathews von York empfing das kostbare Büchlein knieend, küßte es, und versprach es zu hüten wie seinen Augapfel, und aber- und abermals es zu lesen.

Allein trotz der Schutzschrift des gelehrten Königs weigerten sich die meisten Katholiken fortwährend, den Eid zu leisten. Erzürnt hierüber ließ Jacob sechs Priester wegen Aus-

---

*) Die Dogmatik und das Kirchenrecht wissen von einer solchen Gewalt nichts, und die Meinungen einzelner Theologen und Päpste können ein solches Recht auch nicht begründen. Des Königs Furcht von dem Papste abgesetzt zu werden, ist um so unerklärbarer, als der päpstliche Nuntius Bubalis zu Paris dem englischen Gesandten Parry daselbst ein Schreiben des Cardinals Aldobrandini wies, worin dieser Namens des Papstes die englischen Katholiken ermahnte, dem Könige Jacob als ihrem Könige und natürlichen Herrn zu gehorchen und für ihn zu beten.

übung ihrer Functionen verurtheilen und drei von ihnen hinrichten. Dennoch war im Ganzen der König mehr schwach und launenhaft, als grausam. Von 1607 bis 1618 erlitten nur vier Priester die Todesstrafe; ja im Jahre 1616, wo er seinen Sohn Carl mit einer spanischen Prinzessin vermählen wollte, entließ er viertausend Katholiken, freilich zum großen Aergerniße der Protestanten, die ihn zu größerer Strenge aufforderten. Ausdrücklich warnte ihn der Erzbischof Abbot vor zu großer Milde, „sonst würde er durch Duldung der Katholiken dem Königreiche und sich selber die ganze Schwere des göttlichen Zornes zuziehen."

Und dennoch war das Loos der Katholiken in England noch besser, als das in Schottland. Es bot nemlich König Jacob Alles auf, auch hier die republikanisch-calvinische Verfassung der Kirche zu stürzen, und dafür die bischöfliche Gewalt, den Supremat des Königs und die übrigen gottesdienstlichen Einrichtungen der englischen Kirche einzuführen. Die Puritaner widerstrebten auf das heftigste; sie wollten keine Bischöfe. Da gab ihnen Jacob die Katholiken Schottlands preis; und nun litten diese fürchterlich unter dem Hasse und Drucke der Puritaner; bald schienen sie nicht viel mehr, als deren Sklaven zu sein. Dennoch gewann der König weder die Masse der Geistlichen noch des Volkes für sich. Ob er auch Capitel stiftete und Bischöfe in Schottland einsetzte, die Mehrzahl der Schotten blieb im Herzen puritanisch, und sie rächten ihr von Jacob verhöhntes uud verfolgtes Bekenntniß fürchterlich an seinem Sohne und Nachfolger.

Jacob starb des Jahres 1625. Die Geschäfte hatte er fast gänzlich seinen Räthen und Günstlingen überlassen, und seine Zeit mit Hahnengefechten, Jagden, Trinkgelagen, allenfalls mit theologischen Studien und Schriften zugebracht. Kirche und Staat fanden sich bei seinem Tode in völliger Zerrüttung.

So hatte Carl I. (1625 — 1649) einen harten Stand; um so mehr, als ihn Geldnoth bedrängte und seine Verehelichung mit Henrietten, der katholischen Prinzessin von Frankreich, die Protestanten erbitterte. „Mit ihr sei, so schrieen die Zeloten unter ihnen, der leibhaftige Antichrist über das Meer gekommen." Carl hatte bei seiner Hochzeit schriftlich verheißen,

die ihres Glaubens halber verhafteten Katholiken in Freiheit zu setzen, die Geldstrafen für Recusanten zu erlassen und ihre Privatandachten nicht mehr zu belästigen. Nur zum kleinen Theil vermochte er bei solchen Verhältnissen sein Versprechen zu erfüllen. Aber schon dieß galt in den Augen der Puritaner („der Heiligen" — wie sie sich demüthig nannten) für ein Verbrechen. Es war ihr Plan, das Papstthum, und was sie dazu rechneten, die Hierarchie und die Gebräuche der anglikanischen Kirche auszurotten. Laut und unaufhörlich schrieen sie deßwegen über Papismus, reizten in fanatischen Predigten das Volk auf, und verschafften sich bald überwiegenden Einfluß im Parlamente. „Kein Papstthum! kein Papstthum!" ward jetzt ihr Losungswort. So kam es zwischen dem Könige und dem Parlamente zu heftigem Zwiste. Dreimal löste Carl das Parlament auf, und zuletzt versuchte er ohne Parlament zu regieren. Sein Rathgeber ward nun der Erzbischof von Canterbury William Laud; er bewog den König eine neue Liturgie einzuführen, um dem einfachen protestantischen Gottesdienste mehr äußere Würde zu geben. Die Engländer ließen sich mürrisch dieselbe gefallen, laut aber schrieen die Puritaner über „Baalsdienst". Die Schotten widersetzten sich. Es sollten unter Anderem die Geistlichen wieder in weißen Chorröcken erscheinen. Als nun zu Edinburg der Dechant im Dome zum erstenmal in der vorgeschriebenen Kleidung auftrat, schrieen die Puritaner: „Der Papst, der Antichrist! steiniget ihn!" — Man warf Bänke und Knüttel nach ihm. Nun traten die Puritaner in ein Bündniß, Convenant genannt, zusammen, und rüsteten sich, das reine reformirte Bekenntniß gegen Jedermann und selbst wider den König zu vertheidigen; „denn in geistlichen Dingen sei die Kirche Schottlands unabhängig von der weltlichen Obrigkeit." Der Adel vermünzte sein Silberzeug; Richelieu schickte aus Frankreich Geldhilfe, wovon aber die schottischen Geistlichen, welche sogar die Lutheraner für Ketzer erklärten, nichts erfahren durften.

Carl wollte den Aufstand der Schotten mit Gewalt unterdrücken; allein die Puritaner waren mit ihnen heimlich einverstanden, und hemmten alle seine Anstrengungen. Um Geldsubsidien zu erhalten, mußte Carl das Parlament wieder ver-

sammeln (1640). Dieses Parlament heißt das lange, und dauerte zwölf Jahre; die Puritaner saßen darin und spielten den Meister. Wohl bewilligte das Parlament Geld, dreimalhunterttausend Pfund, aber nur den Schotten wider seinen und ihren König; es ließ in London Altäre und Crucifixe zerschlagen, und erklärte, seine Macht vom Volke zu haben. Maßlos waren die Forderungen des Parlamentes; unter andern begehrte es, alle Kinder der Katholiken müßten im protestantischen Glauben erzogen werden. Auch das bewilligte der König, und ließ zu gleicher Zeit drei Priester hinrichten, um in ihrem Blute das beständige Geschrei der Puritaner, er sei ein heimlicher Papist, zum Schweigen zu bringen. Ein Recht um das andere entriß das Parlament dem Könige. Umsonst war es, daß Carl seine treuesten Freunde der Willkühr des Parlaments opferte, die einen verbannte, und die andern am Schaffote sterben ließ; umsonst versuchte er es, persönlich in Schottland Ruhe zu stiften. Bald kam es zum offenen Kriege zwischen ihm und dem Parlamente. Mit der Inschrift auf den Fahnen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" — führte er seine Truppen wider die Puritaner. Für ihn stritten der Adel, die Anhänger der anglicanischen Kirche, und die Katholiken. Die Partei des Parlamentes hatte für sich die Bürgerschaft, die Geldkräfte des Landes und einen Feldherrn von außerordentlichen Talenten, Olivier Cromwell. Er besiegte nach schwerem Kampfe des Königs Macht; nach der Schlacht bei Naseby floh Carl zu den Schotten; diese verkauften ihren König um viermalhunderttausend Pfund an das Parlament. Aber die Gewalt war nimmer bei ihm; Gebieter war jetzt Cromwell, an der Spitze eines siegreichen Heeres und einer fanatischen Partei, der Independenten. Er jagte das Parlament auseinander, nur sechzig seiner Independenten durften bleiben. Von ihnen ließ er den König zum Tode verurtheilen. England erschrack; umsonst versuchten die Schotten ihre Schande gut zu machen, und mit Waffengewalt den König zu befreien; umsonst traten vier Grafen, ehrenwerthe Männer, weiland des Königs Minister, vor das Blutgerüste und erklärten, sie hätten dem Könige zum Kriege wider das Parlament gerathen, sie solle man hinrichten. — Der harte Cromwell kannte kein Erbarmen; vor seinen Augen fiel das Haupt des Königs (1649.)

Jetzt ward das Königthum in England für immer aufgehoben, England eine Republik. Cromwell trieb mit Soldaten das Parlament auseinander, es mit den gröbsten Vorwürfen schmähend. Den einen der Herren packend, sagte er: „Du bist ein Wucherer!“ zu dem andern: „Du bist ein Säufer!“ zu dem dritten: „Du bist ein Ehebrecher!“ Dann rief er: „Ihr Gesindel, packt Euch!“ Mit diesen Worten trieb er sie zur Thüre hinaus; draußen standen die Soldaten, die sie vollends zur Treppe hinabwarfen. Da mochte gar Mancher des gutmüthigen Carl, den sie zum Tode verurtheilt, eingedenk sein. Statt des Frosches hatten sie die Schlange als König erhalten.

Nun setzte Cromwell ein neues Parlament ein; es bestand aus einhundertsiebzehn Engländern, drei Schotten und sechs Iren; es waren meist gemeine Handwerker, aber lauter Heilige, welche das tausendjährige Reich Christi erwarteten, wie einst die Wiedertäufer zu Münster, und lauter Bibelsprüche statt der Taufnamen als Zeichen ihrer geistigen Wiedergeburt trugen. So nannte sich Einer: „Mache Frieden, Heaton!“ — ein Anderer: „Tödte die Sünde, Pimple!“ — ein Dritter: „Stehe fest in der Höhe, Stringer!“ — ein Vierter: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, White!“ — Den Vorsitz im Parlamente führte ein Lederhändler: „Preise Gott, Barebone!“ und von ihm heißt es auch das „Barebone-Parlement.“ — Betend und singend, seufzend und augenverdrehend saßen die Heiligen da, und aus ihrem Munde hörte man keine andern Reden als biblische Sprüche. Nach fünf Monaten hatte Cromwell des Possenspiels und der Narren satt. Auf sein Anstiften faßten einige ihm ganz ergebene Mitglieder den Entschluß, das Parlament als unnütz aufzuheben. Cromwell willigte sogleich ein, und ließ den Parlamentssaal mit Soldaten unter Oberst White besetzen. Da kamen nach und nach die übrigen Mitglieder. Der Oberst fragte sie, was sie hier wollten. „Wir suchen den Herrn,“ war ihre Antwort. „Den müßt Ihr anderwärts suchen, meinte White; denn er ist meines Wissens seit vielen Jahren nicht mehr hier gewesen.“ Und damit wies er ihnen die Thüre.

Nun herrschte Cromwell unter dem Namen eines Protectors mit fast königlicher Gewalt; es bot ihm auch das Par-

lament von 1658 die heißersehnte Königskrone an. Er lehnte sie ab, wohl wissend, daß ihre Annahme das Zeichen des Abfalles der noch größtentheils republikanisch gesinnten Armee wäre. Als Regent des vereinigten Englands zeigte er eine Kraft und Einsicht, so ihn bewundert und gefürchtet zugleich machte. Die Katholiken bedrückte er mit der ganzen Härte seines Charakters, und wie er in Irland wüthete, wird berichtet werden. Von Jahr zu Jahr wuchs seine Macht und Herrlichkeit; aber er selber war der unglücklichste Mensch, ihn peinigte sein Gewissen; das blutige Bild des von ihm ermordeten Königs Carl wich nicht von seinen Augen; immer träumte er von Verschwörung; in jeder Gesellschaft ward ihm bange, sah er verkleidete Mörder; immer trug er auf seinem Leibe einen Panzer, Dolch und Pistole bei sich; jegliche Nacht wechselte er sein Schlafgemach, und zahllose Soldaten bewachten seine Thüren. Diese Pein des Gewissens brachte ihn vor Zeit auf das Todbett. Da mußten ihm seine Geistlichen vorsagen: „Wer einmal im Stande der Gnade gewesen, könne nicht mehr verloren gehen." — An diesem eitlen Troste klammerte sich seine schmachtende Seele fest und er sagte voll Heiterkeit: „Nun bin ich glücklich, denn ich bin einmal im Stande der Gnade gewesen, das weiß ich gewiß."

Das neue im Jahr 1660 zusammengetretene Parlament verwünschte Oliviers Cromwells Andenken und beklagte Carls Hinrichtung als einen Schandflecken in der Geschichte Englands. Bald rief es den Sohn des Enthaupteten zurück, und unter dem Jubel des Volkes bestieg der junge Carl den väterlichen Thron. Carl II. (1660—85) stellte sogleich in England wie in England die bischöfliche Kirche wieder her; die Presbyterianer widerstrebten auf das äußerste, und in Schottland kam es zum offenen Aufstande, der nur mit Mühe gedämpft werden konnte. Auf den Katholiken lasteten die alten Leiden; der König hätte sie ihnen gerne erleichtert, denn er gedachte der Dienste, die sie seinem Vater erwiesen; seine Gemahlin war eine Prinzessin von Portugal, und er selber im Herzen der katholischen Religion zugethan. Wirklich gewährte er ihnen durch seine „Erklärung der Nachsicht" einige Erleichterung. Allein der Haß des Volkes und die wiederholten Aufforder-

ungen des Parlaments, die Gesetze gegen die Katholiken zu vollziehen, zwangen ihn bald dieselben zurück zu nehmen. Drohend hallte bei jeder den Katholiken gewährten Erleichterung von Dorf zu Dorf auf das Neue: „Kein Papstthum!" Der Uebertritt seines Bruders Jacob, des Herzogs von York, zur katholischen Religion vermehrte das Mißtrauen und die Erbitterung unter den Protestanten. So ging im Jahre **1673** im Parlamente eine Bill (Gesetz) aus, welche den berühmten Eid (Religionseid) einführte. Diese Testacte bestimmte, daß Jeglicher, der irgend ein öffentliches Amt bekleidete, den Suprematseid schwöre, öffentlich das Abendmahl nach englischem Ritus empfange, und schriftlich die Transsubstantiation verwerfe. Carl war kinderlos, sein Bruder Jacob sein Nachfolger. Jetzt ging das Ziel der Protestanten dahin, den Herzog von York, der ihnen durch seine Vermählung mit der Prinzessin von Modena nur noch verhaßter geworden, vom Throne auszuschließen. Zu diesem Zwecke ward eine Verschwörung, das sogenannt papistische Complott, erdichtet. Titus Oates, ein Mensch, den der eifrig protestantische Geschichtschreiber Englands, Hume, den größten Schurken nennt, beschuldigte den Papst, die Könige von Frankreich und Spanien, die Jesuiten, die Katholiken, die Königin von England und den Herzog von York einer Verschwörung zur Ermordung des Königs und zum Umsturz der protestantischen Religion; alle Protestanten von England und Schottland sollten umgebracht und der Herzog von York als König ausgerufen werden. Diese Verleumdung brachte das Volk in die furchtbarste Aufregung; eine Art von Wahnsinn befiel das Volk und das Parlament; alles glaubte oder gab vor an diese Verschwörung zu glauben; an der Wahrheit derselben zu zweifeln, galt schon für einen Beweis der Mitschuld; die Bürgerschaft in London bewaffnete sich, es wurden die Straffen mit Ketten abgesperrt. Die Wuth der Protestanten verlangte nach dem Blute der Katholiken; der Lord Stafford und sechs Jesuiten wurden hingerichtet, die Gefängnisse mit Katholiken angefüllt, selbst der Herzog von York mußte auf einige Zeit England verlassen und ging nach Flandern.

Carl **II.** starb **1685**, nachdem er zuvor noch die heili-

gen Sakramente der katholischen Kirche empfangen hatte. Nun bestieg Jacob den Thron; zwei Dinge wollte er erreichen: die Unbeschränktheit der königlichen Macht und die Wiederherstellung der katholischen Religion. Oeffentlich mit den Zeichen seiner Würde ging er zur heiligen Messe, sandte einen Legaten nach Rom, und empfing einen Nuntius des Papstes in London mit königlicher Pracht. Dabei dispensirte er die Katholiken, denen er Stellen in dem Heere oder in der Verwaltung gab, von der Leistung des Testeides, und erließ ein Edict, das allen Bekenntnissen volle Freiheit gewährte. Alle Maßregeln des Königs zeugten von unkluger Eile, und ermangelten der weisen Mäßigung. Papst Innocenz **XI.** wie auch die Könige von Frankreich und Spanien warnten ihn, nicht Unmögliches zu versuchen und allzuraſch voranzuschreiten; aber ihr Rath blieb unbeachtet. Einige anglicanische Bischöfe weigerten sich, das Duldungsedict zu verkünden; Jacob ließ sie processiren; das Volk, noch zu sehr protestantisch, ward immer schwieriger, die Kluft zwischen ihm und dem Könige größer Tag für Tag. Eine Hoffnung hatte die Protestanten Englands noch von offenem Aufstande zurückgehalten; der König, bereits im Alter vorgerückt, war ohne Söhne, hatte aber zwei Töchter, welche Carl **II.** protestantisch erzogen; eine davon, Anna, war die Gemahlin Wilhelms, des Prinzen von Oranien. Auf sie schauten die Protestanten, als die künftige Regentin Englands und die Stütze seines Protestantismus. Da traf sie wie ein Donnerschlag die Nachricht, die Königin hätte einen Sohn geboren. Nun wagten die Protestanten das Aeußerste; sie riefen den Prinzen Wilhelm von Oranien nach England. Er kam und griff mit Waffenmacht den eigenen Schwiegervater an. Jacob ward von Allen, selbst von der eigenen Tochter verlassen und floh nach Frankreich. Jetzt ward Wilhelm mit seiner Gemahlin Anna zugleich als König ausgerufen, und die königliche Würde ihm ganz allein von dem Parlamente übertragen (**1689**).

Irlands Martyrthum.

Aerger, als die Israeliten von den ägyptischen Frohnvögten gequält, schimpflicher noch, als die Griechen von den

Türken mit Füßen getreten, wurden die Irländer von Engländern zwei Jahrhunderte lang gemißhandelt, und dieß einzig wegen ihres Glaubens an den Gekreuzigten und an seine Kirche.

Es wohnten die Iren auf ihrer Insel seit Alters unter Häuptlingen. Zwieträchtige Häuptlinge hatten die Engländer im **12.** Jahrhunderte nach Irland gerufen, und diese bemächtigten sich nach einem harten und langwierigen Kampfe der schönen Insel. Die Eroberer behandelten die Irländer, als wären sie Thiere und keine Menschen. Schon damals galt der Mord an einem Irländer für keine Sünde und zog keine Strafe nach sich. „Tod den Irländern!" das war der Gruß, mit welchem der Engländer an Erins (Irlands) Ufer stieg. So groß war der Haß und die Verachtung von Seite der Engländer, daß sie die Heirath eines Engländers mit einer irischen Frau mit dem Tode bestraften, und auf das strengste die Annahme eines irischen Namens, irischer Kleidung und Sitte verboten. Heinrich **VIII.** suchte mit gewohnter Grausamkeit die Kirche in Irland zu zerstören; die Klöster wurden eingezogen; er bot den Raub den Häuptlingen Irlands an, sie verschmähten ihn; nur drei ließen sich ködern. Scheiterhaufen rauchten in Irland wie in England, und erst der Tod des Tyrannen beendigte die Verfolgung. Der katholischen Maria Regierung war zu kurz, um alle Wunden heilen zu können. Eduard und Elisabeth erneuerten den Gräuel. Die Iren stritten mit Verzweiflung für ihr Vaterland und für ihren Glauben. Kein Mittel war zu schlecht, so die Engländer nicht anwandten, die Katholiken zu unterjochen: Verrath, Mord, Niedermetzelung im Großen. Man brannte jahrelang die Saaten nieder, um durch Hunger die Halsstarrigen zu tödten. Umsonst ward im Jahre **1583** der Königin Elisabeth vorgestellt, es würden in Irland nur Asche und Leichen übrig bleiben. Ein Schriftsteller jener Zeit versichert, man hätte auf den Feldern und in den Gräbern eine Menge Leichen mit Gras und Nesseln in dem Munde gefunden.

Die Wunden des zerschlagenen Landes sollte das Oel der anglicanischen Kirche heilen, und ihre Prediger die Aerzte sein. Wohl konnte man die Irländer überwinden, sie mar-

tern, sie tödten; aber ihre katholische Religion konnte man ihnen nicht rauben. Alle List und alle Gewalt wider diesen unerschütterlich festen Glauben des Iren ward zu Schanden; da nahmen, als alle Mühe vergeblich war, die Prädicanten dem armen hungernden Volke den letzten Blutpfenning, und bauten sich schöne Häuser unter den Hütten, und richteten sich mit katholischem Gute die Kirchen protestantisch ein. Erstere wurden mit Weib und Kind bevölkert, letztere standen leer, die Herzen der Iren aber ließen sie den katholischen Geistlichen; denn trotz aller Verfolgung und des Mordes treuer Priester und Bischöfe hatte sich dennoch eine Anzahl Priester, wahre Apostel, erhalten, welche das leidende Volk im heiligen Glauben stärkten, mit demselben beteten, litten und starben.

Erleichtert athmeten die Iren auf, als Jacob I., der Sohn der katholischen Maria, den Thron bestieg; wirklich ließ er eine Amnestie für die Schuldigen, nur die „Mörder und Papisten" ausgenommen. Iren, die den König um Religionsfreiheit anflehten, wurden als Verbrecher in die Kerker geworfen. Noch galt es für kein Verbrechen, einen Irländer zu tödten; jetzt mußte der Mörder, hatte der Ermordete den Huldigungseid geleistet, eine kleine Geldbuße zahlen. Alle Strafgesetze gegen die Recusanten wurden mit größter Strenge vollzogen, schärfer noch als in England. Planmäßig ging man damit um, dem Volke der Iren das Heimatland zu rauben, und dafür protestantischen Engländern und Schottländern zuzutheilen. Ein Aufstand der Irländer gab sogleich Gelegenheit, aus sechs Grafschaften die Einwohner von Haus und Hof in die Berge und Wildnisse zu treiben. Da aber Empörungen nicht so oft, als man wünschte, vorkamen und die Lust nach irischem Lande immer größer ward, so legten die englischen Staathalter und Lordsoberstrichter eigene Gerichtshöfe an, welche, zur Beruhigung des Landes, wie es hieß, die Besitzrechte der irischen Grundeigenthümer untersuchen mußten. Da hatten denn fast immer der König von England und andere englische Herren mehr Recht auf irischen Grund und Boden, als die Irländer selbst. Kam es vor, daß die Geschwornen nicht Land genug dem Fiskus zusprachen, so wurden sie sogleich zu Kerkerstrafe verurtheilt. Ganze Landschaf-

ten wurden so den Bewohnern unter den Füßen hinweggezogen, und nachdem die Volksmasse wie in einem Mörser durch Schwert, Hunger und Pest zumal zerstampft war, unterwarfen sie sich der Regierung, nahmen Gesetz und Obrigkeit an, und ergriffen „freudig in allen Theilen des Reiches unter Bezeugung der Freude und des Wohlbehagens die Verzeihung und den Frieden Königs Jacobs I.!"

In noch schamloserer Weise behandelte der neue König Carl I. die Irländer. Diese unterstützten den durch seine englischen und schottischen Unterthanen stets bedrängten König mit einer Summe von einmalhundert zwanzigtausend Pfund; sie verlangten dafür nur Gerechtigkeit. Carl gab sein Wort, nahm das Geld, und — betrog das arme Volk. Keine der verheißenen Erleichterungen ward gewährt; ja es kam noch Aergeres. Bisher war von den vier Provinzen Irlands einzig Connaught von den englischen Eindringlingen frei geblieben. Der Vicekönig Stafford, des Königs Günstling, ein Mann von seltenen Geistesfähigkeiten, „derer Gebrauch ihm der liebe Gott, aber deren Anwendung ihm der Teufel an die Hand gegeben", wie die Irländer sagen, unternahm es, Connaught zu unterwerfen. Zuerst sandte er die englischen Gesetzmänner voran, dann kam er mit seinen Soldaten. Die Grafschaft Galloway war entschlossen, ihr Recht mit den Waffen zu vertheidigen. Stafford bot ihr die friedliche Entscheidung durch das Gericht an. Die Grafschaft willigte ein und die Richter entschieden für sie. Höchst erzürnt ließ Stafford die Richter vor die Sternkammer nach Dublin schleppen, jeden um viertausend Pfund strafen, und auf den Knieen mußten sie erklären, sie hätten Unrecht. Andere Mittel des edlen Grafen, Richter, welche für des Königs Recht blind waren, sehender zu machen, und ihre Aussprüche zu verbessern, waren Geldstrafen, Prangerausstellung, Ohrenabschneiden, Zungenschlitzen, Brandmarken. Nebenbei trat er alles Katholische mit Füßen. Da entbrannte furchtbar der Zorn des mißhandelten Volkes; das Gefühl der erlittenen Leiden, die anfänglichen Siege machten die Iren rachedürstig, übermüthig und grausam. An zwölftausend Protestanten wurden zum Theil unter Martern niedergehauen. Schon rückten die Irländer vor Dublin. Da erklärte das englische Par-

lament, die katholische Religion dürfe in Irland nimmer geduldet werden. Ein Heer von fünfzigtausend Mann sollte diesen Beschluß vollziehen; die Kosten der Rüstung wurden auf die Summen angewiesen, welche aus dem Verkaufe von zwei und halbe Million Morgen irischen Landes erlöst werden sollten. Die Engländer erzwangen die Landung, und nun begann ein Morden, Brennen, Rauben und Schänden, wie es die Welt wohl nie gesehen. Alle Gefangenen wurden getödtet; waren sie zu Schiffe, gebunden in das Meer geworfen. An Grausamkeit wurden die Grausamsten von den „frommen" Puritanern übertroffen. An einem Orte allein, auf der Halbinsel Magee, wo sich noch keine Spur des Aufstandes gezeigt hatte, wurden dreitausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder, niedergemetzelt. Ein Oberst, Matthew, ging Tagelang auf die katholischen Bauern, als wie auf Hasen, und schoß deren mehrere Hunderte nieder. Gleichwohl blieben die Irländer unüberwunden, allzeit bereit, die Waffen niederzulegen, würde der König ihnen die Religionsfreiheit bewilligen. Umsonst versuchte der König den Frieden mit Umgehung dieser Frage zu schließen; die Katholiken bestanden um so fester auf der Freiheit ihres Bekenntnisses, ohne welche sie nur auf das Neue die Knechte der Engländer würden. Der König aber glaubte ihnen solches nicht bewilligen zu können; ihm schien eine solche Vergünstigung eine neue Waffe wider ihn in den Händen seiner Feinde werden zu müssen. Immer größer ward seine Noth. Nun eilte der Herzog von Ormond wieder nach Irland, um die Königlichgesinnten daselbst zur Hilfe des Monarchen zu versammeln. Da erscholl die Botschaft von seiner Hinrichtung und versöhnte die Herzen der Iren, welche so furchtbar gelitten, mit ihm. Thränen flossen um den unglücklichen Fürsten, und Gebete stiegen für ihn zu Gott empor.

Dieß war ein neues Verbrechen in den Augen Cromwells, seines Mörders. Er selber führte ein Heer nach Irland, und es ward der Kelch seines Leidens voll. Stafford erschien als ein milder Engel gegen Cromwell, dessen Schritte mit Flammen und Blutbächen begleitet waren. Die Stadt Drogheda schlug mit äußerster Standhaftigkeit seine Stürme zurück. Da verhieß er den Bewohnern, während des Sturmes, Schonung und Gnade,

falls man sich ergäbe. Sie thaten's. Nun befahl er vorerst die ganze Besatzung niederzumachen; fünf Tage dauerte das Blutbad; hierauf wurden tausend Einwohner in der Kirche abgeschlachtet. „Wer hat dieses große Werk gethan? schrieb gotteslästernd der furchtbare Fanatiker, es war nicht unsere eigene Macht — es war der Geist Gottes!"

Derselbe Gräuel ward von den entmenschten Kriegsknechten an den Bewohnern der Stadt Werford verübt. Der Geschichtschreiber Leland bedauert hiebei, daß man es nur bei zweihundert Hinrichtungen bewenden ließ. Wer nichts als das Leben rettete, nichts als das Hemd am Leibe trug, war deßhalb noch nicht sicher, man konnte ihn noch als Sklaven verkaufen; bei achtzigtausend Menschen wurden auf diese Weise nach Westindien als Sklaven verhandelt; tausend Mädchen auf einmal. „Es geschieht zum öffentlichen Wohle", schrieb einer von Cromwells Agenten. Wer fliehen konnte, der floh.

Und dennoch war das Volk der Iren noch nicht ausgerottet worden; das sollte geschehen. Cromwell befahl den Rest der Märtyrer nach der Provinz Connaught zu bringen, und dort wie in einem Kerker zu bewahren. Todesstrafe war auf die Ueberschreitung der Gränze Connaught's gesetzt. Zu Denen, die da baten oder sich sträubten, schrie Cromwell: „In die Hölle mit dir oder nach Connaught!" — So hatte man denn Millionen Morgen gutes Land gewonnen. Englische und schottische Speculanten und Abentheurer fielen darüber her, wie Raubthiere über ein Aas herzufallen pflegen.

Unter Carl II. leuchtete nur ein kurzer Strahl von Güte über die Unglücklichen. Jedoch das protestantische und englische Interesse, wie Hume, der englische Geschichtschreiber, offen gesteht, erheischte es, die Iren in der alten Sklaverei zu erhalten. Man versuchte es, Irland in das wahnsinnige papistische Complott des Titus Dates zu verwickeln und zum Aufstande zu bringen. Das mißlang gänzlich; als das einzige Opfer des wüthenden Hasses fiel Plunkett, der protestantische Erzbischof von Armagh, fälschlich angeklagt wegen Hinneigung zur katholischen Religion. Umsonst war es, daß der Vicekönig von Irland, Lord Esser, dem Könige die Unschuld des Verurtheilten vorstellte und um Gnade für ihn bat. „Sein Blut falle auf Euch, Mylord, war

Carls Antwort. Ihr, Mylord, hättet ihn retten können, wenn Ihr gewollt hättet; ich darf es nicht wagen."

Jacob II. milderte den Druck Irlands; schon begannen sie auf bessere Zeiten zu hoffen. Da stürzte Wilhelm von Oranien den König, seinen Schwiegervater, vom Throne: Jacob floh nach Irland. Die Iren stritten für ihn, muthvoll aber unglücklich, am Boynefluß. Der Sieger trat die Ueberwundenen mit Füßen; sechzigtausend Morgen Landes, ein Capitalwerth von drei Millionen Pfund, wurden den Iren genommen und an Wilhelms Günstlinge verschenkt. So war den Katholiken nur noch der eilfte Theil des Landes geblieben; und dennoch waren sie an Zahl zu den Protestanten wie vier zu eins.

Bei dieser planmäßigen Unterdrückung war es vor Allem auf den Tod der katholischen Kirche, dann erst auf den des irischen Volkes abgesehen, allein Beide, Kirche und Volk, waren so miteinander verwachsen, daß die Eine sich nur mit dem Andern vertilgen ließ. Zuerst wollte man das Priesterthum vernichten. Alle Bischöfe und Prälaten, welche Priesterweihe hätten ertheilen können, wurden außer Landes geführt; kehrten sie zurück, so wartete ihrer die Todesstrafe. Kein fremder Priester durfte landen; kein inländischer durfte nach seinem Stande gekleidet gehen; jeder mußte die Anhänglichkeit an das Haus Stuart abschwören und fünfzig Pfund als Bürgschaft erlegen, und ohne Erlaubniß durfte er weder die Grenze seiner Grafschaft verlassen, noch in einer andern Pfarrei fungiren. Der Schmuck der Thürme ward den Kirchen genommen, wie der Trost des Geläutes; mit Peitschenhieben bestrafte man die Wallfahrt, zerstörte alle Bilder im Freien, und warf die Kreuze nieder. Den protestantischen Geistlichen mußten die Zehnten und Abgaben geleistet werden; wovon die katholischen lebten, das war ihre Sorge. Die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten waren durchwegs verboten; der Priester, der sie einsegnete, verfiel dem Tode. Schulen ließ man den Katholiken nicht; dem Anzeiger eines katholischen Schullehrers zahlte die Staatskasse fünf Pfund, und verkaufte den Verrathenen nach Westindien als Sklaven. Die Kinder der Katholiken durften allerdings die Schulen der Protestanten besuchen; hier aber verloren sie den Glauben der Eltern. Diesen schien der

Glaube ein größeres Gut, als die Wissenschaft; lieber wollten die Eltern ihre Kinder unwissend als abgefallen sehen. Auswärts in katholischen Anstalten die Kinder zu erziehen, war unter scharfer Strafe verboten; und zu jeder Stunde hatte die Obrigkeit das Recht, sich die Kinder der Katholiken vorführen zu lassen.

Auf gleiche Weise, wie Religion und Gewissen, ward auch alles Recht in den bürgerlichen Verhältnissen mit Füßen getreten. In Irland schien nur Alles für die Protestanten da zu sein. Von allen öffentlichen Stellen im Heere wie bei der Verwaltung waren die Katholiken Irland's ausgeschlossen, gleich ihren Leidensbrüdern in England. Kein Katholik konnte in Irland ein Grundeigenthum sich erkaufen; längstens für dreißig Jahre durfte er solches in Pacht nehmen, und nie mehr als ein Drittel des wahren Ertrages für sich beziehen. Wer da verrieth, daß ein Pächter weniger zahle, erhielt alsbald eine Belohnung, konnte den Andern von seiner Pachtung jagen, und sich an dessen Stelle setzen. Seinem Pächter gegenüber war der Grundeigenthümer ein Despot, der kein anderes Gesetz kannte, als das seiner Laune. Mit Peitsche und Stock pflegte er sogleich alles Mißfällige zu ahnden, und Gnade dem Unglücklichen, der sich nur stellte, als wollte er sich vertheidigen. Handel und Gewerbe lagen ganz in den Händen der Protestanten; trieb ein Katholik ein Gewerbe, so fand er sich überall gehemmt; nur zwei Lehrjungen durfte er halten. Die Katholiken sollten nur Handwerker und Taglöhner sein; weigerten sie sich an kirchlichen Festtagen zu arbeiten, so wurden sie mit Geld bestraft.

Die rohesten Barbaren wagten sich nicht in das innere Heiligthum der Familie, und ehrten das Band der Liebe, das Gott selber um die Ehegatten und um Eltern und Kinder geschlungen. Die Unmenschen zerrissen, so weit sie's vermochten, auch dieß; Hader und Feindschaft und Verrath streuten ihre Gesetze in die Familien. Während bei den englischen und irischen Protestanten in Erbfällen von Grundeigenthum das Recht der Erstgeburt galt, ward für die Katholiken gleiche Theilung eingeführt, als das sicherste Mittel, sie in beständiger Armuth und somit auch in Knechtschaft zu erhalten. Doch dieß wäre noch das Wenigste. Tritt aber das Kind eines Katholiken zum Protestantismus über, so bestimmt der Kanzler von Irland,

welches Heirathgut der Vater ihm zu geben habe; ist es der älteste Sohn, so sind alle letztwilligen Verfügungen des Vaters ungiltig; jener ist sein einziger Erbe, ja er kann sich noch zur Lebenszeit der Eltern in Besitz setzen; diese sind dann blos seine Pächter ohne weiteres Anrecht auf Grund und Boden. Ist ein Katholik dem Tode nahe, so hat er nicht den Trost, daß die Mutter die Vormünderin der Kinder sein werde; nicht die Beruhigung, Einen, dem er sein Vertrauen schenkt, hiefür auswählen zu dürfen; das muß er dem Kanzler von Irland überlassen, und dieser darf nur einen Protestanten dafür aufstellen. Der Arme muß demnach von hinnen scheiden, ohne den Trost, das Eine, was er den Seinigen hinterlassen kann, den Glauben, der ihm Licht und Erquickung gewährte, gesichert zu sehen. Keine Verwandtschaft mit einem Protestanten kann den Katholiken durch mögliche Erbschaft in eine bessere Lage versetzen; denn die Gesetze untersagen jedes Vermächtniß und jegliche Schankung unter Lebenden an Katholiken."

Da ward es zum Sprichwort der Irländer: „In Irland gibt es kein Gesetz für den Katholiken!" Und ein irischer Gerichtshof um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestätigte dasselbe, indem er offen erklärte: „Die Gesetze wüßten nichts von der Existenz der Katholiken im Königreiche, und das Dasein derselben sei nur soferne möglich, als die Regierung durch die Finger sehe."

Und dennoch verfehlte die hundertjährige Plackerei und Schlächterei gänzlich ihren Zweck. Von zwei Millionen stieg die Bevölkerung der Katholiken in Irland auf sieben Millionen; die Protestanten mehrten sich nicht. Derjenige, der da gesagt: „Die Pforten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen" — hat sein leidend Volk erhalten, sein bedrängtes Heiligthum wie mit Wundern beschützt. Wider Willen ermüdet durch solche Standhaftigkeit, voll Furcht ob der eigenen Ungerechtigkeit ließ das protestantische England vom Drucke nach; es erleichterte einigermassen die Lasten Irlands, und bewilligte etwelche Freiheiten, bis der Ausbruch der französischen Revolution in der Verfassung Irlands die größte Veränderung hervorrief, sein Parlament mit dem von England vereinigte, und dadurch die wichtigsten Neuerungen auch in religiösen Dingen herbeiführte.

III. Kapitel.

Die Kirche in Frankreich. — Ludwig XIV. — Der Streit über das Regale — Die Jansenisten — Port Royal. — Quesnel. — Die Bulle Unigenitus. — Die Appellanten. — Das Schisma von Utrecht. — Die Aufhebung des Edictes von Nantes.

Bald nach dem dreißigjährigen Kriege erhob sich Frankreich unter der Regierung Ludwig's **XIV.** (**1638—1715**) zur ersten Macht Europa's. Dieser König hieß der Große. Allein seine Größe war das Werk seiner ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmänner und einer treulosen Politik, der kein Mittel zu schlecht war, wenn es nur zum Ziele führte. Im Grunde war dieser große Ludwig nur ein wollüstiger Despot mit einigen blendenden Eigenschaften, der, von Schmeichlern und Maitressen verdorben, sich für die höchste Vortrefflichkeit der Welt hielt und mit seinem Gewissen Kameele verschlang, aber Mücken durchseichte. Sein Wort war: „Der Staat, das bin ich!" — Darnach handelte er; alle Lust und alle Macht der Erde, meinte er, sei nur für ihn da. Sein Hochmuth verschonte nichts, nicht einmal das Oberhaupt der Kirche, den ehrwürdigen Alexander **VII.** Ludwigs Gesandter zu Rom, der Herzog von Crequi, benahm sich, und zwar im Auftrage seines Gebieters, mit solch' höhnender Frechheit, daß die corsische Leibwache, darüber erzürnt, den Pallast des Gesandten angriff. Sogleich ließ Ludwig, ohne auf die versöhnlichen Vorschläge des Papstes zu achten, den Legaten aus Frankreich weisen, Avignon und Venaissin besetzen, und Truppen nach Italien marschiren. Alexander mußte sich demüthigenden Bedingnissen unterwerfen, seine Corsen abdanken, und auf ihrer Wache eine Schandsäule errichten. Das hieß man damals Größe!

Die Päpste hatten zu allen Zeiten die Völker wider die Tyrannei der Fürsten in Schutz genommen. Auch jetzt noch konnten sie despotischen Königen hinderlich sein. Deßhalb gedachte Ludwig die Macht der Päpste möglichst zu beschränken. So entstand in ihm der Gedanke an eine Nationalkirche Frankreichs; in weltlichen Dingen war er schon Herr, er wollte es auch in geistlichen werden. Keineswegs wollte er das Papst-

thum abschaffen, jedoch die Macht desselben blos auf die Reinheit der Lehre beschränken, und auch in dieser Hinsicht sollten seine Entscheidungen nur dann in Frankreich Eingang finden, falls ein allgemeines oder das Nationalconcil sie gebilligt hätten. Ein allgemeines Concil konnte bei solcher Beschränkung der päpstlichen Macht ohnedieß nicht leicht stattfinden; auf einem Concil der Bischöfe seines Reiches blieb dem Könige ein überwiegender Einfluß gewiß. Von solchen Ansichten und Plänen geleitet, begann er mit dem Papste den Streit über das Regale; erfuhr aber dabei, daß der Stuhl Petri fester stünde, als er und gar viele mit ihm glaubten, und daß die Päpste zu seiner Zeit eben so muthig für Kirchenrecht zu streiten wußten, als zur Zeit der Hohenstaufen. Unter Regale begreift man das Recht, die Einkünfte der erledigten Bisthümer, deren Besetzung den Fürsten zusteht, während ihrer Erledigung zu beziehen, und während dieser Zeit die Beneficien, mit denen keine Seelsorge verbunden ist, zu vergeben. Die Regale aber erstreckten sich nicht über ganz Frankreich, sondern die Kirchen von Languedoc, Guienne, Provence und Dauphiné hatten sich davon frei erhalten. Da erklärte Ludwig durch die Edicte von **1673** und **1675** die Regale für ein unveräußerliches und unverjährbares Recht seiner Krone, welchem alle Bisthümer und Erzbisthümer des Reiches unterworfen seien. Alle Prälaten der befreiten Provinzen gaben nun ihr Recht auf; nur die Bischöfe Pavillon von Aleth und Caulet von Pamiers wollten nicht davon abgehen. Die Sache kam an die Parlamente. Leibnitz, dieser so berühmte protestantische Gelehrte Teutschlands, gesteht: „Als von dem Regale die Rede war, benahmen sich diese (die Parlamente) eben nicht wie Richter, sondern wie Advocaten, ohne nur den äußern Schein zu beachten und ohne alles Gefühl für Gerechtigkeit.“ — Die Bischöfe wandten sich an Papst Innocenz **XI.** Dieser forderte in einem nachdrücklichen, ja sogar drohenden Schreiben den König auf, die Rechte der Kirche nicht anzutasten. Da berief Ludwig die Bischöfe zur Berathung über die Regalienfache nach Paris; vierunddreißig Bischöfe, zwei Generalagenten des Clerus, und vierunddreißig Priester versammelten sich. Von dem Könige gewonnen, erließen sie über das Ansehen und die Macht des Papstes die vier berühmten

Erklärungen vom 13. März 1682, in der Hauptsache des Inhaltes: „1) daß Gott dem heiligen Petrus, seinen Nachfolgern und der Kirche selber nur eine Gewalt über die geistlichen, das Seelenheil betreffenden, nicht aber über die zeitlichen und bürgerlichen Dinge gegeben; Könige und Fürsten seien im Zeitlichen keiner kirchlichen Gewalt unterworfen, und können durch die Schüsselgewalt der Kirche auf keine Weise abgesetzt, noch auch können ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden werden; 2) daß die Gewalt des Papstes in der Kirche durch Concilien beschränkt sei; 3) daß die Rechte und Gewohnheiten der französischen Kirche bestehen; 4) daß die Entscheidungen des Papstes selbst in Glaubenssachen nur dann Giltigkeit haben sollten, wenn sie von der Kirche bestätigt sind."

Das sind die so berüchtigten vier gallicanischen Artikel; sie drehen sich um folgende Grundsätze: „Die Päpste haben von Gott nur eine geistliche Gewalt erhalten; die Päpste stehen unter einem allgemeinen Concil; die Päpste sind als Lehrer nicht unfehlbar, sondern in Glaubenssachen haben sie nur ein provisorisches Urtheil."

Ein königliches Edict bestätigte diese vier Artikel und verordnete, daß sie in allen Facultäten der Theologie und des Rechtes gelehrt, von allen Doctoren unterschrieben, und von Allen, die einen akademischen Grad begehrten, vertheidigt werden sollten. Aber die Sorbonne, die theologische Facultät, konnte nur mit Gewalt zur Unterschrift gebracht werden; die Mehrzahl der Bischöfe, welche die Artikel unterzeichnet, nahmen später ihre Unterschrift zurück und erklärten über das Geschehene dem Papste den tiefsten Schmerz.*) Papst Alexander VII. ließ am Tage vor seinem Hinscheiden (1691) eine Bulle zu Rom anschlagen, worin er die Beschlüsse der Versammlung von 1682 cassirte und für nichtig erklärte. Endlich nahm der Urheber der vier Artikel, Ludwig XIV., sie selber zurück. Er schrieb an Papst Innocenz XII.: „Ich bin sehr erfreut, Eure Heiligkeit wissen zu lassen, daß ich die nöthigen Befehle ertheilt habe,

*) Auch im Jahre 1826 verwarfen mehr denn 70 Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs die letzten 3 Artikel, statt deren sie ein Verdammungsurtheil von Angriffen auf das Papstthum setzten, die unter dem Vorwande von Freiheiten gemacht werden. Nur den ersten Artikel erkannten sie an.

damit die in meiner Verordnung vom 22. März 1682 enthaltenen Gegenstände, die von der Geistlichkeit des Reiches gemachte Erklärung betreffend, wozu die Umstände mich genöthigt, keine Folge haben."

Doch nach Ludwigs Tod befahl das Parlament von Paris, daß das Edict vom Jahre 1682 wiederum vollstreckt werden sollte, und handelte überhaupt von dieser Zeit an so, als ob die vier Artikel ein unabänderliches Grundgesetz des Reiches wären. Die vier Artikel werden gewöhnlich die Freiheiten der gallicanischen Kirche genannt; doch werden aus ihnen noch andere Rechte und Freiheiten abgeleitet, die ärger sind als die Artikel selber. Die französischen Prälaten kamen übrigens vor der Revolution darin überein, daß die französische Kirche zwar Freiheiten hinsichtlich des Papstes habe, sich aber dafür in knechtischer Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt befände. „Freiheiten gegen den Papst, doch Knechtschaft gegen den König!" sagt Fenelon, der Erzbischof von Cambrai.

Die Jansenisten.

Auf das Heftigste ward die Kirche in Frankreich durch eine neue Secte erschüttert, welche von Cornelius Jansen, Professor der Theologie zu Löwen und später Bischof von Ypern, den Namen Jansenisten führt. Mit seinem Freunde du-Vergeier de Hauranne (bekannt unter dem Namen des Abtes von Sct. Cyran) suchte er die wahre Lehre des heiligen Augustin über die Gnade zu ergründen; starb aber an der Pest (1638), nachdem er eben das Resultat seiner Forschungen in einem Buche: „Augustinus" genannt, zusammengestellt und in der Einleitung wie in seinem Testamente ausdrücklich den Inhalt des Werkes dem Urtheile des apostolischen Stuhles unterworfen hatte. Dieses Werk machte in Frankreich und in den Niederlanden das größte Aufsehen. Gleich bei Erscheinen desselben wiesen die Jesuiten darin Sätze nach, welche, die Freiheit des Willens dem Menschen völlig absprechend, als häretisch bereits von frühern Päpsten verdammt wären. Wirklich verbot auch Papst Urban VIII. das Buch des Jansenius. Allein seine Anhänger erklärten die Bulle für erschlichen, und appellirten nach Rom. Der Syndicus der theologischen Facultät zu Paris, Cornet, faßte das Irrige der

jansenistischen Lehre in fünf Sätze zusammen, und legte selbe der Facultät zur Entscheidung vor; allein nun mischte sich das Parlament, in welchem bereits viele Jesuiten saßen, hinein, und verhinderte die Facultät ein Urtheil darüber zu fällen. Nun ward ein Streit so heftig und bedenklich, daß die französischen Bischöfe sich an das Oberhaupt der Kirche wandten, mit der Bitte, über die fünf Sätze eine Entscheidung zu geben. Der Papst versammelte die ausgezeichnetsten Theologen und Cardinäle; er hörte die Jansenisten, verglich die fünf Sätze mit dem Buche des Jansenius, und verdammte selbe in der Bulle **cum occasione** (vom **31. Mai 1650**) als ketzerisch. Es lauten aber diese Sätze: **1**) Einige Gebote Gottes sind den Gerechten rücksichtlich der Kräfte, welche sie eben haben, unmöglich, obgleich sie dieselben erfüllen wollen, und sich anstrengen, dieselben zu erfüllen. **2**) In dem Zustande der gefallenen Natur widersteht man niemals der innerlichen Gnade. **3**) Um in dem Zustande der gefallenen Natur verdienstliche oder strafbare Handlungen zu begehen, bedarf der Mensch nicht einer der Nothwendigkeit entgegengesetzten Freiheit, sondern es genügt, daß er eine dem Zwang entgegengesetzte Freiheit habe. **4**) Die Semipelagianer nahmen die Nothwendigkeit der innerlichen und zuvorkommenden Gnade für jede Handlung insbesondere, selbst für den Anfang des Glaubens aus, und sie waren Häretiker durch ihre Behauptung, diese Gnade sei von der Art, daß des Menschen Wille die Macht habe, ihr zu widerstehen oder einzustimmen. **5**) Es ist ein semipelagianischer Irrthum, zu sagen, daß Christus für alle Menschen ohne Ausnahme gestorben sei."

Das war anders nichts, als die schauerliche Lehr Calvins von der Unfreiheit des menschlichen Willens und der nöthigenden Gnade. Die Verwerfung dieser Sätze ward deßhalb von allen wahren Katholiken Frankreichs mit Freude aufgenommen; dreißig zu Paris versammelte Bischöfe dankten dem Papste für diese Entscheidung auf das ehrfurchtvollste; zu Tours hielt man sogar ein feierliches **Te Deum**, weil man sie für den letzten vernichtenden Schlag des Calvinismus ansah.

Eine so entschiedene Verwerfung der Lehre ihres Meisters hatten die Jansenisten nicht erwartet; sie nahmen jetzt zu einer

unwürdigen Falschheit ihre Zuflucht, und erklärten, „allerdings seien jene fünf Sätze verdammlich, allein in diesem Sinne fänden sie sich nicht in des Jansenius Buch.“ — Und doch hatten sie vor Erscheinung der Bulle anerkannt, daß die Sätze von Jansenius wären, und sie als katholisch vertheidigt! Da erklärten, sowohl eine Versammlung französischer Bischöfe zu Paris (**1654**), als auch das Oberhaupt der Kirche, daß in den fünf Sätzen wirkich die Lehre des Jansenius verdammt worden sei. Nun wandten die Jansenisten ein, daß die Kirche wohl unfehlbar sei in der Entscheidung, ob ein Satz rechtgläubig sei oder nicht; dagegen könne sie sich täuschen, ob dieser Satz wirklich in dem Buche eines Lehrers enthalten oder von ihm aufgestellt worden sei. Hinsichtlich des Erstern, der dogmatischen Entscheidung, sei man der Kirche Unterwerfung schuldig; bezüglich des Letztern, der Thatsache, nur ein ehrerbietiges Stillschweigen. Dieß ist die berüchtigte jansenistische Unterscheidung „von dem Rechte und der Thatsache“, eine Unterscheidung, so bisher in der Kirche ganz unerhört gewesen war. Dagegen erklärte die Versammlung der französischen Geistlichkeit (**1656**), daß es Thatsachen gebe, in denen die Kirche nicht irren könne, ohne das ihr nöthige Ansehen zu verlieren. Alexander **VII.** bestätigte die Entscheidung seines Vorgängers, daß die fünf Sätze im Sinne des Jansenius verdammt worden wären, und erließ auf Ansuchen des Königs und der Bischöfe von Frankreich eine Bulle mit einem Formular, durch dessen Unterzeichnung man eidlich versicherte, daß man die fünf Sätze des Jansenius aufrichtig verwerfe und verdamme, in dem eigentlichen Sinne des Verfassers und wie sie der römische Stuhl verdamme; zugleich wies der Papst alle Erzbischöfe, Bischöfe, Welt- und Ordensgeistliche, auch die Nonnen und die Erzieher der Jugend an, das Formular zu unterschreiben.

Die Jansenisten verweigerten hartnäckig die Unterschrift, und wollten sich nur zur Beobachtung ihres sogenannt' ehrerbietigen Stillschweigens herbeilassen. Der Mittelpunkt ihrer Umtriebe ward nun das Frauenkloster Port-Royal, dessen Aebtissin Angelica Arnauld, eine Schülerin des Abtes von St. Cyran, war. In der Nähe des Klosters wohnten auch die Häupter der Jansenisten, Nicole, Pascal und Arnauld, der Bruder

Angelicas. Auch diese Nonnen widersetzten sich der Unterzeichnung des Formulars mit einem Trotze, der an Verstocktheit gränzte. Der Streit ward immer heftiger. Die Jansenisten sahen die Jesuiten als ihre Hauptgegner an, und schwuren ihnen Verderben. Sie warfen ihnen als Wiedervergeltung lare Sittenlehre und semipelagianische Irrthümer vor. Pascale richtete gegen sie seine Briefe aus der Provinz.*) Noch ärger ward die Verwirrung als selbst die Bischöfe von Alet, Beauvais, Angers und Pamiers die Lehre der Jansenisten vom Rechte und der Thatsache billigten. Schon war gegen sie der Prozeß eröffnet; da starb Alexander **VII.**, und sein Nachfolger Clemens **VII.** vermittelte einen Vergleich, in welchem er sich begnügte, daß die Bischöfe nur aufrichtig, und nicht, wie man bisher gefordert, unbedingt die Unterschrift leisteten (**1668.**)

So blieb es an dreißig Jahren Ruhe. Da legte ein Beichtvater der Sorbonne die Frage vor, ob er einen Geistlichen absolviren könne, der zwar die Formel unterschrieben, aber doch glaube, daß der Papst und die Kirche in der Frage über die Thatsache irren könne. Die Sorbonne bejahte diese Frage, Andere verneinten sie; auf das Neue kam ganz Frankreich in Aufregung. Im Jahre **1705** entschied jedoch Clemens **XI.**, daß es nicht genüge, über die Frage, ob die fünf Sätze im Buche des Jansenius sich befänden, ein gehorsames Stillschweigen zu beobachten, sondern man müsse glauben, daß er sie wirklich in einem ketzerischen Sinne in dem Buche vorgetragen habe. Auch diese Entscheidung ward den Frauen von Port-Royal zur Unterschrift vorgelegt; aber sie wollten selbe nur mit Vorbehalt annehmen. Doch dießmal mußten sie ihre Widersetzlichkeit büßen. Zuerst verbot man ihnen Novizen aufzunehmen; dann vertheilte man sie in andere Häuser, und zuletzt ward

---

*) Diese Briefe sind in einem leichtfertigen, beißenden Style geschrieben und suchen auf alle Weise durch Witz, Lüge und Verläumdung die Jesuiten lächerlich und verächtlich zu machen. Sie erregten großes Aufsehen und wurden weit verbreitet. Was ihre Glaubenswürdigkeit betrifft, so nennt sie Racine geradezu eine Comödie, Voltaire spricht mit Unwillen davon und Bayle äußert, kein Buch habe den Jesuiten mehr Unrecht zugefüget, und größern Verdruß bereitet, als dieses. Niemand wird aber behaupten, daß diese Männer Freunde der Jesuiten waren.

(1710) ihr Kloster auf Befehl Ludwigs **XIV.** vom Grunde aus zerstört.

Paschasius Quesnel und die Constitution Unigenitus. — Die Appellanten und Convulsionäre.

Nach Arnaulds Tod (**1694**) galt Paschasius Quesnel, ein Priester des Oratoriums, der des Jansenismus halber aus Frankreich nach den Niederlanden geflohen war, als Haupt der Jansenisten. Er gab moralische Betrachtungen über das neue Testament heraus, ein Buch, das die Hauptirrthümer des Jansenismus in der verführerischsten Gestalt enthielt. Die Jansenisten verbreiteten das Buch auf alle Weise unter dem Volke, was ihnen um so leichter gelang, als der Cardinal Noailles, Erzbischof von Paris, dasselbe als Bischof von Chalons gebilligt und nachdrücklich empfohlen hatte. Aber die Bischöfe von Apt, Besançon und Nevers erklärten sich gegen Quesnels Werk, und im Jahre **1708** ward es auch vom Papste Clemens **XI.** verworfen.

Hiedurch fühlte sich der Cardinal Noailles empfindlich gekränkt; er weigerte sich seine Approbation zurückzunehmen, verhieß jedoch, sich der Entscheidung des Papstes zu unterwerfen. Ludwig **XIV.**, der endlosen Streitigkeiten müde, bat Clemens um ein feierliches Urtheil über Quesnels Buch. Der Papst berief eine eigene Congregation zur Untersuchung der Sätze Quesnels; die Jesuiten, über welche sich die Jansenisten als ihre Hauptfeinde beklagt, waren ausgeschlossen worden. Nach zweijähriger reiflicher Prüfung erließ Clemens **XI.** die Bulle: **Unigenitus Dei filius**, in welcher hundert und ein Satz aus dem Quesnel'schen Werke verdammt waren.

Es verwarf zwar der Cardinal Noailles sogleich nach Erscheinung der Bulle Quesnel's Buch; aber seltsamer Weise, wider alle Kirchengesetze, verbot er — der Mindere — bei Strafe der Suspension die dogmatische Entscheidung — des Höhern — des römischen Stuhles anzunehmen. Mehrere Bischöfe traten ihm bei; auch ein Theil der Sorbonne widersprach der Bulle, die dennoch auf Befehl des Königs in ganz Frankreich bekannt gemacht ward. Der einbrechenden Verwirrung zu

steuern, wollte Ludwig **XIV.** eben mit des Papstes Erlaubniß ein Concil der Bischöfe seines Reiches versammeln. Da starb er. Ihm folgte sein Enkel, der erst fünfjährige Ludwig **XV.**, unter der Vormundschaft des sitten- und glaubenslosen Herzogs von Orleans. Da wuchs den Jansenisten der Muth; sie appellirten an ein allgemeines Concil. Nun erreichte die Gährung den höchsten Grad; ganz Frankreich theilte sich in Appellanten (die an ein allgemeines Concil appellirten) und in Acceptanten (welche die Bulle annahmen.) Es wurden die Bischöfe außer Frankreich über die Bulle befragt; sie erklärten sich alle für die Verbindlichkeit derselben. Doch weder diese Erklärung, noch die ernsten Warnungen des Papstes brachten die Verblendeten zur Besinnung. Tief ward die Kirche Frankreichs durch den Trotz der Appellanten verwundet und das bischöfliche Ansehen herabgewürdigt, wozu namentlich das Parlament von Paris jede Gelegenheit benützte. So weit kam es, daß selbes sogar die Verordnungen einiger Bischöfe wegen Annahme der Bulle zum Feuer verdammte. Erst mit der Zeit verflog die fieberhafte Hitze der Appellanten; der Cardinal Fleury, dem der jugendliche König Ludwig **XV.** die Leitung des Staates vertraute, schritt mit Ernst gegen die Appellanten ein; der Cardinal Noailles sammt den meisten appellirenden Bischöfen unterzeichnete die Bulle (**1728.**) Dasselbe that die Sorbonne mit dem Geständnisse, das, was sie in dieser Sache gethan, verdiene in tiefes Schweigen begraben zu werden. Viele der Appellanten flüchteten sich nach den Niederlanden; doch blieb immer noch ihre Partei mächtig in Frankreich. Was die Appellanten durch Ränke und Gewalt nicht hatten erreichen können, das suchten sie jetzt durch Wunder zu gewinnen. Ein Appellant, Franz von Paris, war nach einem außerordentlichen strengen und für die Armen wohlthätigen Leben im Jahre **1727** gestorben. Zu seiner Grabstätte strömten Menschen aus allen Gegenden, indem man sich von wunderbaren Heilungen erzählte, die sich auf derselben ereignet haben sollten. Viele, die auf seinem Grabe beteten, bekamen Convulsionen und warnten unter krampfhaften Geberden vor der Bulle Unigenitus. Der König ließ im Jahre **1732** den Kirchhof zumauern. Nun versammelten sich die Schwärmer in den Häusern, ließen sich Erde

vom Grabe des Franz von Paris holen, und trieben ihre Convulsionen und Zuckungen so weit, daß sie sich von andern zur Aufregung ihrer Wuth ungeheure Lasten auflegen oder auf sich hämmern und schlagen ließen.

Um dem Unwesen der Appellanten ein Ende zu machen, verordnete der Erzbischof Beaumont von Paris, daß keinem Sterbenden in seinem Sprengel die Sacramente gereicht werden sollten, es sei denn, er vermöge sich durch einen Beichtzettel über die Annahme der Bulle Unigenitus auszuweisen. Als nun wirklich ein Pfarrer dieser Verordnung zufolge einem Kranken die Sacramente verweigerte, ward er von dem Parlamente zu einer Geldbuße verurtheilt und der Erzbischof mit Einziehung seiner Einkünfte bedroht, falls das Aergerniß noch einmal eintreten sollte. Der Erzbischof bedeutete dem Parlamente, er sei ihm über die Verwaltung seines Amtes keine Rechenschaft schuldig. Nun entspann sich zwischen dem Erzbischofe, dem sich die Bischöfe Frankreichs anschlossen, und zwischen den Parlamenten ein heftiger Zwist. Der König nahm zwar die Geistlichkeit in Schutz, strafte die widerspenstigen Parlamente mit der Verbannung; rief sie aber schon im Jahre **1754** wieder zurück. Nun erneuerte das Parlament seine Verordnungen gegen die Sacramentsverweigerer, und quälte den Erzbischof also, daß er zuletzt Paris verließ. Jetzt wandte sich die Geistlichkeit an Benedict **XIV.** um eine Entscheidung über die Verfügung des Erzbischofs; es entschied der Papst, sie hätte in Kraft zu bleiben, sollte jedoch nur auf öffentliche und bekannte Gegner der Bulle Unigenitus angewandt werden.

Indeß ward Frankreich allgemach der jansenistischen Händel müde; der siebenjährige und nordamericanische Krieg lenkte das Interesse auf ein wichtigeres Feld; dann kamen die Stürme der französischen Revolution, und brachten den Appellanten und Jansenisten zugleich mit der Kirche den Untergang; die Kirche ist wieder erstanden, die Secte aber nicht.

Das Schisma von Utrecht.

Nur in einem Winkel von Holland erhielt sich ein kümmerlicher Rest von Jansenismus. Nach Aussterben der katho-

lischen Capitel in Holland hatte der Papst durch apostolische Vicare die Oberleitung kirchlicher Angelegenheiten besorgen lassen. Peter Codde, im Jahre 1683 als Vicar aufgestellt, ward des Jansenismus verdächtig und seiner Stelle entsetzt. Jetzt ernannte der Papst den Peter von Cock zu seinem Nachfolger; allein die Regierung und die zum Theil jansenistisch gesinnten Geistlichen von Utrecht und Haarlem weigerten sich, ihn als solchen anzuerkennen. So entstand das Schisma von Utrecht. Der Zwiespalt ward um so größer, als Varlet, ein des Jansenismus halber suspendirter zu Amsterdam lebender Bischof, sich dazu brauchen ließ, für die Schismatiker Bischöfe zu weihen. Doch beträgt die Anzahl der Getrennten nur fünftausend Seelen; sie haben einen Erzbischof zu Utrecht und außerdem zwei Bischöfe zu Harlem und Deventer. Uebrigens erkennen sie den Primat des Papstes an, und jeder neugewählte Bischof bezeugt dem Papste seine Verehrung und Unterwürfigkeit, die jedoch nicht bis zur Annahme der Bulle Unigenitus geht. Der Papst aber gibt keine Antwort, oder excommunicirt sie als hartnäckige Schismatiker.

Die Aufhebung des Edictes von Nantes.

Mit Ernst und Strenge behandelte Ludwig **XIV.** die Calvinisten; noch immer lebte in ihnen der alte Trotz, und die geheime Verbindung mit den Protestanten von England und Teutschland hatte noch nicht aufgehört. Sie hatten gegen die Gesetze an zweihundert Kirchen während Ludwigs Minderjährigkeit erbaut; auf seinen Befehl wurden sie niedergerissen, ihre Collegien geschlossen, und alle Ausfälle ihrer Prediger gegen die katholische Religion, welche noch immer als purer Götzendienst von ihnen verlästert ward, auf das strengste geahndet. Da empörte sich die Secte (**1683, 1685**) zu Vivarrais; in der Dauphiné und in Nismes brachen Aufstände und Verschwörungen aus; sie wurden schnell und kraftvoll unterdrückt; alle diese vereitelten Versuche büßten die Calvinisten durch geschärfte Strenge.

Mehr noch als diese Strenge wirkte die Liebe und der Geist des französischen Clerus zur Bekehrung der Calvinisten.

Männer, wie Bossuet, Fenelon, Langeron, verkündeten ihnen die wahre Lehre der Kirche, und mit Erstaunen und Entrüstung erkannten nun die Calviniſten, wie ſehr ſie von ihren Predigern getäuſcht worden wären. Schaarenweiſe traten ſie zur Kirche zurück; der franzöſiſche Adel, noch zur Zeit Heinrichs **IV.** bis zur Hälfte calviniſtiſch, war jetzt ganz katholiſch; in Bearn waren ſie von zwanzigtauſend auf achthundert geſchmolzen; in der Stadt und Diözeſe Nismes haiten ſich mehr denn ſechzigtauſend bekehrt. In ſeiner Grundfeſte ſchien der Calvinismus erſchüttert; um ihn jedoch völlig zu vernichten, erließ Ludwig **XIV.** den Widerruf des Edictes von Nantes (**18.** October **1682**); er iſt vornämlich das Werk des Kanzlers Le-Tellier; Biſchöfe und andere Geiſtliche waren darüber nicht zu Rathe gezogen worden. Den Calviniſten wurden durch dieſes Edict alle Privilegien genommen, die Kirchen geſchloſſen, ihre öffentlichen und geheimen Andachten unterſagt, und alle Geiſtlichen, die nicht abſchwören wollten, mußten binnen fünfzehn Tagen das Reich verlaſſen. Dagegen ward die Auswanderung des Volkes auf das ſtrengſte verboten. Dennoch flüchteten ſich viele nach Teutſchland, England und Holland; nach einer ſichern Berechnung beläuft ſich die Zahl der Ausgewanderten auf ſiebenundſechzigtauſend, und keineswegs auf ſechsmalhunderttauſend, wie Proteſtanten anzugeben pflegen. Den zurückgebliebenen Calviniſten ließ der harte Miniſter Louvois Soldaten in die Häuſer legen, die alle Ausſchweifungen trieben und die Unglücklichen mit Gewalt zur Meſſe und zur Predigt zwangen. Dadurch wurden die Bemühungen der Miſſionen größtentheils vereitelt; dringend warnte Papſt Innocenz **XI.** den König vor ſolch' gewaltſamer Bekehrung: „Auf eine ſolche Art habe unſer Heiland nicht verfahren; man müſſe die Menſchen in den Tempel führen, aber nicht hineinſchleifen." Die böſen Folgen blieben auch wirklich nicht aus. Die Calviniſten flüchteten ſich in die faſt unzugänglichen Winkel der Cevennen und der Vivarrais; hier und in Languedoc brachen furchtbare Aufſtände aus; Propheten und Prophetinnen ſtellten ſich an ihre Spitze, weiſſagten den Untergang der katholiſchen Kirche und das Aufblühen des Calvinismus; Blut floß in Strömen, und nicht zum wenigſten das der Geiſtlichen und

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lautenschlager, Othmar,

Geschichte der christlichen Religion und Kirche für das Volk

Bd.: 3,1

München 1849

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.e.o.58-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11684988-0